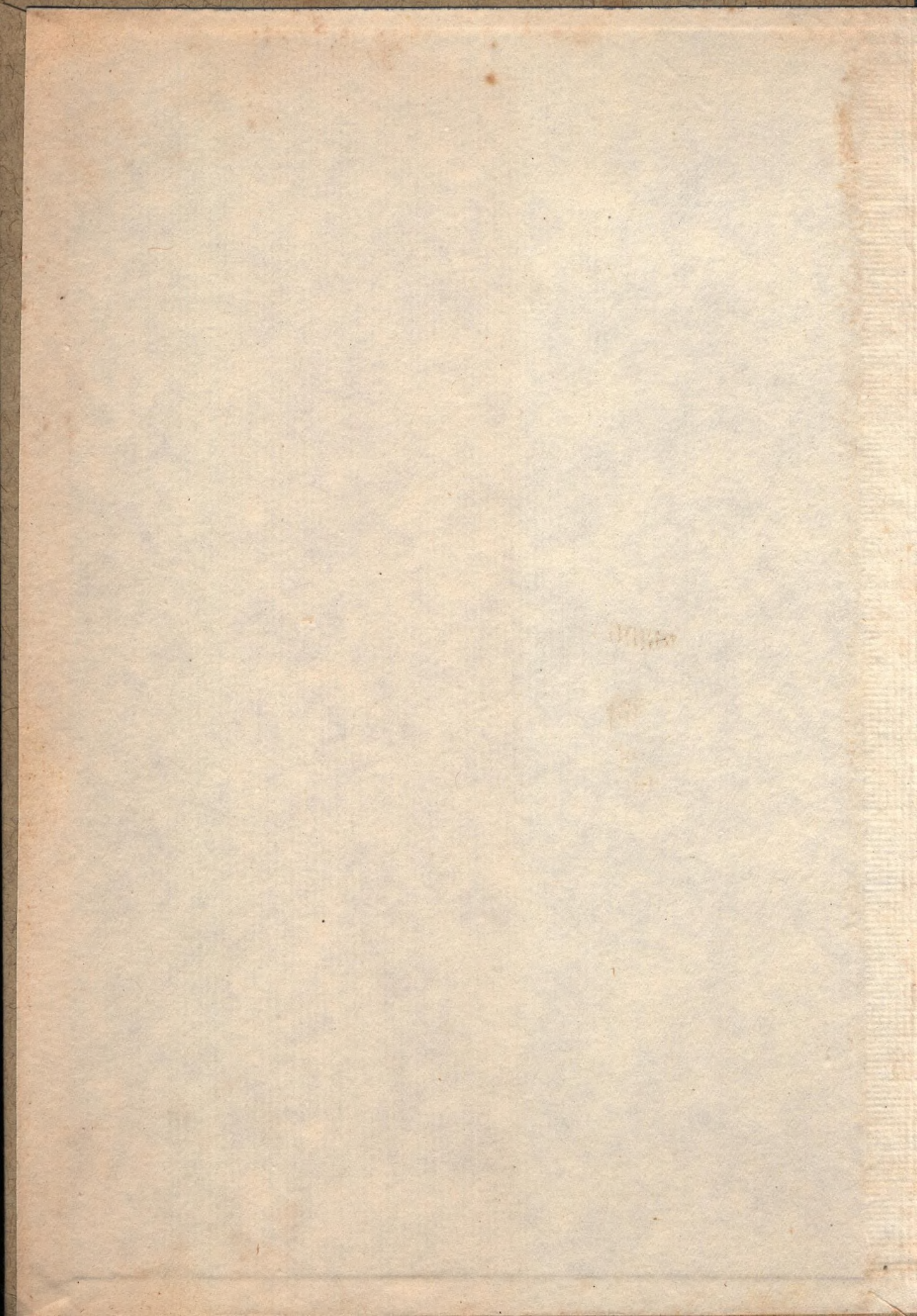
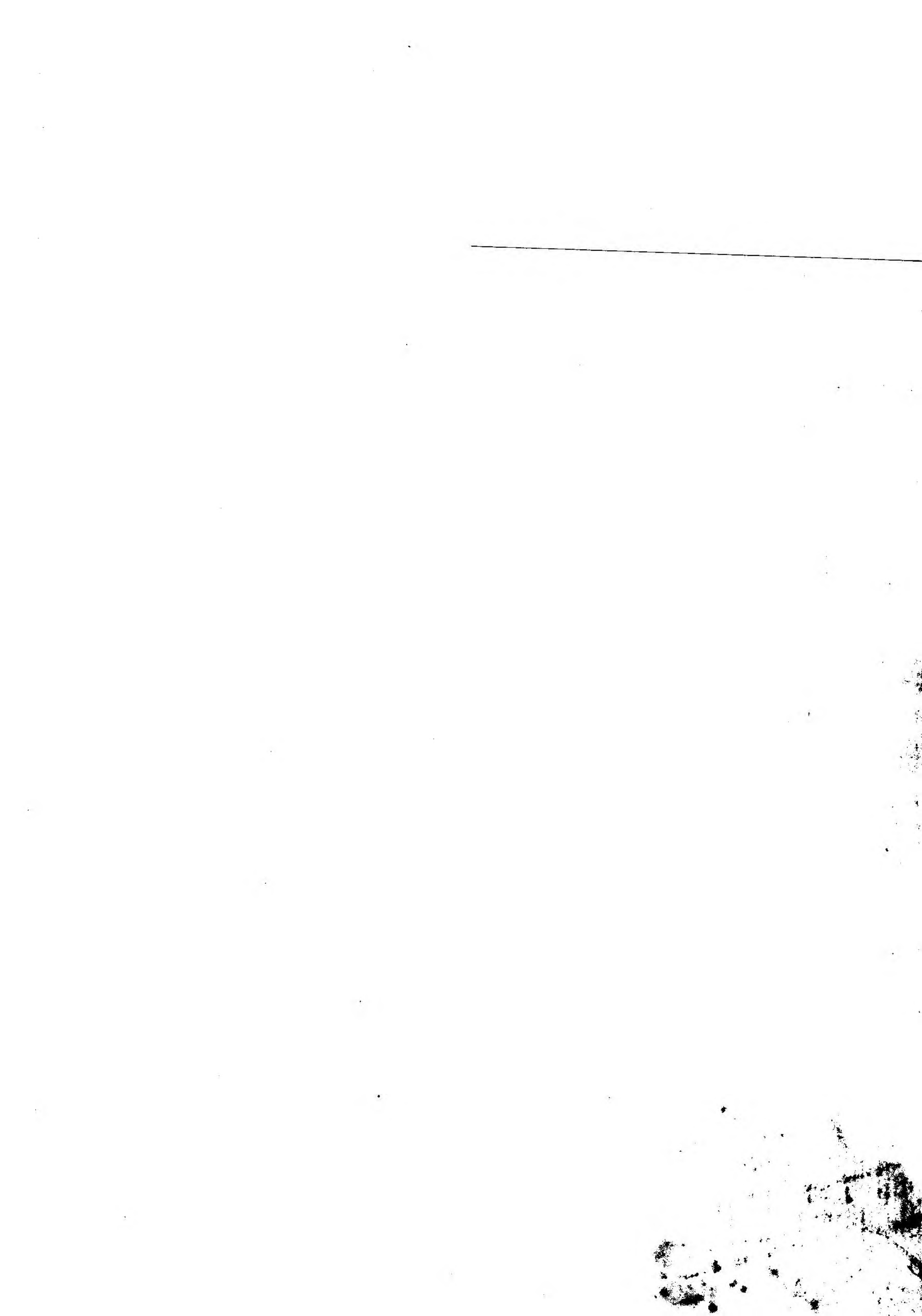
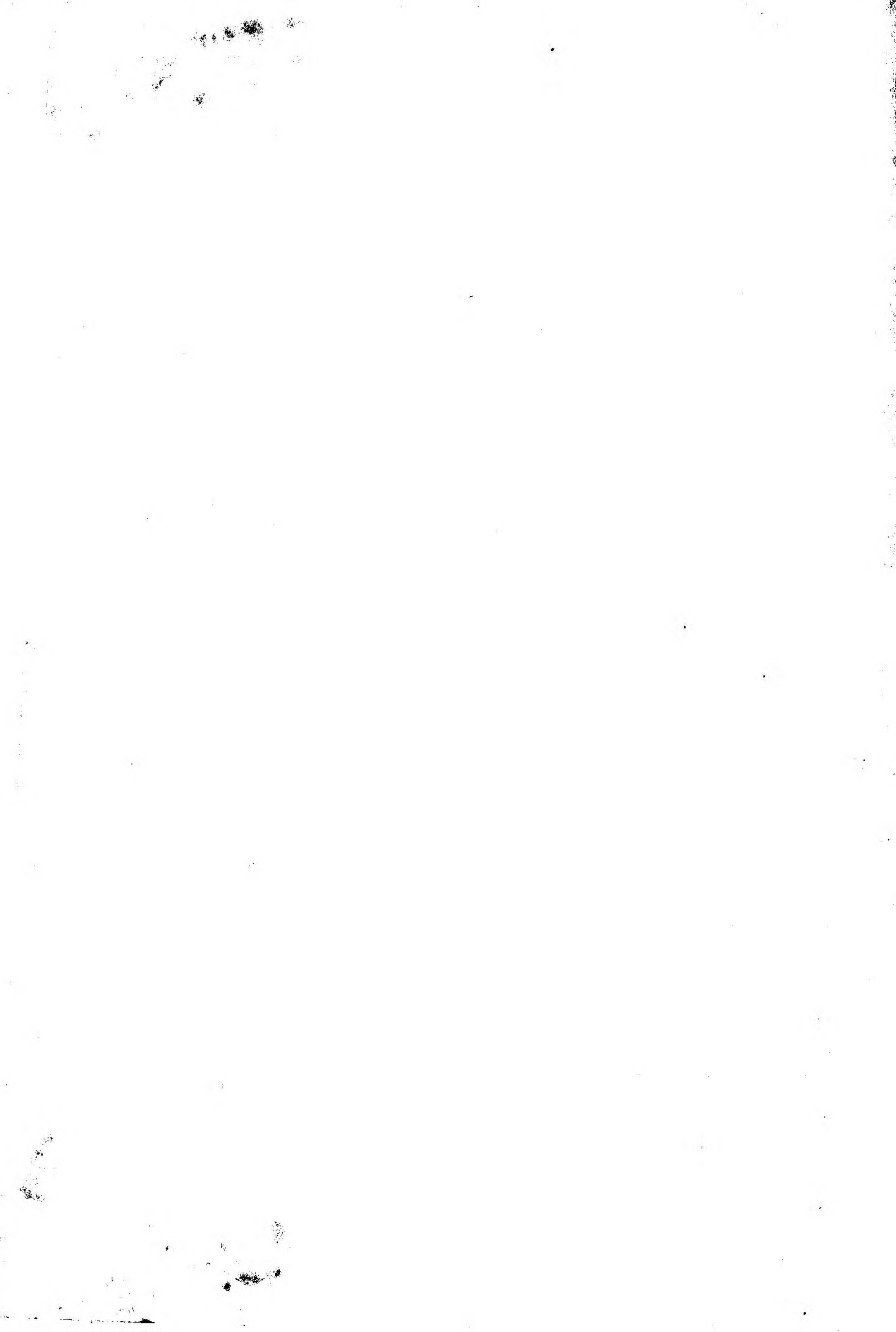
Adolf Halfeld USA GREIFT IN DIE WELT

ADOLF HALFELD

# USA
## greift in die Welt







*ADOLF HALFELD*

USA. GREIFT IN DIE WELT



ADOLF HALFELD

# USA. GREIFT IN DIE WELT

VERLAG BROSCHEK & CO · HANSESTADT HAMBURG

DRITTE UND ERGÄNZTE AUFLAGE

BROSCHEK & CO., BUCHDRUCKEREI UND TIEFDRUCKANSTALT, HAMBURG
PRINTED IN GERMANY

# INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER ABSCHNITT

## EUROPA UND AMERIKA



ZWEITER ABSCHNITT

## DIE ÄRA FRANKLIN ROOSEVELT

DRITTER ABSCHNITT

## UNION JACK UND STERNENBANNER



VIERTER ABSCHNITT

## DIE INNERAMERIKANISCHE PROBLEMATIK

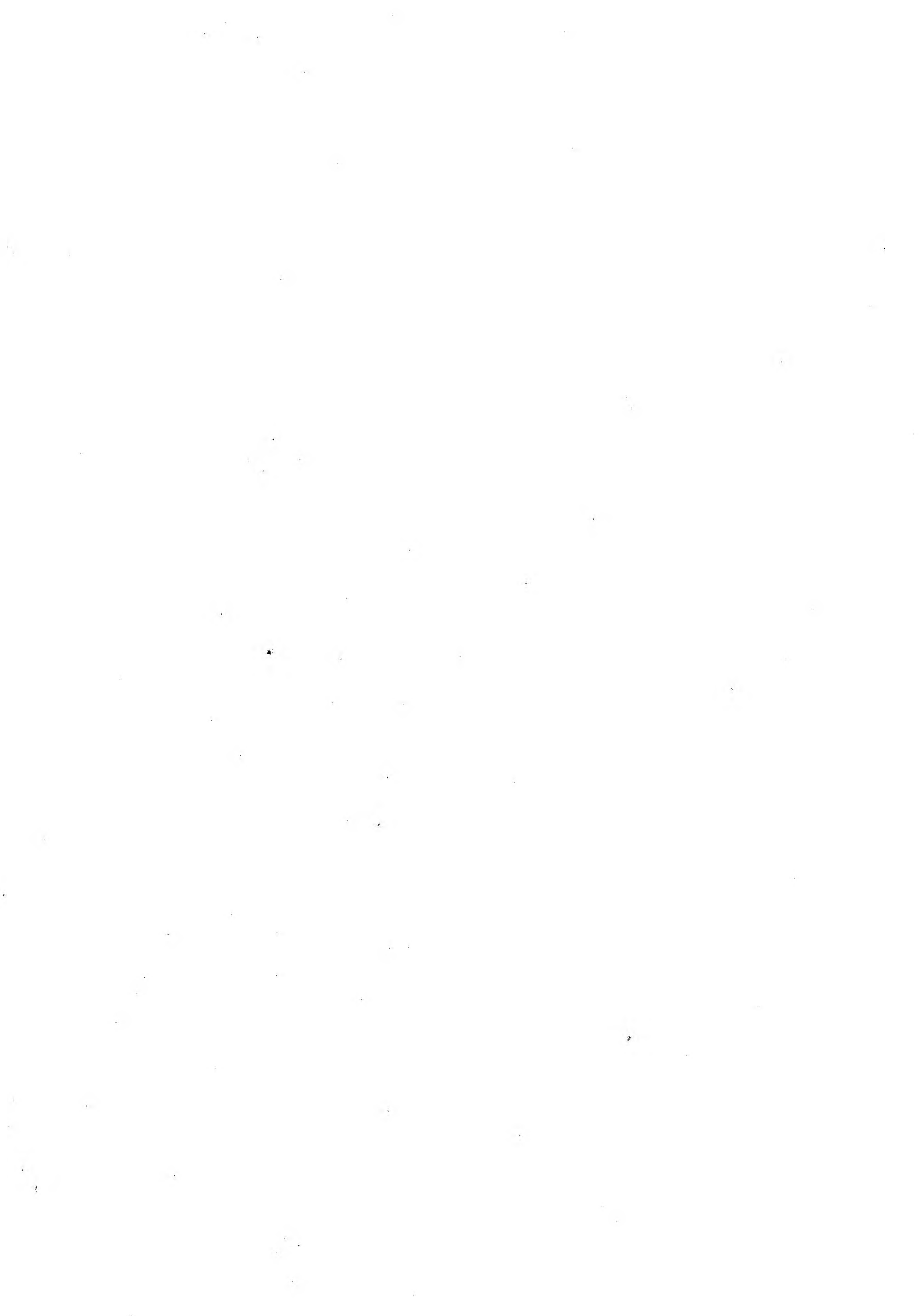


FÜNFTER ABSCHNITT

## DIE WESTLICHE HEMISPHÄRE

ERSTER ABSCHNITT

# EUROPA UND AMERIKA



# AMERIKA IST ANDERS

## *Das interkontinentale Zeitalter*

Die Welt geht einer völligen Umgestaltung ihrer politischen, geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen entgegen. Ihre einzelnen Teile sind sich sehr viel näher gerückt, so nahe in der Tat, daß unser Auge sich an neue Perspektiven zu gewöhnen hat. Dem Zeitalter des Blitzkrieges, das technisch kaum noch Hindernisse kennt und große Räume ohne Schwierigkeiten überwindet, entspricht das interkontinentale Zeitalter, das nicht zuletzt auch eine Revolution des Denkens notwendig macht. Noch 1928 — wir nennen ein beliebiges Jahr — bedeutete es wenig für die Masse unseres Volkes, was sich in Washington oder Tokio ereignete. Dem Deutschen lag der alte Gegensatz zu Frankreich allzusehr im Blut, und umgekehrt war es nicht anders. Man ärgerte sich an der letzten Rede, die Poincaré gehalten hatte, und horchte allenfalls auch noch nach London hinüber. Dahinter lag die weite Welt, die nur die Wirtschaftsmänner interessierte, und dehnte sich das Meer, das doch so offenkundig frei für alle Völker war.

Inzwischen hat uns Deutsche die Weltgeschichte in die Lehre genommen. Wir sind durch harten Zwang zum europäischen Denken und zum weltpolitischen Handeln erzogen worden. Unser Blick hat

sich geweitet und die Enge seines heimatlichen Horizontes überwunden. Auch dieses Buch ist aus dem Wunsch heraus entstanden, dem Europäer, der in jedem Deutschen steckt, die vielverschlungenen Wege einer über den Erdball gespannten, wahrhaft interkontinentalen Betrachtungsweise erschließen zu helfen.

Wir Europäer kennen uns, was immer unsere Sprache sein mag, so gut, wie es bei Nachbarn üblich ist. Wir teilen die Ursprünge unserer Geschichte miteinander und haben Jahrhunderte hindurch dasselbe Haus bewohnt. Ist auch Amerika ein Teil der europäischen Kultur, und dürfen wir von uns auf seine Menschen schließen? — Die Frage ist in einem Satze kaum zu klären. Dies indessen steht wohl fest: Europa hat sich bis zum Weltkrieg wenig oder gar nicht mit Amerika beschäftigt. Den Massen war der ferne Kontinent ein packender Film von Gangstertum und wildem Westen, anderen die glitzernde Heimat märchenhaft begüterter Nabobs, und den meisten viel zu abgelegen, um ein mehr als belletristisches Interesse beanspruchen zu können.

Dennoch hat uns die Geschichte dieses letzten Vierteljahrhunderts die überragende Bedeutung der europäisch-amerikanischen Problematik bewiesen. Sie wird uns um so wichtiger erscheinen, je mehr die Zukunft von den großen Raumgebilden des Erdballs überschattet sein wird. Eben deshalb ist es unerläßlich geworden, die nordamerikanische Einstellung zum europäischen Geschehen aus den erstaunlichen Besonderheiten der amerikanischen Szene, aus der eigenartigen Entwicklung des Landes, aus den Wesenszügen ihrer Masse Mensch, aus der Denkungsweise ihrer Führerschichten und aus den Lehren, die der Werdegang Amerikas vermittelt, abzuleiten. Auf diese Weise können mancherlei Erkenntnisse gewonnen werden, die für das heutige und künftige Verhältnis beider Kontinente wertvoll sind.

Der Deutsche hat erst in der Gegenwart die Einigung seines Volkes erlebt. In einer Zeit, in der sich andere Mächte über den Erd-

ball auszubreiten vermochten, sind seine Kräfte überwiegend in dem Raum, auf dem sein Volkstum wirkte, gebunden gewesen. Noch die führende Generation des Weltkriegs war, von einigen weitblickenden Männern der obersten Leitung oder einer Anzahl weitgereister Hanseaten abgesehen, in den Analogien befangen, die der Krieg von 1870/71 gesetzt hatte. Sie feierte alljährlich ihren Sedansieg, sah in Frankreich ihren Erbfeind und versuchte immer wieder, auf französischem Boden die Entscheidung des Konfliktes zu erzwingen. Einem Großeinsatz der Flotte gegen England wurde, obwohl die maritime Waffe gut geschliffen war, beharrlich aus dem Wege gegangen, und der Unterseebootskrieg, das weitaus wirksamste Mittel gegen die Insel, wurde mit halbem Herzen begonnen, politischer Bedenken halber verschiedentlich zurückgeblasen und erst in vollem Umfang durchgeführt, als es zu spät dazu geworden war.

Wir wissen, daß die Spitzen des Reiches 1914 mit wenigen Ausnahmen durch die britische Kriegserklärung überrascht wurden. Selbst diese Überraschung, eine Lektion von derbster Anschaulichkeit, hat aber später nicht der Theorie im Wege gestanden, daß der Weltkrieg schon im Winter 1914/15 entschieden worden wäre, wenn nicht ein kranker Generalstabschef und ein Oberstleutnant des Generalstabes, der seine Vollmacht allzu bürokratisch ohne Rücksicht auf den Stand der Kampfhandlung auffaßte, den Rückzug an der Marne verursacht und die Eroberung von Paris vereitelt haben würden. Derart hatte sich das deutsche Denken in den alten Gegensatz zu Frankreich verkrampft. Und war das zu verwundern? — Es war nun einmal so, daß die Versailler Reichsgründung in zähem Kampf mit Frankreich hatte ertrotzt werden müssen, daß der deutsche Lieder- und Geschichtsschatz zum großen Teile diesem Ringen um den Rhein sein Dasein verdankte, daß sich Deutschland erst seit zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren ohne feste Planung über die Meere zu wenden begonnen hatte, daß noch der alte Bismarck skeptisch

seinen Kopf zum Aufbau einer deutschen Handelsflotte schüttelte, und daß die Art von Weltpolitik, wie sie vom Fürsten Bülow programmatisch vertreten wurde, schwerlich einer inneren Berufung oder andern Motiven als dem Wunsch nach äußerem Glanz entsprang.

Das konnte nach dem Werdegang des deutschen Volkes gar nicht anders sein. Es freute sich von Herzen seiner Leistung. Es sah die glänzende Fassade des wilhelminischen Reiches und erlebte, wie seine führenden Reedereien den sehr viel älteren englischen Linien den Rang abliefen. Seine Chemiker besonders waren ohne jede Konkurrenz. Hier schoß ein Wohlstand in die Höhe, der den Weltkriegsbotschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, James W. Gerard, das Urteil fällen ließ, Deutschland würde bis zum Jahre 1930 den Welthandel kontrolliert haben, wenn der Krieg von 1914 nicht gekommen wäre. Die deutschen Massen brauchten nicht um ihre Existenz besorgt zu sein, weil ihr Geschick und ihre Schaffensfreudigkeit den Vorsprung wettzumachen verstanden, den sich die großen Mächte des Westens dank ihrer günstigeren Lage als koloniale Imperialisten gesichert hatten. Das Ergebnis für den ersten Kampf mit England aber war die Tatsache, daß dieses noch die Möglichkeit besaß, die Wünschbarkeit einer Fortdauer seines Weltsystems zu behaupten — einer Pax Britannica, die offenkundig jedem Volk gestattete, nach Belieben reich zu werden, wenn es über die entsprechenden Fähigkeiten verfügte und im übrigen das englische System gewähren ließ.

Die Open Door für alle tüchtigen Nationen! England schließt im Grundsatz keine von ihnen aus. Nicht aus Eigennutz führt es die Aufsicht über fremde Erdteile — nicht um Machtinstinkte auszukosten, läßt es seine Flagge auf den Meeren gebieten, sondern um die Bürde des weißen Mannes zu tragen und dem freien Handel aller zivilisierten Völker eine Bresche zu schlagen! — Diese und ähnliche Gedankengänge waren das Kernstück jeder zweiten Unterhausrede und der ideelle Funke jeder Kiplingballade. Sie führten schließlich

auch die Universalfront des Weltkrieges gegen Deutschland zusammen — gegen Deutschland als die Macht, der es im Widerspruch zu den tatsächlichen Begebenheiten der Konfliktentstehung zur Last gelegt wurde, aus dem System, das alle einbeschloß, durch einen Akt der Willkür ausgebrochen zu sein.

Nicht nur Deutschland, viele seiner ehemaligen Gegner wurden durch den politischen Ausgang des gewaltigen Ringens enttäuscht. Die Weltfront Englands, wie sie damals stand, war niemals wiederaufzubauen. Es ist hier nicht der Platz, die vielen Gründe aufzuzählen, die es verursacht haben, daß dem Kriege eine Dauerkrise folgte, und daß nicht neu erstehen konnte, was gewesen war. Zwei Faktoren aber wurden für die weitere Entwicklung entscheidend: Das Weltsystem als solches wirkte nicht mehr überzeugend, weil es sich dem Gewaltfrieden von 1919 verschrieben hatte, und der ganze Erdball wurde aufgespalten in den Block der englischsprechenden Mächte mit ihren Kostgängern und die Fronde jener Völker in Europa und Fernost, die ihren Lebensräumen eine zeitgemäße Ordnung schaffen wollten.

Großbritannien und die USA. verstanden es in diesen Schicksalsjahren nicht, die Fesseln ihrer Überlieferung zu sprengen und die Formen ihres Handels auf das Neue, was da wurde, abzustimmen. Europa und dem Fernen Osten gegenüber waren sie im wesentlichen Punkte eines Sinnes: Den Ausbau dieser Räume unter starker Führung zu verhüten. Amerika, das selbst zu einem Kontinent geworden war, schien dennoch nicht gewillt, die Lehren seiner eigenen Geschichte auf jene weit entlegenen Gebiete anzuwenden. Nicht seine Massen, aber seine Führerschichten waren englisch eingestellt. So kam es, daß die Ära Franklin Roosevelt schon seit dem Jahre 1937 die entschiedene Führung in der Abwehr aller weltpolitischen Umwälzungserscheinungen beanspruchte. Sie tat es zwar in stetem Kampf mit dem amerikanischen Volke, das sich in seiner Mehrheit von keiner äußeren Gefahr bedroht fühlte, aber mit dem unerschütterlichen

Vorsatz, die Spannung in Europa zum Vorteil der Vereinigten Staaten zu wenden.

Wohl schwerlich hat die deutsche Kriegführung der Jahre 1939 und 1940 sich mit der Illusion begnügt, daß die Eroberung der französischen Hauptstadt auch das Ende des Gesamtkonflikts herbeiführen werde. Sie hat im Gegenteil — auch in den diplomatischen Kämpfen, die dem Krieg vorangingen — dem Thema Frankreich immer nur die zweite Rolle zuerkannt, zumal sie stetig zu bedenken hatte, daß der Kreml, unentwegt im Hintergrunde rüstend, jenen Augenblick ersehnte, in dem Europa sich, vom Kampf erschöpft, als willenloses Opfer bieten würde. Späteren Geschlechtern wird es einmal merkwürdig erscheinen, daß um Danzigs willen eine Welt in Flammen aufging. Aber Korridor und Tschechenfrage waren für sich selber unbedeutend. Sie wurden allentscheidend, weil an ihnen zwei Systeme aufeinanderstießen: Der deutsche Kontinentalgedanke, dessen innere Verwandtschaft mit den Zielen Japans in Ostasien allmählich immer deutlicher geworden war, und der britische Anspruch auf eine letztinstanzliche Schiedsrichterrolle bei jedem beliebigen Streitfall in jedem beliebigen Teil der Erde. Es wurde schließlich unvermeidlich, daß der europäische Konflikt Dezember 1941 in den ersten Weltkrieg ausartete, der diesen Namen wirklich tragen durfte. Die tonangebenden Mächte des Erdballs — Deutschland, Italien und Japan auf der einen, Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Sowjetrußland und das China Tschiangkaischeks auf der andern Seite — standen sich von diesem Zeitpunkt an in einem Ringen gegenüber, das zum erstenmal in der Geschichte aller Menschheit den Namen eines planetarischen Krieges verdiente, weil das ozeanische Prinzip der englischsprechenden Mächte — die Beherrschung aller Kontinente von den Meeren her —, obwohl noch 1914 ernstlich nicht gefährdet, jetzt auf sämtlichen Meeren gleichzeitig seinen alten Vorrang zu behaupten hatte.

Wie weit Amerika dabei von vornherein im Bunde mit Britannien war, aus welchen Gründen es die Krise schürte, warum sich seine Lenker nicht neutral verhielten, obwohl ihr Volk es lange forderte — das sind nur einige der Fragen, die in diesem Buch aus der Geschichte und der Gegenwart des Landes heraus beleuchtet werden sollen. Damit ist unser Thema freilich nicht erschöpft. Es wird sich nämlich zeigen, daß die USA. an einem Wendepunkte ihrer ganzen Entwicklung stehen, und daß sie die Gewißheit ihres künftigen Weges noch keinesfalls besitzen. Man verlangt vom Nordamerikaner plötzlich, daß er ozeanisch denkt. Er soll in nassen Hemisphären heimisch werden, wo doch sein Kontinent auf festem Boden steht. Das aber wirft Probleme auf, die an die Tiefen des amerikanischen Bewußtseins, an die Zusammensetzung des amerikanischen Volkstums und an das alte, zähe Ringen Englands gegen die Unabhängigkeit des Landes rühren — Probleme nicht zuletzt, die wahrlich auch Europa angehen.

Wir Deutsche aber haben, um es noch einmal zu sagen, in der harten Schule unermeßlichen Erlebens europäisch denken und weltpolitisch handeln gelernt. Gefallen sind die altvertrauten Scheuklappen eines Geschichtsbildes, das um den Rhein als Mittelpunkt gelagert war. Der Blick ist freier und auch ernster geworden. Er umspannt nicht nur die alte Gegensätzlichkeit von Kontinent und Insel. In diesem Buche wird sich nämlich zeigen, wie lange schon sich England darum mühte, den Fehler seines Königs wiedergutzumachen, der es im Jahre 1776 seine dreizehn nordamerikanischen Kolonien kostete. Wo immer sich Amerika in europäische Zonen drängte, geschah es, weil Britannien danach verlangte.

## *Die Standardwelt Amerikas*

Es liegt im Zuge der interkontinentalen Entwicklung, daß sich das europäische Bewußtsein vertiefen muß. Europas Kräfte fördern aber wird in Zukunft heißen, den Erdteil als ein Ganzes für die Zukunft wirksam werden lassen und den engen Horizont erweitern, der sich vom kleinen Kirchturm europäischer Selbstzerfleischungskriege darbot. In den Zeiten nach dem Weltkrieg war Europas Schicksal dem System des Völkerbundes anvertraut. Großbritannien und Frankreich führten diesen Völkerbund. Im Verein mit Rußland konnten sie auch vor dem Weltkriege das Orchester auf dem Festland dirigieren. Diese Form von europäischer Lenkung aber hat in zwei Fällen die Auslieferung von Frieden, wirtschaftlichem Wohlergehen und geistigen Schöpferkräften Europas an das außereuropäische Machtgebilde der Vereinigten Staaten bedeutet.

Für den Weltkrieg liegt der Tatbestand besonders klar, weil die amerikanische Intervention von 1917 mit ihren grauenhaften Folgen für Gesamteuropa auf Betreiben Englands und Frankreichs erfolgte. Aber auch der Krieg von 1939 ist nur deshalb möglich geworden, weil sich die beiden Westmächte erst für die Kriegserklärung entschieden, als sie die Unterstützung der Vereinigten Staaten sicher in den Händen zu haben glaubten. Im Jahre 1917 war es den Truppen jenes fremden Erdteils gestattet, auf dem europäischen Boden Frankreichs den Sieg gegen das europäische Deutschland zu entscheiden. Nach dem Fall von Frankreich 1940 hat der gleiche amerikanische Erdteil sich zunächst mit andern Mitteln gegen Europa betätigen müssen. Er hielt Lebensmittelschiffe an, die für Frankreich bestimmt waren, ließ die Guthaben europäischer Staaten in amerikanischen Banken einfrieren, richtete seine begehrlichen Blicke auf ihre überseeischen Besitzungen im Nordatlantik und in Afrika und suchte sie — das Beispiel Jugoslawiens war besonders lehrreich — durch politi-

schen und wirtschaftlichen Druck gefügig zu machen. Dann war das Pacht- und Leihgesetz die Waffe, mit der sich Nordamerika bemühte, sein widereuropäisches Wirken auf die letzten neutralen Inseln im kriegerischen Weltgeschehen, die Türkei besonders, auszudehnen. Selbst der Nahe Osten und der Westen Afrikas, ererbte Bereiche europäischer Geltung, wurden so umworbene Ziele des nordamerikanischen Expansionstriebes. Es steht außer allem Zweifel: 1917 und auch 1939 waren England und Frankreich, nur um Deutschlands Willen brechen zu können, nicht davor zurückgewichen, ihre europäische Geistesheimat in eine Einflußzone amerikanischer Machtinteressen zu verwandeln. Schon aus diesem Grunde mußte der Existenzkampf Deutschlands auch ein Existenzkampf für Europa werden.

Wer will das leugnen nach der Erfahrung des Weltkriegs und der 20 Jahre, die ihm folgten? Schon damals hatte der psychologische Effekt der Tatsache, daß Amerika das Zünglein an der Waage bildete in einem Ringen, das keines der beiden europäischen Lager als das stärkere sah, den amerikanischen Einfluß zeitweilig ins Ungemessene steigen lassen. Und dieser Einfluß, wesensfremd und darum wesensfeindlich, ist dem ererbten europäischen Niveau nicht dienlich gewesen. Denn dieses wird man stets bedenken müssen: Die Welt der Nordamerikaner ist nicht die Welt, die unseren Gewohnheiten und unserem Gefühl entsprechen würde. Wer sie als Europäer jemals innerlich in langem Aufenthalt erlebte, der hat ihr Anderssein als dauernde Erkenntnis in die Heimat mitgenommen.

Selbst wenn man von »Amerikanern« spricht, wird man das Wort mit Sorgfalt wägen. Nicht bei allen, die sich als Amerikaner bezeichnen, hat das Wort denselben Klang wie in Europa, wo von Deutschen oder Italienern, von Franzosen, Schweden, Spaniern, Niederländern oder irgendwelchen anderen Europäern gesprochen wird. Noch im Jahre 1930 setzte sich ein Drittel des Volkes der Vereinigten Staaten aus Menschen zusammen, die selbst im Ausland

geboren waren oder deren Eltern mindestens zur einen Hälfte aus nichtamerikanischen Ländern stammten. Auch die Rassenfragen haben in Amerika ihr eigenes Gesicht. Die farbige Bevölkerung wird statistisch erfaßt und insgesamt auf vierzehn von 125 Millionen Einwohnern, darunter zwölf Millionen Neger, veranschlagt. Doch ist damit die Frage nach der blutsmäßigen Zusammensetzung des amerikanischen Volkes keineswegs beantwortet. Im vierten Abschnitt werden diese Dinge genauer behandelt. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Zahl der Nordamerikaner jüdischer Abstammung sehr verschieden angegeben wird, schon weil sich die Statistik auf die Konfession beschränkt. Immerhin, es werden viereinhalb Millionen rechtgläubige Juden — Juden also, die sich als solche bekennen — in den Nachschlagewerken verzeichnet.

Infolgedessen ist es nicht verwunderlich, daß amerikanische Satiriker von Rang mit Vorliebe vom Homo Americanus sprechen, um damit den abstrakten Charakter des amerikanischen Staatsbürgertums und dessen Abweichungen von den gewohnten Wesenszügen eines europäischen Volkes zu kennzeichnen. Dieser Homo Americanus ist eine menschliche Spezies von ganz besonderer Art, die ihren Staat im Kampfe gegen eine europäische Macht begründet hat, die ferner sich durch 165 Jahre staatlichen Eigendaseins immer wieder darauf kaprizierte, die Welt und ihre Eigentümlichkeiten so voraussetzungslos wie nur irgend möglich zu betrachten, die deshalb nie begreifen wollte, warum es in Europa volkhafte Urinstinkte gibt, die sich dem Schema eines idealen Vernunftstaates durchaus nicht zugänglich erweisen wollen, und die es schließlich als den eigentlichen Sinn ihrer Existenz zu werten hatte, in sich unerbittlich alle verborgenen Blutströme und jede Bindung an Vergangenes zu unterdrücken, soweit es noch im europäischen Umkreis wurzelt.

Die Prosa des amerikanischen Alltags, seine Verstandesdürre, seine erfolgsgläubige Ausschließlichkeit und nivellierende Eintönigkeit,

sie finden eben ihre letzte Erklärung in dem grundlegenden Tatbestand, daß Nordamerika das erste Beispiel eines Gemeinwesens der verschiedensten Völker und Rassen setzte, die ein einfaches Papier zu kompletten Staatsbürgern stempelt, von denen lediglich erwartet wurde, daß sie sich willig in den großen Schmelztiegel — den »Melting Pot« — werfen und in die Standardnorm eines vornehmlich nach englischen Vorbildern geformten Durchschnittstypus umformen ließen. Was immer durch Jahrhunderte den europäischen Menschen ausmachte, seine Sprache, seine Heimat, seine Lieder, seine Bodenständigkeit, seine Rasse und seine Traditionen — bei jener weitaus überwiegenden Mehrzahl aller Amerikaner, die nicht dem britischen Volksbereich entstammten, mußte es als überflüssiger Ballast gelten, der den Prozeß der Amerikanisierung, also einer staatlichen Abstempelung auf Kosten seelischer und gefühlsmäßiger Werte, verlangsamte. Hier in den Vereinigten Staaten wurde und wird deshalb das mechanistische Gleichheitsdogma des Naturrechts und der Aufklärung bis heute wirklich ernst genommen, weil es schließlich die einzige Plattform ist, auf der sich der juristische Begriff des Staatsvolkes — das Nebeneinander von Menschen des verschiedensten Blutes und der buntscheckigsten Herkunft — zu einer Realität entfalten kann.

Somit ist es keineswegs ein Zufall, daß die Heraufkunft der politischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts einen besonders fruchtbaren Nährboden in den menschenarmen dreizehn Kolonien an der Ostküste des nordamerikanischen Kontinentes fand. Beides mußte zusammentreffen, um die Begründung der Vereinigten Staaten 1776 zu ermöglichen. Ohne jede geschichtliche Voraussetzung — es sei denn den Kontakt, der in Massachusetts oder Rhode Island noch mit England oder in Neuyork, dem früheren Neu-Amsterdam, noch mit Holland bestand — und lediglich von dem Gedankensturm erfaßt, der wenig später schon Paris und ganz Europa erschüttern sollte, so trat im Zeitalter der unumschränkten Fürstengewalt ein neues Staats-

gebilde vor die Blicke der erstaunten Menschheit, das sich allen Ernstes als die ideale Republik der Zukunft empfand, das niemals seither einen Umsturz erfahren hat, das deshalb keine anderen als eben »demokratische« Erfahrungen besitzt und nicht auf die Gewohnheit verzichtet, sich und seine Lebensformen als den Maßstab aller Dinge zu betrachten.

Hier ist die Wurzel allen Weltverbesserungseifers, den der Amerikanismus von jeher entfaltet hat, und der in jeder Präsidentenbotschaft offenbar wird, auch wenn sich hinter ihren Worten ein sehr robuster Machtwille hervordrängt. Von Haus aus hat die neue Lebensform, die da versucht wurde, alles, was auf fremdem Boden in langer Tradition gewachsen war, verachten und sich selbst in leuchtender Gloriole erscheinen lassen müssen. Denn dieser Kontinent war leer und unerschlossen, verlangte Menschen, die ihn urbar machten, und mußte seine abenteuerlichsten Reize spielen lassen, um neue Interessenten anzulocken. So rührte er die Werbetrommel, verfiel der allbekannten Sucht nach großen Zahlen und übertrumpfte, wo es ging, die europäischen Verhältnisse. Er konnte gar nicht anders, weil er jeden Neuankömmling zu überzeugen, seine Liebe zu gewinnen und seine Bindung an die alte Heimat zu zerstören hatte. Und auch den Einwanderer hielten vornehmlich die äußeren Bedingungen des amerikanischen Lebens, die Aussicht, schnell zu Geld zu kommen, und die Möglichkeit, sich in der fremden Atmosphäre zu bewähren. Die schon im Lande lebten, waren meistens arriviert. Sie wurden deshalb Vorbild für den Menschenzuzug aus Europa — mit dem Ergebnis freilich, daß dem Yankeetum der Stempel des Erfolgsgedankens, des überwiegend dem baren Dollar zugewandten Trachtens, unverwischbar aufgeprägt wurde.

So ist der Amerikanismus eine ganz bestimmte Form der Einstellung zum Leben und seinen Werten geworden. Er ist noch niemals wählerisch in seinen Mitteln gewesen, versteht mit einem

frommen Augenaufschlag jede Wendung, ob im kleinen Bereich des täglichen Wirkens oder auf dem Feld der großen Politik, ins rechte Licht zu rücken, und ist am allerwenigsten dafür geschaffen, eine Art von Ehrfurcht vor dem älteren Europa und seinem geistigen Reichtum zu empfinden. Zwar sind die wirtschaftlichen Möglichkeiten heute für den einzelnen Amerikaner alles andere als unbegrenzt. Davon wird noch zu sprechen sein. Sein Denken aber ist durch anderthalb Jahrhunderte fast ungebrochener Entwicklung auf lange Sicht geformt worden.

In einer Zeit, die vorwiegend auf den wirtschaftlichen Nutzen und die Technik abgestellt war, hat diese Standardisierung des amerikanischen Menschen entschieden manchen Vorteil bedingen müssen. Es ist durchaus erklärlich, daß die typischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte, die Massenlenkung des menschlichen Verbrauchs und im Zusammenhang damit die Massenerzeugung und die Massenwerbung, die Überwindung aller örtlichen Verhältnisse, die drillartige Ausrichtung des persönlichen Geschmacks und nicht zuletzt die Vermarktung der religiösen Werte (Aimée Macphersons kostspieliger und rein geschäftlich aufgezogener Tempel in Los Angeles, immerwährende Sektenbildungen zu kapitalistischen Zwecken) auf amerikanischem Boden ihre höchste Vollendung erfuhren, lange bevor sie von dort als Zeugnisse moderner Lebenshaltung nach Europa exportiert wurden. Bis zum Weltkrieg aber gab es diese amerikanischen Einflüsse auf das europäische Kulturleben nicht in nennenswertem Umfang. In jener Zeit war es die einzige Mission des reisenden Yankee, die Aura märchenhaften Reichtums um sich zu verbreiten, Romantik und Geschichte in Europa aufzuspüren, sie zu entschleiern, wo sie noch vorhanden war, und insgesamt als eine Kuriosität zu wirken, die man mit Neugier, aber auch ein wenig scheu bestaunte.

Damals war Europa das geistige, wenn auch erschreckend mißverstandene Vorbild der Vereinigten Staaten, und was in dieser sehr geschäftlich denkenden Nation noch mehr besagte, es war zum guten Teil der Lieferant der Kapitalien, die den Baumwollfarmer leben und die Industrie von Pittsburgh laufen ließen. Wenn es auch schon geschehen konnte, daß des Deutschen Reiches Kaiser die Marienburg für den Empfang des jungen Sprosses der schwerreichen Familie Vanderbilt herrichten ließ, so war das dennoch nicht die Norm. Europa schaute wohl mit rätselvollen Blicken, im ganzen aber mit einem amüsierten Lächeln auf das exzentrische Amerika. Es war sich wohl bewußt, daß die Verwegenheit der Neuen Welt von damals eine Unzahl in Europa gestrandeter Existenzen anlockte, und durfte sich mit gutem Grunde über die sorglose Praxis der amerikanischen Behörden wundern, die es keineswegs für notwendig hielten, ihre präsumtiven Bürger nach den Einzelheiten ihrer häufig sehr bewegten Vergangenheit zu fragen.

# WERDENDE WELTMACHT

## *Die Ära Theodore Roosevelt*

Das Amerika der Ära vor dem Weltkrieg, das sich den kritischen Augen eines sehr gesättigten Europa darbot — es wurde von niemandem drastischer verkörpert als von Theodore Roosevelt, dem ersten Präsidenten dieses Namens (1901—1909). Mit seinen lärmenden Gesten, mit seiner geballten Faust, die während einer Rede immer irgend jemanden bedrohte, den Zwicker über der gedrungenen Nase und die Zähne raubtierartig unter dem wilden Schnauzbart hervorleuchtend, so war er seinem Volke der dröhnende Tribun, der sich als unverwüstlicher Demokrat gebärdete und dessenungeachtet gern mit Königen und Kaisern frühstückte. Ähnlich wie auch sein entfernt verwandter Nachfolger wußte er von allen Künsten öffentlicher Wirkung, die er als echter Sohn des Landes so virtuos wie irgend denkbar übte. Er war der erste Präsident, der den aufblühenden Reichtum der Vereinigten Staaten, das Wachstum ihrer Kriegsflotte und das zunehmende Selbstbewußtsein ihrer Menschen in weltpolitische Erfolge umzusetzen unternahm. Schon unter seinem Amtsvorgänger McKinley hatten sich die deutlichen Umrisse der werdenden amerikanischen Weltmacht gezeigt. Im Kriege mit Spanien (1898),

einem Angriffskrieg im wahren Sinn des Wortes, wurde das einst so mächtige Imperium Karls V. und Philipps II. aus Mittelamerika (Kuba, Portoriko) und dem Fernen Osten (Philippinen) vertrieben.

Auf diesem Grunde wirkte »Theddy« Roosevelt weiter. Er tat es seiner Wesensart entsprechend noch viel rabiater, führte den »big stick«, den Polizeiknüppel einer Politik, die Macht vor Recht gehen läßt, als stärkstes Argument in den nordamerikanischen Umgangston mit den iberoamerikanischen Ländern ein und brachte es zuwege, daß die erstaunte Welt von einem neuen, außereuropäischen Faktor ihrer Beziehungen, dem Dollarimperialismus, zu sprechen anhub. Die französische Gesellschaft, die den Bau des Panamakanals begonnen hatte, wurde aus dem Unternehmen verdrängt, und England gestand den Vereinigten Staaten vertraglich das alleinige Baurecht zu. Die Revolution, die Roosevelt alsdann auf dem kolumbianischen Boden Panamas anzettelte (1903), führte zur Schaffung einer nordamerikanischen Kanalzone, über deren atlantischer und pazifischer Zufahrt fortan die Sterne und Streifen wehten.

Das Gibraltar der westlichen Hemisphäre war zum fest gesicherten Besitztum Nordamerikas geworden und dieses drauf und dran, sich in die Front der Weltmächte einzureihen. Vor allem hatte Roosevelt die Arriviertheit seines Landes den älteren europäischen Mächten gegenüber wenn schon mit ungehobelten Methoden, so doch mit weithin sichtbarem Erfolge vertreten. Es war die Krönung seines Werkes, daß er 1905 den Frieden zwischen Rußland und Japan vermitteln konnte. Endlich ließ er dann am Ende seiner Präsidentschaft 1908 — bezeichnend für jene auch das wilhelminische Deutschland beherrschende Zeit der lauten Gebärden — eine Kriegsflotte von sechzehn Schlachtschiffen vor den aufhorchenden Mächten um den gesamten Erdball demonstrieren.

Es war der keineswegs verschwiegene Sinn dieser auffallenden Kundgebung, den neuen weltpolitischen Anspruch der amerikanischen

Flagge zu betonen. Die ersten Gehversuche einer werdenden Weltmacht waren sehr energisch gewagt worden. Wie aber hatte diese sich gewandelt! Die berühmte Monroedoktrin, jener immer wieder nach Bedarf hervorgekramte und der jeweiligen Lage angepaßte Grundsatz aller amerikanischen Außenpolitik aus dem Jahre 1823 — sie wurde jetzt von ihren nordamerikanischen Kündern entscheidend umgedeutet. Wenn sie mit ihrer berechtigten Abwehr aller europäischen Einmischung auf dem Kontinent der Neuen Welt Amerika für die Amerikaner reservieren wollte, so war doch nicht damit gesagt, daß der »big stick« des Weißen Hauses nach Belieben über allen Republiken dieses Erdteils geschwungen werden dürfe. Auch war das europäische Zugeständnis jeder Nichteinmischung an die freiwillige Selbstgenügsamkeit der Vereinigten Staaten in ihrem großen Kontinentalraum gebunden. Jetzt indessen traten sie aus ihrem Kontinent zum ersten Male heraus und ließen damit kommende Entwicklungen ahnen, deren gefährliche Fragwürdigkeit gerade auch für die Interessen des nordamerikanischen Volkes und vollends der iberoamerikanischen Staatenwelt sich schon im ersten europäischen Krieg und doppelt eindringlich in unserer bewegten Gegenwart erweisen sollte.

Auch inneramerikanische Probleme, die bis zum heutigen Tage heiß umstritten werden, wurden durch die weltpolitische Wendung der Vereinigten Staaten unter McKinley und Theodore Roosevelt erstmalig aufgeworfen. Die Doktrin des Präsidenten Monroe war nicht von ungefähr entstanden, sondern aufs engste mit der Begründung der nordamerikanischen Unabhängigkeit verknüpft. Die Väter der Verfassung betrachteten die Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten als einen geheiligten Grundsatz, der bei der schwierigen Lage des jungen Staatswesens zu allem Überfluß ein selbstverständliches Gebot der staatsmännischen Klugheit war. Wie die Unabhängigkeitserklärung, die Verfassung und die Flagge gehören aber die

grundlegenden Äußerungen der ersten Präsidenten zum unveräußerlichen und ständig fortwirkenden Besitz der Nation. Daß sie Wilson nicht befolgte, hat nicht verhindern können, daß sie nach dem Weltkrieg bis zum zweiten Roosevelt erneut zur Richtschnur für die nordamerikanische Staatsführung wurden.

Jedenfalls geschah es in den beiden Jahrzehnten vor dem Weltkrieg, daß der erste, tief empfundene Einbruch in die außenpolitische Überlieferung des Landes erfolgte. Für diese hatte George Washington in seiner denkwürdigen Abschiedsadresse eine deutliche Richtung gewiesen: »Im Hinblick auf ausländische Nationen ist es als die große Regel unseres Verhaltens anzusehen, daß wir zwar unseren Handel ausdehnen, aber so wenig wie möglich politische Verbindung mit ihnen pflegen... Die wahre Politik ist es, um dauernde Bündnisse mit irgendeinem Teil der Außenwelt herumzusteuern — ich meine natürlich, soweit wir die Freiheit haben, das zu tun«. Ähnlich sah er sich 1788 in einer seiner Schriften durch den natürlichen Reichtum des Landes zu der Hoffnung ermutigt, daß »die Vereinigten Staaten von Amerika fähig sein würden, sich aus dem Labyrinth der europäischen Politik und Kriege herauszuhalten«. Und endlich forderte Thomas Jefferson, der dritte Präsident des Landes, die Politik von »Frieden, Handel und ehrlicher Freundschaft mit allen Nationen, dagegen verstrickenden Bündnissen mit keiner«.

In jeder dieser Erklärungen hatte sich die außenpolitische Entschlußfreiheit, die Nordamerika nach seinem ganzen Werdegang für sich beanspruchte, in das Zugeständnis der Nichteinmischung nach außen gekleidet. Nun aber machte sich der äußerst lebenskräftige Egoismus eines Kontinentes geltend, der ungeachtet seiner Weite eben doch nicht daran dachte, sich dörflerisch auf seine Küsten zu beschränken. Die Philippinen und Hawai lagen Tausende von Meilen von den USA. entfernt. Jetzt waren sie amerikanisch geworden — ein sehr beachtliches Ereignis, das besonders auch von

England in seiner zukunftsträchtigen Bedeutung durchschaut wurde. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie sich das britische Verhältnis zu Nordamerika durch die europaferne Politik der Insel gewandelt hat, dann will es fast prophetisch erscheinen, was Austen Chamberlain, der spätere Außenminister, in einem Briefe an den englischen Publizisten Garvin vom 21. Oktober 1910 aus Anlaß der damals aktuellen irischen Frage über das amerikanische Thema geschrieben hat: »Ich halte es für unklug, die amerikanische Seite der Frage zu betonen. Wir sind nie gut dabei gefahren und werden nie gut damit fahren, um die amerikanische Zuneigung zu werben oder uns amerikanischen Ansichten zu unterwerfen. Wenn es so scheinen sollte, als ob unsere häusliche Politik sich von dem Wunsche lenken läßt, ein Zusammengehen oder ein Bündnis mit Amerika zu sichern, so wird uns das nur die lächelnde Verachtung des amerikanischen Volkes eintragen. Laßt uns das Rechte tun, weil es recht ist, und nicht um einer fremden Meinung zu gefallen, selbst nicht der amerikanischen.« Wenn England wirklich so gehandelt haben würde, dann wäre ihm und auch Europa viel erspart geblieben, 1939 nicht weniger als 1914.

Denn in Wahrheit ist es so gewesen, daß England schon in seinem Einkreisungsfeldzug gegen das kaiserliche Deutschland den amerikanischen Einfluß bei der Entscheidung europäischer Fragen in seinem Sinne einzusetzen suchte. Wenn es bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch der stillen Hoffnung gewesen war, die Existenz der Vereinigten Staaten, der abgefallenen dreizehn Kolonien von ehedem, eines Tages einfach wieder auslöschen zu können, so war es durch den Ausgang des amerikanischen Bürgerkrieges (1861—1864) eines Bessern belehrt worden. Seine mehr oder weniger offene Intervention zugunsten der abtrünnigen Südstaaten hatte schließlich nur bewirken können, daß die Union gefestigt aus den schweren Wirren hervorging. Das war für England ein Signal und eine Warnung. Es

wandte fortan viel subtilere Mittel der Einflußnahme auf die Nordamerikaner an, die wir im dritten Abschnitt noch beleuchten werden. In jedem Falle fanden die Vereinigten Staaten, als sie sich auf die weltpolitische Bühne begaben, in England einen Förderer, soweit es mit den englischen Interessen verträglich war und soweit sich England durch amerikanische Gegendienste Entlastung auf dem europäischen Festland sichern konnte.

Wenn man sich überlegt, wie sehr Europas Führung vor dem Weltkrieg das Geschehen in der Welt bestimmte, wie sehr es ganz besonders darauf ankam, diesem geistigen und wirtschaftlichen Vorrang seine politische Substanz zu erhalten, dann wird man auch ermessen, daß es nie geschehen durfte, einen nordamerikanischen Einfluß auf das europäische Schicksal zuzulassen. England und in seinem Fahrwasser Frankreich haben aber diese verhängnisvolle Wendung herbeigeführt. Sie bedienten sich dabei der unvermeidlichen Rivalitäten, die zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten als den jüngeren und eben erst aufstrebenden Weltmächten entstanden waren. Um 1889 wäre es um Samoas willen zwischen beiden beinahe zum Konflikt gekommen, wenn nicht ein Wirbelsturm die beiderseitigen Seestreitkräfte in den Gewässern von Samoa zerstreut hätte. Zollstreitigkeiten und Industriekonkurrenz, vor allem aber koloniale Differenzen störten wiederholt das Einvernehmen. Es bot sich insgesamt für England die Gelegenheit, sich den amerikanischen Interessen verständnisvoller zu erweisen, was ihm bei seinem weltumspannenden Besitz auch keine Schwierigkeit bereitete. Wie das im einzelnen geschah, wie überhaupt das deutsch-amerikanische Verhältnis sich um so mehr verschlechterte, je mehr sich England die amerikanische Politik gefügig zu machen wußte, das wird in dem Kapitel »Vierzig Jahre Deutschland—England—USA.« des dritten Abschnitts aus den Einzelheiten der Geschichte abgeleitet werden.

Theodore Roosevelt war der Träger der nordamerikanischen Annäherung an die Entente Englands und Frankreichs. Sonst Verächter aller Traditionen und Königreiche, ließ er sich von Eduard VII. stolz zum Oberst ehrenhalber eines namhaften britischen Regiments ernennen. Der Kaiser hatte weniger Glück mit seinem Werben um amerikanisches Vertrauen. Seine Einladung an die Tochter des Präsidenten, eine in den Staaten gebaute kaiserliche Jacht zu taufen, hatte nur zur Folge, daß der Tochter, die den Vater um einen Taufspruch gebeten hatte, die Antwort zuteil wurde: »Der Teufel hole die Deutschen!« Roosevelt war nicht mehr frei in seinen Sympathien. Er zeigte, aus dem Amt geschieden, schon im ersten Jahr des Weltkriegs, welche Galle seinem Haß gegen alles Deutsche innewohnte.

Aber daß schon er zu einer Potenz im europäischen Geschehen werden konnte, das hatte er den beiden europäischen Westmächten zu danken. Sie umschmeichelten die Neue Welt, um sie auf ihrem europäischen Schachbrett gegen Deutschland ausspielen zu können. Das geschah dann weithin sichtbar während des diplomatischen Aufmarsches nach der Marokkokrise. Auf der Konferenz von Algeciras (1906) wurde dem isolierten Deutschland und Österreich-Ungarn eine Mächtefront gegenübergestellt, der neben England, Frankreich, Rußland, Italien und Spanien auch die Vereinigten Staaten angehörten. Der volle Sieg des Westens wurde wesentlich durch dieses Faktum mitentschieden. Theodore Roosevelt gab dem amerikanischen Delegierten Henry White die Parole auf den Weg: »Ich möchte auch in Zukunft gut mit Deutschland stehen, aber meine Sympathien sind im Grunde mit Frankreich gewesen, und ich glaube, sie werden es auch bleiben«.

Europa aber, damals kaum die unerhörten Folgen dieser Begebenheit übersehend, hatte festzustellen, daß die Vereinigten Staaten, eine außereuropäische Macht, auf dem diplomatischen Parkett Europas hoffähig geworden waren.

Die Geschichte des nordamerikanischen Eintritts in den Weltkrieg ist auch die Geschichte jenes historischen Verrats, den Großbritannien und Frankreich dadurch an Europa begingen, daß sie das nordamerikanische Geschöpf der europäischen Gesittung zum politischen und moralischen Richter über diese Gesittung werden ließen. Es ist wohl mehr als fraglich, ob es 1914 einen einzigen führenden Europäer, bei welcher Partei des Krieges auch immer, gegeben hat, der einen Kriegseintritt der Vereinigten Staaten für naheliegend gehalten oder als wünschenswert betrieben haben würde. Auch die Masse der Nordamerikaner dachte damals nicht daran, daß einige Jahre später ein Millionenheer von Yankees auf dem Boden Frankreichs kämpfen würde.

Dennoch hat die Tatsache, daß der Widerstand der Deutschen alle englischen Erwartungen übertraf und schließlich eine Niederlage Großbritanniens in die Nähe rückte, unermeßliche Folgen von weltgeschichtlichem Range gezeitigt. Hierdurch wurde England 1917 in die Zwangslage versetzt, sein Unvermögen zu einem Sieg aus eigener Kraft zu bekennen und die Vereinigten Staaten zum militärischen Einsatz auf dem europäischen Kontinent und damit nicht bloß gegen Deutschland, sondern, wie sich baldigst zeigen sollte, gegen das Interesse ganz Europas herbeizurufen. Während Wilson noch nach seiner Kriegserklärung hoffte, es bei militärischer Bereitschaft und bei stärkster wirtschaftlicher Hilfeleistung bewenden lassen zu können, blieb Lloyd George nach Deutschlands Sieg im Osten über Rußland keine andere Wahl als der Notschrei nach sofortiger Entsendung nordamerikanischer Reserven in ständig steigendem Umfang.

Durch diese Entscheidung wurde eine Epoche eingeleitet, die heute noch nicht abgeschlossen ist — die Epoche nämlich, in der es

den Vereinigten Staaten immer wieder ermöglicht wurde, die weltpolitischen Verlegenheiten auszubeuten, die der Alten Welt durch die europafremde Politik der Insel England bereitet wurden. Im Jahre 1917 hat das nordamerikanische Rom den größten Nutzen aus den Zwistigkeiten der europäischen Hellenen geerntet. In der Vorbereitung und Behandlung des europäischen Konfliktes von 1939 hat es noch viel zielbewußter dies Programm des eigenen Vorteils verfolgen dürfen. Von alledem wird noch zu sprechen sein. In beiden Fällen aber haben sich die europäischen Westmächte als Schrittmacher der nordamerikanischen Macht- und Einflußerweiterung auf Kosten der bis dahin unbestrittenen Weltgeltung des europäischen Kulturganzen betätigt.

Wie aber gelangten die Vereinigten Staaten in einen Krieg, in dem zunächst kein einziges amerikanisches Interesse umkämpft wurde, bei dessen Anfang selbst der Präsident Neutralität in Wort und Denken von jedem Bürger forderte, und dem sich fernzuhalten auch das Testament der Väter der Verfassung gebot? Alle wesentlichen Kriege der amerikanischen Geschichte waren bis dahin Kriege mit Britannien gewesen, das sogar einmal — im Jahre 1812 — das Kapitol gebrandschatzt hatte. Hier, so scheint es, kann der Hinweis auf das Fehlen einer eindeutigen amerikanischen Volksphysiognomie im europäischen Sinne mancherlei erklären. Besonders in der Zeit von 1914, als noch kein Gesetz die Einwanderung beschränkte und ihre rassische Zusammensetzung vorschrieb, verschwammen die Konturen des nordamerikanischen Staatsbürgertums ins Unbestimmbare einer amorphen, geschichtlich unbeschwerten und darum dreifach lenkbaren Masse, die jeder Propaganda unterlag und, eben weil sie Masse war, die grellen Farben liebte. Es ist durchaus nicht so, daß ganz Amerika im Jahre 1914 einen Sieg der Alliierten herbeisehnte. Auch Armee und Marine waren durchtränkt mit Traditionen, die ja keineswegs nach England wiesen, und deshalb sehr geteilter Meinung.

Das deutsche, schwedische und vielleicht noch mehr das irische Bevölkerungselement, gewichtige Faktoren im amerikanischen Leben, dachten sehr amerikanisch und schon darum nicht nach englischem Wunsch.

Anders stand es um die eigentlichen Träger der öffentlichen Meinung. Sie waren von der Nachricht abhängig, die in London gefärbt wurde, weil die Kabel unter englischer Kontrolle standen, während die drahtlose Übermittlung noch keine große Rolle spielte. Die Presse und die geistige Führung des Landes waren aber auch schon deshalb jedem englischen Einfluß ausgeliefert, weil das politische System der Vereinigten Staaten zum guten Teil im englischen Brauchtum wurzelte, weil viele ihrer Rechtsinstitute auf Englands Common Law zurückgingen, weil die gleiche Sprache eine verwandte Bildung und Erziehung mit sich brachte, und weil die maßgebenden Universitäten Harvard, Princeton und Yale den Geist von Oxford aussäten.

So war es nicht verwunderlich, daß die große Mehrheit der nordamerikanischen Blätter schon September 1914 die alliierte Kriegsschuldthese vertrat und damit für die Serben und gegen Österreich-Ungarn Stellung nahm. Schon tauchten auch die agitatorischen Stichworte auf, die dann durch viele Jahre den moralischen Kreuzzug gegen Deutschland führen halfen. Genau wie 1939 waren auch schon 1914 die Schlagworte (»Slogans«) geschmiedet, die eine ziemlich ahnungslose Masse kriegsreif machen sollten, deren tägliche, im menschlichen Verkehr gesammelte Erfahrung sie eher dazu neigen ließ, im deutschen Volkscharakter freundliche, sogar verwandte Seiten aufzuspüren. Dem »Nazism« unserer Tage entsprach in jenen Zeiten der »Prussianism« oder »Junkerism«, und der Haß der Massen gegen jedes starke Deutschland, der sich seit dem Jahre 1933 an dem Wirken Adolf Hitlers entzündete, wurde vor dem Weltkrieg auf die Person des Kaisers konzentriert. Der amerikanische Kinobesucher

der Gegenwart hat Charlie Chaplins Machwerk »The Dictator« genossen, dem im Weltkrieg das Hetzerzeugnis des aus Deutschland gebürtigen Filmunternehmers Carl Laemmle »The Beast of Berlin« in jedem Belange die Waage hielt.

Mit Ausnahme des Außensekretärs William Jennings Bryan, eines der bedeutendsten amerikanischen Politiker aller Zeiten und vielfachen Präsidentschaftskandidaten, der seine wahrhaft unabhängige Haltung 1915 mit erzwungenem Rücktritt büßte, waren auch Wilson und sein Kabinett nicht innerlich neutral. Eine Äußerung des Präsidenten vom September 1914 an den britischen Botschafter befürchtete von einem deutschen Sieg, daß er die Vereinigten Staaten zur Aufgabe ihrer Ideale, zum Ausbau ihrer Verteidigungskräfte und damit schließlich zu einer Änderung ihrer Regierungsform zwingen würde. Dasselbe, nur noch sehr viel zugespitzter, hat auch Franklin D. Roosevelt schon vor dem Jahre 1939 gesagt. Es kommt darin die innere Verwachsenheit der Vereinigten Staaten mit dem britischen Universalismus, der Gleichklang ihrer wirtschaftlichen Weltinteressen zum Ausdruck.

Und in der Tat! Die großen amerikanischen Bankhäuser waren die eigentlichen Werkzeuge des britischen Einflusses in den Vereinigten Staaten. Sie witterten Lieferungsgeschäfte von ungeahntem Umfang für die von ihnen kontrollierte Industrie und erkannten es als ihre vornehmste Aufgabe, die ersparten Dollars des amerikanischen Volkes für die Finanzierung eines Riesenexportes mobil zu machen, der die Vereinigten Staaten im Zeitraum einiger Jahre aus dem größten Schuldner in den größten Gläubiger Europas verwandeln sollte. Der nordamerikanische Kapitalismus war aber auch mit dem Herzen bei der Sache, und Thomas W. Lamont, ein führender Teilhaber des Hauses John P. Morgan & Co., erklärte 1920: »Unsere Firma war niemals einen Augenblick neutral. Wir wußten gar nicht, wie wir es hätten sein können. Von Anfang an taten wir alles, was in unseren

Kräften stand, um die Sache der Alliierten zu unterstützen.« Später sagte auch John Pierpont Morgan persönlich folgendes aus: »Obwohl Präsident Wilson auf Unparteilichkeit ‚sogar in Gedanken' drängte, war es für uns unmöglich, zwischen Recht und Unrecht nicht Partei zu ergreifen. Wir nahmen uns vor, alles zu tun, was im Rahmen des Gesetzes in unserer Macht lag, um den Alliierten so rasch wie möglich zum Sieg zu verhelfen« (Aus dem sorgfältigen Quellenwerk »Amerika geht in den Krieg« des amerikanischen Historikers Charles Callan Tansill).

Die erste amerikanische Anleihe zugunsten der Alliierten, der viele andere folgten, wurde im Oktober 1915 erfolgreich untergebracht. Mit ihrem Erlös im Gesamtbetrag von 508 Millionen Dollars wurden die Rüstungslieferungen finanziert, auf denen die für 1916 geplante Offensive Englands und Frankreichs basierte. Zu der moralischen Verflechtung der amerikanischen Staatsführung mit Englands Weltstellung war jetzt auch das Interesse der amerikanischen Wirtschaft an einem Siege der Alliierten getreten. Der ungeahnte Reichtum, der damit über die Vereinigten Staaten hereinbrach, beruhte auf den märchenhaften Kriegsgewinnen, diese auf den Kriegsanleihen und diese endlich auf dem ungeschmälerten Kredit vor allem Englands, dessen Fortdauer allein die volle Niederlage Deutschlands gewährleisten konnte. Nicht lediglich an einer langen Ausdehnung des in Europa wütenden Konfliktes, sondern auch an einer diplomatischen und womöglich militärischen Beeinflussung seines Ausgangs wurden die Vereinigten Staaten schon frühzeitig durch die Machenschaften ihrer Hochfinanz interessiert. Diese wirtschaftliche Verfilzung, sodann die unumschränkte Herrschaft der Wall Street im nordamerikanischen Geschäftsstaat und endlich auch die Lenkbarkeit der Masse, die mit den bekannten demokratischen Kriegszielen gegängelt wurde, haben die Beteiligung der Vereinigten Staaten am Weltkrieg schließlich unvermeidlich gemacht.

Gleichwohl ist die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an das Deutsche Reich erst am 6. April 1917 erfolgt. Der Cunarddampfer »Lusitania« wurde schon im ersten Stadium des Krieges, am 7. Mai 1915, mit 197 Nordamerikanern an Bord von einem deutschen Unterseeboot versenkt und ist infolgedessen keineswegs der Grund zum Bruch gewesen, obwohl man diese Episode später gern als ganz entscheidendes Ereignis geschildert hat. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß von tausend Leitartikeln, die innerhalb von drei Tagen nach diesem Zwischenfall darüber geschrieben wurden, weniger als ein halbes Dutzend eine Kriegserklärung befürworteten. Es war auch in den Staaten wohlbekannt, daß der deutsche Handelskrieg zur See nur eine Abwehr der von England vorher über Deutschland verhängten Blockade darstellte. Washington selber hatte zahllose Protestnoten an die Adresse Londons richten müssen, weil der nordamerikanische Handel mit dem europäischen Festland wieder einmal wie schon in den Napoleonischen Kriegen der äußerst rücksichtslosen Kontrolle britischer Kriegsschiffe unterworfen wurde. Aber es blieb bei Protesten, obwohl die gleichen englischen Übergriffe — Bedrohung des amerikanischen Außenhandels durch Blockade und Beleidigung der amerikanischen Flagge durch Anhaltung und Durchsuchung amerikanischer Handelsschiffe — im Jahre 1812 die Gründe für die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an Britannien abgegeben hatten.

Für das Volk der Vereinigten Staaten stand nicht mehr und nicht weniger auf dem Spiel als die Preisgabe der Tradition der weltpolitischen Nichteinmischung, die durch die Väter der Verfassung begründet worden war. Unter den Präsidenten McKinley und Theodore Roosevelt war die alte Linie im Grunde schon verlassen worden. In Mittelamerika und in Ostasien hatte sich das Land zu einer imperialistischen Politik bekannt. Dennoch waren die Vereinigten Staaten bei Kriegsausbruch September 1914 die einzige von allen großen

Mächten, die sich glücklich preisen durfte, keine bündnisartige Verpflichtung auf ihre Schultern geladen zu haben. Sie waren frei in ihrem Handeln. Sie konnten wählen zwischen Krieg und Frieden. Oder fühlten sie sich innerlich und machtpolitisch schon an England, an die Pax Britannica, an den Gedanken von der Vorherrschaft der englischsprechenden Nationen gebunden?

Noch war indessen das amerikanische Gewissen des Landes wach. Zwei Jahre und fünf Monate waren nötig, um den wachsenden, weil immerfort geschürten Deutschenhaß der breiten Massen zu kriegerischem Handeln zu steigern. Und England drängte, je mehr es mit dem Rücken an der Mauer kämpfte. Und mit ihm drängten — es hat schon damals Diplomaten vom Schlage General Bullitts und William E. Dodds gegeben — der eitle, England blind ergebene Walther Hines Page als Botschafter am Hofe von St. James und seine Kollegen James W. Gerard in Berlin, Myrton T. Herrick in Paris und Henry Morgenthau sen. in Konstantinopel. Mit ihm drängten nicht zuletzt die Banken, die um das Schicksal ihrer Gelder bangten.

Ein Präsident, der mit sich selber nicht im klaren war, erst überzeugter Pazifist und später rächender Halbgott, machte kaum noch den Versuch, sich diesem reißenden Strom entgegenzuwerfen. Er wartete bis zum November 1916 — bis zu dem Tag, an dem er mit der Plattform »He kept us out of war« das Volk getäuscht und seine Wiederwahl erzwungen haben würde. Inzwischen war in seinem, Woodrow Wilsons Namen viel geschehen, um einen Bruch mit Deutschland in die Nähe zu rücken und — das berühmte Wahlversprechen unerfüllbar zu machen.

# EIN WUNDERGLAUBE UND SEIN ENDE

## *Der amerikanische Heiland*

Der Schlüssel zur europäischen Zukunft war durch Großbritannien und Frankreich an die Vereinigten Staaten ausgehändigt worden. Die Wall Street wurde tonangebend in Europa, ein Herrentum des Geldes, nicht wie anderswo gemildert durch den Nimbus großer kultureller Leistung oder den Respekt vor Werten, die mit Gold nicht aufgewogen werden können. Ein fremder Kontinent war in Europa eingebrochen — nicht ein Teil des Abendlandes, wie man irrig wähnte, eben weil der Nordamerikaner infolge der voraussetzungslosen Herkunft seines Staates und seiner ganzen Denk- und Lebensweise selten europäisch empfinden wird. Während man nur Deutschland hatte niederwerfen wollen, wurde ganz Europa Opfer dieser plötzlichen Entwicklung.

Es war aber auch noch etwas anderes geschehen. Der Kriegsentschluß der Vereinigten Staaten war der freie Entschluß einer großen Macht. Da sie es unternommen hatten, nicht allein Europa, sondern einen ganzen Erdball durch ihren Kreuzzug zu erlösen und nach ihren Idealen zu gestalten, hatten sie moralisch auch für alles, was nun folgte, eine bleibende Verantwortung zu tragen. Ihre europäische Intervention war wohl erwogen und nicht bloß auf den Kriegseintritt beschränkt. Amerika hat damals auch den Waffenstillstand ver-

mittelt und in der Person seines Präsidenten den Vorsitz auf der Versailler Konferenz geführt. Mehr als das! Woodrow Wilson drängte sich danach, den Richter über europäische Völker zu spielen, und ließ seinem Staatssekretär Robert Lansing den Vorsitz in der Kommission zur Feststellung der »Verantwortlichkeit der Kriegsurheber« übertragen. Die nordamerikanische Intervention von 1917—1919 war also vierfach folgenschwer, weil sie den militärischen Ausgang entschied, den Waffenstillstand herbeiführte, den unzulänglichsten aller europäischen Friedensschlüsse bewirkte und das geschichtliche Unikum der moralischen Verurteilung des großen deutschen Volkes mit seinen damals 65 Millionen Menschen zustande brachte.

Mit Woodrow Wilson, der am 13. Dezember 1918 an Bord der »George Washington« in Brest eintraf, hatte zum ersten Male in der amerikanischen Geschichte ein Präsident in seiner Amtszeit europäischen Boden betreten. Es war ein großes Wagnis, das sich bitter für ihn rächen sollte. Anstatt es seinen Beauftragten zu überlassen, unbeschwert, wie Yankeediplomaten häufig sind, gefährliches Gelände aufzusuchen, schmachtete sein intellektueller Ehrgeiz nach dem äußeren Ruhm des Weltbeglückers. Was nun geschah, war schlimmer noch als der politische Verrat des europäischen Westens an der Alten Welt. Die würdelose Art, in der man den amerikanischen Präsidenten umschmeichelte, entfachte jenen unheilvollen Wunderglauben der europäischen Nachweltkriegsperiode — den primitiven Aberglauben eines zerrissenen, aufgewühlten, verarmten, demoralisierten und in seinen kulturellen Grundlagen zersetzten Kontinents an das amerikanische Mirakel.

Der Triumphzug Wilsons durch das ganze Westeuropa währte vom Tage seiner Ankunft bis in die Januarmitte 1919. Der Ehrenbürger der französischen Hauptstadt war bald auch Ehrendoktor der Pariser Sorbonne. Ganz England lag ihm dann zu Füßen, und die königlichen Erben Georgs III. waren glücklich, den republi-

kanischen Nachfolger George Washingtons bewirten zu dürfen. Präsidenten und Monarchen waren die Chorführer der zu beinahe religiöser Verzückung aufgepeitschten Massen. Die ältesten Kulturvölker überboten sich in der Schaustellung ihrer geschichtlichen Denkwürdigkeiten. Auf dieser beispiellosen Tournee wurde nicht ein Staatsmann gefeiert, sondern ein Wunder bestaunt, ein Idol vergöttert. Der Homo Americanus war in seinem Präsidenten für das ausgeblutete Europa zum Übermenschen geworden. Nirgend zeigte sich das mehr als auf dem Petersplatz der Ewigen Stadt, wo Hunderttausende den Gast des Vatikans erwarteten.

Wie ein Heiland aus dem Lande der Verheißung war Professor Woodrow Wilson unter den Europäern des Jahres 1919 erschienen, und wie ein Heiland wurde schließlich in den zehn darauf folgenden Jahren jeder amerikanische Finanzmann in Europa aufgenommen, auch wenn er seinen eigenen Landsleuten als Mann von fragwürdigen Geschäftsbegriffen galt. Wenn es hundert Jahre früher dem tanzenden Kongreß von Wien von seinen Kritikern verübelt wurde, daß sich seine Delegierten nur allzu gern im Walzertakte wiegten, so hatte auch jetzt Europa unter Führung der französischen Hauptstadt auf den Gräbern seiner Toten wieder tanzen gelernt. Doch waren es exotische Rhythmen, die in jenen Tagen nach Europa drangen. Die gleichen Menschen, die Descartes und Shakespeare, Michelangelo und Dante, Goethe und Beethoven zu den ihren zählten, waren unermüdlich darin, sich der niggerhaften Jazzseligkeit einer wesensfremden Welt zu überlassen und deren literarische Massenerzeugnisse, ihre Bildermagazine und Bühnenreißer als Boten einer blind bewunderten Modernität willkommen zu heißen.

In dieser Zeit sind die Amerikaner selbstbewußt geworden. Selbstbewußt wie ihre Doughboys, die 1917 und 1918 auf die europäischen Schlachtfelder strömten mit einem Liede auf den Lippen, das den stolzen Kehrreim »The Yanks are coming« aufwies und so

recht zum Ausdruck brachte, wie überlegen sich diese wohlgenährten und unverbrauchten Soldaten ihren abgekämpften Kameraden in Europa fühlten. Ihnen war es nur ein Abenteuer, was den Europäern aller Lager als ein Ringen auf Leben und Tod erschien. Auch fühlten sie sich als die Boten einer besseren Welt und hatten alles Recht dazu, weil ihnen ihre moralische und politische Idealität in jeder Rede aus Paris und London bescheinigt wurde. Amerika zuliebe gaben sich die Aristokraten des englischen Führerstaates dazu her, als zuverlässige Demokraten zu agieren und den guten, alten Machtkampf 1914 bis 1918 noch während seines Austrags in einen uneigennützigen Kreuzzug für irgendeine Weltanschauung umzufälschen.

So schlug das Minderwertigkeitsgefühl, das bis zum Weltkrieg jeden Nordamerikaner im Angesicht der tausendjährigen Kulturquellen Europas erfüllt hatte, in eine äußerst aggressive Selbstüberschätzung um. Im Laufe weniger Jahre schien es fast, daß sich das politische, finanzielle, geistige und geschichtliche Abhängigkeitsverhältnis der Neuen von der Alten Welt zum Gegenteil gewandelt hätte. Der Schüler wollte Lehrer werden, und wirklich mußte sich der Yankee fragen, ob nicht England 1917 mit dem Notschrei nach amerikanischem Waffeneinsatz den Beweis der europäischen Hilflosigkeit in handgreiflichster Form erbracht habe. Denn schließlich war es ihm, dem Sohne eines fernen Kontinentes, im Grunde keine Lebensfrage, wohin der Sieg sich wenden würde. Sein Blick war nicht an dieses oder jenes Land gefesselt, wenn immer er sich nach Europa richtete. Jetzt ganz besonders sah er mit widerstrebendem Instinkt allein das Ganze. Europa — vor dem Weltkrieg das Museum und die Bildungsanstalt, ja, die unangefochtene Führerin amerikanischen Denkens — war für den Yankee eine Stätte unaufhörlicher Intrigen und Wirren, ein armseliger und keine Zukunft mehr verheißender Erdteil geworden. Hingegen sah Amerika sich über Nacht auf englisches Geheiß in die Rolle einer tonangebenden Macht emporgetragen.

Die Zeche zahlte nicht zuletzt auch England selber. Vor dem Weltkrieg war es die unbestritten führende Seemacht des Erdballs. Nach dem Grundsatz des Zweimächtestandards hatte es eine Flottenstärke behaupten können, die in jedem Falle der gesammelten Flottenstärke Deutschlands und der Vereinigten Staaten oder Frankreichs und Italiens oder irgendeiner anderen Mächtekombination gewachsen sein würde. Noch auf der Versailler Konferenz war es Lloyd George in heftigem und viele Wochen währendem Kampfe mit dem Präsidenten Wilson gelungen, den zweiten der Vierzehn Punkte, der die Freiheit der Meere behandelte, rücksichtslos zu Fall zu bringen. Freiheit der Meere — das wäre der Stoß ins Herz der überlieferten britischen Seegeltung und ebenso die volle Gleichberechtigung der Vereinigten Staaten auf hoher See gewesen.

Dieses Mal noch abgeschlagen, wurde der amerikanische Angriff 1922 auf der Flottenkonferenz von Washington aufs neue angesetzt. Jetzt führte er zum glänzenden Erfolge: Die junge Weltmacht rang dem alternden John Bull die Verhältnisziffer von 1 : 1 für alle schweren Schiffsklassen ab. So hatte sich der antieuropäische Kurs der britischen Politik gerächt. Es war ein Pyrrhussieg, den England über Deutschland errungen hatte — ein Sieg, der nicht aus eigener Kraft zustande gekommen war und eben deshalb dem weltpolitischen Ehrgeiz der Vereinigten Staaten zum Vorteil ausschlug. In welchem Ausmaß sich die beiden Flotten in den letzten Jahren, wenn auch nicht nach Qualität der Schiffe und Besatzung, angenähert hatten, beweist schon der Vergleich der Jahre zwischen 1905 und 1940:

Gesamttonnage der Kriegsflotten

| Jahr | USA. | Großbritannien |
|---|---|---|
| 1905 | 694 600 | 1 633 400 |
| 1922 | 1 218 100 | 1 101 800 |
| 1936 | 1 101 300 | 1 473 500 |
| 1940 | 1 919 000 | 1 840 500 |

Und auch Europa als ein Ganzes bezahlte die Zeche dieses vierjährigen Krieges, dessen Ausbruch Englands Diplomaten nicht gerade veranlaßt, aber dem sie weitgehend den Boden bereitet hatten. Die Mannesblüte eines Erdteils war dahin — 9 263 000 Gefallene der meisten europäischen Völker lagen auf den Schlachtfeldern. Das nordamerikanische Expeditionsheer wies ganze 41 000 Tote auf. Die europäischen Staaten, die der Lockung Englands in den Krieg gefolgt waren, hatten sich mit 12,3 Milliarden Dollars und Britannien selber mit 4,6 Milliarden Dollars an die Vereinigten Staaten verschuldet. Diese, bis zum Jahre 1914 im wesentlichen Lieferant von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die als ausgeführte Waren den Zinsendienst für europäische Forderungen an die nordamerikanische Wirtschaft sicherstellten, hatten in der Konjunktur des Krieges ihre industrielle Leistungskraft ins Riesenhafte steigern können. Sie hatten auch das Gold Europas weitgehend aufgenommen, durch den Raub der deutschen Patente eine chemische Industrie aus dem Boden stampfen, in Südamerika als Exporteure eindringen, die in der ganzen Welt geschätzte Spezialität der deutschen Spielwaren zum guten Teil ersetzen und eigene Spinnereien und Webereien ins Leben rufen können, die den alten Werken Lancashires und Sachsens ihren Markt verengerten.

Der Kriegsausbruch von 1914 hatte der nordamerikanischen Wirtschaft Rettung aus der Notlage verheißen, in die sie durch den wachsenden Überschuß ihrer Erzeugung und die steigende Tendenz ihrer Kapitalkraft geraten war. Der Rettungsanker wurde von den Banken aufgegriffen, die mit ihren Anleihen an England und Frankreich die industrielle Konjunktur des Krieges anzukurbeln wußten. Zwischen 1914 und 1917 stieg die amerikanische Stahl- und Eisenausfuhr von 0,25 auf 1,13 Milliarden Dollars, die Verdienstspanne der amerikanischen Schwerindustrie nahm von 7,4 Prozent für 1915 auf 28,7 Prozent für 1917 zu. Der Weizenexport des Landes schnellte

von 89 Millionen Dollars im Jahre 1913 auf 334 Millionen Dollars im Jahre 1915 empor. Die Weizenfarmer, die das Leben im mittleren Westen beherrschen, verzeichneten für 1917 einen Gewinn von 643 gegenüber 57 Millionen Dollars für 1913. Der Kupferkonzern der Guggenheimgruppe strich in einzelnen Werken während 1917 Überschüsse von 70, 200, ja, in einem Werke von 800 Prozent des investierten Kapitals ein. Es kümmerte die finanzkräftigen Urheber der neuen wirtschaftlichen Blüteperiode wenig, daß die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an ein Reich, das stets im Frieden mit Amerika gelebt hatte, der Preis für diese Konjunktur von unerreichtem Ausmaß wurde.

Vom Präsidenten Wilson aber wurde in Europa alles Heil der Welt erwartet. Er hatte sich persönlich auf die diplomatische Walstatt in Versailles begeben. Er hatte Krieg und Frieden für Europa gleichermaßen entschieden. So war er seinem Volke und der Welt für alles das verantwortlich, was er gepredigt und vor lauter Predigen versäumt hatte. Die erste Wirkung aber, die sich einstellte, war der Rückzug der Vereinigten Staaten aus dem neuen Weltgebäude, das der Präsident mit vielen schönen Worten gezimmert hatte. Der Krieg war schließlich doch nur ein Geschäft gewesen, das seinen Reiz verloren hatte, nachdem die Sahne abgeschöpft war.

Der amerikanische Heiland Europas wurde von seinem eigenen Volk gestürzt. Nur sieben Wochen nach seinem größten Triumph, der Fertigstellung des Versailler Friedens und damit der Begründung des von Wilson zäh begehrten Völkerbundes, mußte er sich eine schimpfliche Vernehmung durch eine Kommission des Bundeskongresses gefallen lassen. Der Präsident ging in Verzweiflung vor das Volk. In dreißig großen Städten des mittleren und fernen Westens warb er leidenschaftlich für sein Ideal, das in Versailles längst verraten worden war. San Franzisko pfiff ihn aus, und der Zusammenbruch in Colorado — ein regelrechter Schlaganfall des innerlich und äußerlich

Gelähmten — besiegelte die Laufbahn eines Menschen, der sich lebend selber überlebt hatte. Von diesem Septembertag des Jahres 1919 bis zum März 1922 bewohnte er das Weiße Haus als kranker und ohnmächtiger Mann. Er starb im Februar 1924. Er hatte nur noch dem Nachfolger der siegreichen republikanischen Gegenpartei, Warren G. Harding, das Steuer überlassen müssen.

### *Amerika zieht sich zurück*

Für Europa bedeutete dieser Abgang, daß es seine erste handgreifliche Erfahrung mit dem amerikanischen Wunderglauben gemacht hatte. Die Enttäuschten waren nicht allein die müden und für jede Illusion empfänglichen Massen des deutschen Volkes. Auch die Weltverbesserer in vielen anderen Staaten mußten jetzt erkennen, daß Amerika nicht daran dachte, sich samariterhaft mit der Beglückung fremder Länder zu befassen. Es hatte eine europäische Gastrolle gegeben, und diese war jetzt abgeschlossen. To save the world for democracy — es wollte nichts von alledem mehr wissen. Es tat, als ob es niemals an dem Krieg beteiligt gewesen wäre, von dem es plötzlich ganz vernünftig meinte, daß die siegende Partei sich keineswegs als unschuldsvoller Engel erwiesen habe.

Das Land der Gegensätze verfiel von einem Tage fast zum anderen in die Extreme. Sein Senat versagte dem Versailler Frieden seine Unterschrift. Er verweigerte auch den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Völkerbund. Desgleichen unterließ er es, den Bündnisvertrag zu ratifizieren, den Wilson mit England und Frankreich abgeschlossen hatte. Mit Deutschland wurde ein separater Friede herbeigeführt, womit auch äußerlich betont wurde, daß die Vereinigten Staaten entschlossen seien, in Zukunft unabhängig vom Geschehen in Europa ihren eigenen Weg zu gehen. Amerika war hellhörig ge-

worden. Es hatte seine Nase in die Dunkelkammer der englischen und französischen Diplomatie gesteckt. Seine geschäftlichen Instinkte hatten ihm zwar geboten, während des Krieges für Deutschlands Gegner zu optieren. Aber seine nationalen Instinkte rieten ihm jetzt von irgendeiner Einengung seiner Bewegungsfreiheit für künftige Fälle ab. Das Bündnis mit den europäischen Siegern würde das amerikanische Machtgebilde auf die Verteidigung der fragwürdigen Ordnung verpflichtet haben, die in Versailles geschaffen wurde. Und der Völkerbund war lediglich das Weltsystem Britanniens, in einige abstrakte Artikel gepreßt. Die Amerikaner meinten plötzlich, daß es nützlich wäre, ihm fernzubleiben. Sie zogen sich in ihren Kontinent zurück. Sie wollten wieder »nur« Amerikaner sein.

Diese Rückbesinnung auf das Erbe, das die Väter der Verfassung hinterlassen hatten, war ein elementarer Prozeß. Keine verstrickenden Bündnisse nach außen! Nur zwei kurze Jahre, 1917 bis 1919, war die alte Zauberformel Jeffersons mißachtet worden. Jetzt war sie wieder das Bekenntnis eines ganzen Kontinentes, den sein europäisches Abenteuer um vieles reifer und gewitzter gemacht hatte. Durch die drei republikanischen Präsidentschaften Harding, Coolidge und Hoover blieb die weltpolitische Nichteinmischung der höchste Grundsatz der amerikanischen Außenpolitik, um selbst noch nach dem Jahre 1933 mächtig auf die erste Amtsperiode des zweiten Roosevelt auszustrahlen. In dieser ganzen Zeit hat Washington es vorgezogen, sich auf internationalen Konferenzen durch »unofficial observers« vertreten zu lassen. Wilsons Schicksal schreckte. Man wollte nicht gebunden sein. Auch Franklin Roosevelts gewundene Wege wären, wo doch sein weltpolitischer Standort schon mindestens seit 1937 klar hervortrat, gar nicht anders zu erklären gewesen.

So ist es keine Frage, daß der demokratische Kreuzzug der Vereinigten Staaten und ihrer europäischen Freunde in eine empfindliche Abkühlung ihrer gegenseitigen Beziehungen mündete. Wer 1919

als Franzose, Brite oder Yankee in die Zukunft blickte, der prophezeite eine neue Ära imperialistischer Positionskämpfe. Und wirklich war zu beiden Seiten des Atlantiks schon bald hernach ein sehr homerisches Heldentum damit beschäftigt, sich gegenseitig zu verunglimpfen. Frankreich wies auf seine Opfer hin und wollte keine Schulden bezahlen. England schädigte mit allen Mitteln den nordamerikanischen Handel. Wenn Onkel Sam sich rühmte, den Krieg für England gewonnen zu haben, so blieb ihm dies nicht eine Antwort schuldig. Der gute Onkel mußte sich als Shylock schimpfen lassen und konnte wiederum entgegnen, daß Schulden eben Schulden sind, und daß der Raubzug von Versailles das Gegenteil utopischer Beglückung besagte, die man mit Stolz auf seine Fahnen geschrieben hatte.

Die Gegensätze reichten noch tiefer. Die amerikanischen Anklagen gegen die Siegermächte waren zum Teil der Ausdruck einer sehr robusten Enttäuschung über die eigene Talentlosigkeit. Durch die einzigartige Konstellation des Weltkrieges auf die schwindelnde Höhe des arbiter mundi, des Weltschiedsrichters, getragen, hatten die Vereinigten Staaten dennoch die Erfahrung machen müssen, daß sie einstweilen nicht die Fähigkeit besaßen, ihre Rolle würdig und erfolgreich wahrzunehmen. Nach kurzem Gastspiel auf dem diplomatischen Parkett Europas hatten sie sich in den Schmollwinkel ihrer glänzenden Isolierung zurückgezogen. Wirtschaftlich die vom Glück überhäuften Nutznießer der einmaligen Kriegskonjunktur, erkannten sie zu ihrem Leidwesen, daß der Beruf des Weltbankiers nicht nur ererbt, sondern auch erlernt sein will. Sie waren gut genug, von Londons City für die dubiösen Finanzgeschäfte in den ibero-amerikanischen Ländern oder in den durch Krieg oder Inflation verarmten Staaten Europas angesetzt zu werden, wurden aber im Kampfe um die geldtechnische Lenkung des Weltmarktes von den englischen Häusern überrundet, die mit wachsender Ironie die vielen Fehler ihrer nordamerikanischen Rivalen zur Kenntnis nahmen. In der Weltkrise von 1929/30 —

einer auf amerikanischem Boden entstandenen Krise, der Quelle allen wirtschaftlichen Übels, das dann folgte — brach das amerikanische Kartenhaus zusammen, und die Pfundabwertung von 1931 bedeutete die entschiedene Wendung Englands gegen den amerikanischen Währungseinfluß. Die Vereinigten Staaten waren auf dem Gold ihrer Weltkriegsgewinne sitzengeblieben.

Das war eine langwierige Entwicklung, deren Blüte und Verfall das republikanische Deutschland auf seine Weise miterlebte. Eine Entwicklung, in der zum ersten Male eine Pax Americana versucht wurde — eine Dollarordnung mit Finanzmännern vom Schlage eines Charles Dawes, Owen Young, Parker Gilbert, Morgan und Lamont als ungekrönten Häuptern. Es war ein klug gedachtes System. Die amerikanische Hypothek, die mit den Kriegsschulden der Alliierten auf die Siegermächte gelegt worden war, sie wurde mit dem Dawesplan des Jahres 1924 auf die besiegten Länder ausgedehnt. Churchill, damals Schatzkanzler, erwies sich, wie man heute mit Interesse sich erinnert, als Förderer der nordamerikanischen Finanzinteressen, indem er 1925 die englische Währung auf den amerikanischen Goldstandard stellte und auf diese Weise — durch Steigerung der englischen Gestehungskosten für Ausfuhrwaren um mehr als zwanzig Prozent — die englische Industrie im Wettbewerb mit der amerikanischen aufs schwerste schädigte. Desgleichen hatte England in ein Tilgungsabkommen seiner Schulden an die Vereinigten Staaten gewilligt, das die englische Tributpflicht auf 63 Jahre verteilte. Der Dollar schien Europa und die Welt erobert zu haben. In alle Länder brach er ein, mit Hollywood und Kaugummi, Jazzbands und Filmdiven, Grammophonplatten und Fordwagen in seinem Gefolge. Europa aber zahlte den Genuß des Dollarsegens mit der wachsenden Finanzbelastung seiner Arbeitserträgnisse.

Aus dem Welterlösertum der Yankees jener Jahre erwuchs ihr erdumspannender Imperialismus, sobald die Zeiten reif dafür geworden

waren. Daß es sich entfalten konnte und nicht ein Phänomen der inneramerikanischen Szene zu bleiben brauchte, das haben sich die Europäer zum guten Teil selber zuzuschreiben. Nachdem sie sich als äußerst anfällig für die Krankheit dieser Zeit, die Sucht nach einem amerikanischen Lebensstil, erwiesen hatten, war es durchaus begreiflich, daß auch in den USA. der Glaube an die Unnachahmlichkeit amerikanischer Zivilisationsformen, an ihre missionarische Bedeutung für die übrige Welt emporschoß. Europa war Jahrhunderte hindurch der geistige Führer und politische Lenker dieser Welt gewesen. Wenn es sich selber nun bereit zeigte, die amerikanische Legende in sich aufzunehmen, so wurde ihr schon dadurch eine bevorzugte Rolle zugewiesen.

Die grausam puritanische Nüchternheit amerikanischer Zementburgen, Bücher vom Kaliber des »Die erste Million, die schwerste«, die beliebten Hollywooder Großaufnahmen für jugendliche Personen beiderlei Geschlechts, der Fordismus als das neue Daseinsideal, Success als höchster Wertbegriff der menschlichen Gesittung — das alles mischte sich dem Blick des Durchschnittseuropäers aller Länder zu einem Phantasiegebilde, das mit den Grundfarben Wohlstand, Jugend, Freiheit und Lebensfreude so attraktiv wie irgend denkbar getönt war. Jede Kindheitssünde, die dem geistigen Einerlei der amerikanischen Zweckkultur zur Not verziehen werden konnte, fand im Europa des Jahrzehntes nach dem ersten Weltkrieg ihre bewundernden Nachahmer. Jazzopern, verzückte Schilderungen Neuyorker Filmpalaste und ein neiderfülltes Schielen auf ein Land, das die Natur so offenkundig vor dem Rest des Erdballs ausgezeichnet hatte: Der laute Rummel dieses Dollarkultes schien Europa völlig in den Bann gezogen, die volkhaften Instinkte seiner Menschen ihrer eigenen Geschichte entfremdet und seine Wesenart verdorben zu haben. So hat das Wort vom »American Century«, von einer Zivilisation der Zukunft echt amerikanischen Geblütes, dann später nach Ausbruch

des Konflikts von 1939 die geistige Parole für den amerikanischen Anspruch auf den Antritt des europäischen Kulturerbes werden können.

Schon sehr viel früher aber war das nordamerikanische Wirtschaftswunder der neue Aberglaube geworden. Es hat ganze fünf Jahre von etwa 1923 bis an den Rand der großen Krise überdauert. Die Yankees sonnten sich im blauen Sommerhimmel ihrer Prosperity. Diese wurde das Credo des amerikanischen Menschen. Die ungeheuren Produktionsmöglichkeiten, die der Weltkrieg in den Staaten hinterlassen hatte, suchten nach Beschäftigung. Es war ja kein Problem, beliebige Warenmengen zu erzeugen. Es galt, die Käufer aus dem Boden zu stampfen. So trug man denn den Leuten die Ware ins Haus und ließ sie über Jahre hinaus zahlen mit dem Ergebnis, daß gegen Ende dieser Treibhauskonjunktur Milliarden Dollars von der großen Masse der Bevölkerung geschuldet wurden.

Damals hat die Ratenzahlung auf dem nordamerikanischen Markte drei Viertel aller Verkäufe an Gegenständen des täglichen Bedarfs ausgemacht. In den großen Industriezweigen wurde also die Steigerungsrate der Erzeugung von vier oder fünf Jahren auf ein oder zwei Jahre zusammengedrängt. Immerfort aber wurden auch die Produktionsmittel ausgedehnt. Man näherte sich einem Punkte, wo der innere Markt sich gegen dieses Hexentempo der Maschine wehren mußte.

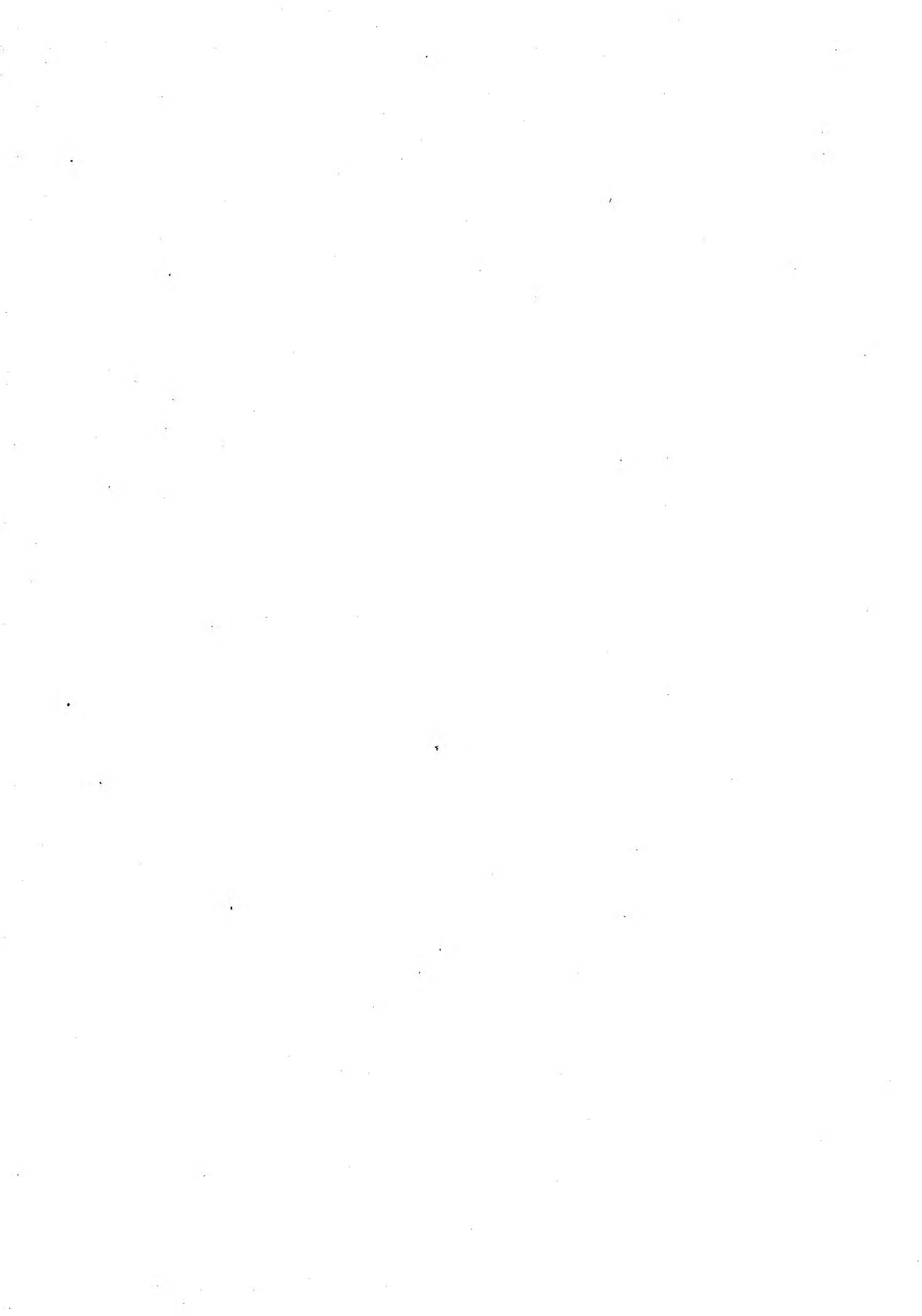
Und der Weltmarkt? Die Pax Americana wollte das Unmögliche. Sie verlangte siebenprozentige Zinsen für ihre an die ganze Welt verliehenen Dollars. Sie wollte aber auch noch ihre Maschinen beschäftigen, anstatt sich selbst in Ware zahlen zu lassen. An diesem unauflösbaren Widerspruch ist das amerikanische Wirtschaftsgebäude 1929 zusammengebrochen und mit ihm auch das kurzlebige Weltsystem, das es errichtet hatte. 1931 setzte London seine Gegenoffensive an, indem es seine Währung vom Dollar löste und abwertete. Es gärte

in den meisten Ländern. Deutschland stellte seine Zahlungen ein. Auch der englische Versuch, die untergehende Welt der absoluten Goldherrschaft zu retten, mußte wenige Jahre später scheitern. Die Völker waren nur noch auf sich selbst gestellt.

Für die Amerikaner aber kam ein furchtbares Erwachen. Die Verluste, die das Land erlitt, erreichten ungeheure Dimensionen. Allein der Niedergang der Aktienwerte belief sich zwischen 1929 und 1931 nach den Feststellungen eines Bundessenatsausschusses auf die Gesamtsumme von 50 Milliarden Dollars. Fünfundzwanzig Millionen Menschen wurden davon betroffen. Der Traum der ewigen Prosperität war wirklich ausgeträumt. Der Mann, der ihn wie keiner sonst gefördert hatte, Herbert Hoover — er, der Engineer President, der dies Amerika der türmenden Ziffern und der höchsten wirtschaftlichen Macht verkörpert hatte, kam ins Weiße Haus, als aus der Prosperität bereits ein Chaos zu werden drohte. Man schrieb das Jahr 1929.

ZWEITER ABSCHNITT

# DIE ÄRA FRANKLIN ROOSEVELT



# DER NEUE BESEN

## *Der Mann und sein Werden*

Der März 1933 ist ein rechter Sorgenfrühling für Amerika. Das Land erlebt die trübste Amtseinführung eines Präsidenten in seiner ganzen Geschichte. Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Das deutsche Volk, vor anderthalb Jahrzehnten in die tiefsten Tiefen der Verzweiflung gestoßen und geächtet von den Friedensmachern, denen Wilson präsidierte, wird in diesem gleichen Monat von der Welle nationalen Erlebens gepackt. Und die Vereinigten Staaten, damals Richter über Krieg und Frieden, später das bewunderte Idol einer unerhörten Kraft und Wirtschaftsblüte, finden sich in diesem Augenblick am Grabe ihres blinden Erfolgsglaubens, ihrer ewigen Prosperität. Eine Finanzkrise ohnegleichen hat das Kreditsystem des Landes aus den Angeln gehoben. Sämtliche Banken haben, während in Washington gefeiert wird, ihre Schalter geschlossen. Vierzehn Millionen Arbeitslose lungern in den Straßen der großen Städte. Nicht alle, aber die meisten Räder der ungeheuren Produktionsmaschine, in die der Weltkrieg und das laufende Band Amerika verwandelt haben, stehen still. Die »Eternal Prosperity« der Herbert Hoover und Henry Ford, der Owen Young und Charles Dawes ist am Ende ihres Lateins.

Unübersehbar sind die Massen, die den weiten Platz bis zur Bundesbibliothek füllen. Marmorweiß glitzert die schöne Kuppel des Kapitols in den Strahlen der Märzsonne. Die Augen des neuen Präsidenten, Franklin Delano Roosevelts, ruhen auf den brüchigen Häusern des jenseitigen Stadtteils — dort, wo die Regierungspracht ein jähes Ende findet und das namenlose Elend der farbigen Bevölkerung beginnt. Nun steht er auf der breiten Rampe des Kapitols, um in die Hand des Obersten Bundesrichters, Charles Evans Hughes, den Eid auf die Verfassung abzulegen. Sein breites Lachen ist das Demagogenlachen jener typischen amerikanischen Politiker, die sich auf ihr Geschäft verstehen — es ist ein Stück der Propagandatechnik, mit der die alterprobten Lenker dieses Landes die Massen bei der Stange halten — ein Optimismus, der von Staats wegen gewollt wird.

Vor allem ist dies Lachen ein bewährter Kunstgriff der Familie Roosevelt. Auch der entfernte Verwandte des neuen Präsidenten, Theodore Roosevelt, beherrschte es mit großer Virtuosität. Auch er verstand es, sich in Szene zu setzen, randalierte, wenn es Eindruck machte, drohte mit den Fäusten und überraschte dann die aufgepeitschte Masse mit gutmütigen Witzen. Niemals war er langweilig, aber ewig ein zündender »front page stuff« für eine Presse, die das letzte Familiengeheimnis ihrer führenden Männer kennen will. Es sind nicht europäische Maßstäbe, die an amerikanische Tagesgrößen oder auch an die maßgebenden Träger des amerikanischen Staatswesens gelegt sein wollen. In diesem Geburtsland aller modernen Reklametechnik ist die Wirkung einer politischen Erklärung auf die Massen, nicht ihr Inhalt oder gar ihr Eindruck auf das Ausland das Entscheidende. Hier, wo der Zirkusstil eines Barnum entstanden ist, wo religiöse Hochstaplerinnen sich entführen lassen, nur um für einige Wochen in den Schlagzeilen zu erscheinen, ist auch der »Politician« dann am größten, wenn er sich originell gebärdet und mit

tausend kleinen Einfällen seiner Rede und seiner Lebensweise das Sehnen einer nivellierten Masse befriedigt, der die Bereiche ihres Wirkens wenig Ungewöhnliches bieten.

Jetzt umbrandet Jubel diesen neuen Präsidenten. Auch er ist wahrlich kein Magier der Währungskünste. Auch er kann nur mit Gegebenem rechnen, und dies Gegebene ist der völlige Bankrott einer hochkapitalistischen Wirtschaftsordnung. Und dennoch scheint er seinem Volk der Mann der Stunde zu sein — und sei es nur auf Grund der alten Weisheit aller Schwerbedrückten, daß es schlimmer nicht mehr werden kann. Auch kennt der neue Mann das Wesen der amerikanischen Masse, und skrupelloser Ehrgeiz hat ihm längst geraten, dieser Masse ein bestimmtes, ihrer leicht erregbaren Phantasie entgegenkommendes Bild seines Werdeganges zu vermitteln. Wir selbst entsinnen uns, da wir es miterlebten, jenes Augenblickes, als er im Jahre 1924 aus der Zwangsverbannung einer furchtbaren Krankheit in die politische Arena zurückkehrte.

In der alten Versammlungshalle Neuyorks, in Madison Square Garden, war ein Sturm auf den Tribünen losgebrochen. Die feindlichen Gruppen des demokratischen Parteikonventes rangen um den Namen des Kandidaten für die kommende Präsidentschaftswahl, die Kalifornier für Wilsons Schwiegersohn, McAdoo, und der Osten für den Neuyorker Parteigewaltigen Alfred Smith. Da war es Roosevelt, der seine große Chance witterte. Der Gelähmte wurde von seinen Freunden auf die Rednerkanzel geschleppt, und zwar an Schultern und Händen, die sich auf Krücken stützten. In dieser Stunde wurde er der populärste Mann der Partei und eine nationale Figur. In dieser Stunde schuf er ein dramatisches Bild seines Wesens. Noch konnte er nichts anderes als ein Kompromiß erzwingen, aber schon nach weiteren vier Jahren war er Gouverneur des Staates Neuyork geworden. Er hatte sich als good fellow bewährt, als Held, der seine schwere Krankheit mit amerikanischem Optimismus über-

wunden hatte. Er war der lachende Yankee geworden, der einem jeden Leiden trotzen konnte.

So weiß die Menge auf dem kapitolinischen Hügel schon, mit wem sie es zu tun hat. Auch ist er keineswegs zu alt, ein Mann, der jetzt, im März 1933, eben erst die 51 Jahre erreicht hat. Seite an Seite fährt er mit dem grollenden Präsidenten, den er ablöst, Herbert Hoover, durch das dichte Menschenspalier der Pennsylvania Avenue. Welch ein Gegensatz der Charaktere! Hoover ist der ruhmlose Abschied vom Weißen Hause schwer genug geworden. Es ist immer bitter für begabte Menschen, Opfer der Verhältnisse zu werden, die größer sind als alle guten Absichten. Auch galt er seinem Volk sehr zu Unrecht als ein etwas rundlicher Pedant, der vor lauter Zahlen und Gewissenhaftigkeit das Handeln versäumte. Er war, wie übrigens alle anderen auch, nur etwas trockener als sie, Dogmatiker der freien Wirtschaft, der aber — schlimmste Sünde im amerikanischen Urteil — nur gezwungen lachen konnte und das Unglück hatte, in einer Epoche auf den Schild gehoben zu werden, die mit »Keep Smiling« die Stuckfassade ihrer Prosperität verkittete.

Die Eidesformel ist gesprochen. Wieder hat ein Sohn Amerikas den Eisesgipfel der Präsidentenwürde erklommen, von dem das kleinste Schulkind lernt, daß er alle großen Reiche der Geschichte überragt. Jetzt kommt es darauf an, daß Roosevelt die rechten Worte findet. Es ist gewiß ein neuer Stil, den diese Katastrophenstimmung der amerikanischen Gegenwart erfordert. Und Roosevelt, der sehr gewiegte Taktiker, ist nicht um ihn verlegen. So schallt es sehr energisch aus der Antrittsbotschaft in die Menge:

»Wir müssen den Dingen ins Auge sehen und nur eines fürchten: Die unberechtigte, unvernünftige Furcht.«

»Werte, Preise und Zahlungsfähigkeit sind gesunken, die Zahlungsmittel sind in den Banken eingefroren.«

»Die Ersparnisse Tausender von Familien sind verloren.«

»Aber wir sind weder vom Kriege noch von Heuschrecken heimgesucht. Wir haben alles reichlich, ja, im Überfluß. Nur den geldgierigen Machenschaften gewisser Spekulanten verdanken wir diese Sorgen. Geldbesitz aber ist nicht so wichtig wie die Möglichkeit zur Arbeit und die Belebung von Mut und Arbeitsfreude, die das bedeutet.«

»Die Regierung wird den Arbeitslosen wieder Beschäftigung geben. Sie wird die Banken überwachen und für das Ende der Spekulation eintreten.«

»Ich werde baldigst Vollmachten vom Kongreß verlangen.«

Man merke wohl, nach diesem Gesetz ist F. D. Roosevelt angetreten: Schwere Wirtschaftsnot im Lande — Kampf den Spekulanten — Arbeit für die ruhenden Hände — Wege aus der größten Krise, die Amerika in seiner ganzen Existenz betroffen. An diesen Zielen wird er später gemessen werden. Und daß sie nicht erreicht werden, das wird ihn eines Tages auf gefährliche Bahnen lenken. Einstweilen aber hageln die ersten Geschosse aus dem Weißen Hause: Verkündung eines Bankfeiertages — Ultimatum an den Kongreß — Beseitigung der Prohibition — Verbot der Goldausfuhr — neue Wirtschaftsplanung. Das sweet land of liberty wird autoritär regiert. Das hat es vorher nie gegeben.

Vielen ist der Autokrat aus Neigung, der sich demokratisch aufführt, ein ewiges Rätsel. Als junger Anwalt aus den ersten Schichten ist er ein Mensch wie andere auch. Witzig und beweglich, klaren Kopfes und nicht übermäßig strebsam, just wie viele Nordamerikaner seiner Klasse. Selbstverständlich muß ein Roosevelt sich für die Flotte begeistern, und mit diesem Namen auf der Besuchskarte bringt man es im Weltkrieg sogar zum Unterstaatssekretär im Marineministerium. Man sammelt englische Flottenbilder, man steht bewundernd vor der größten Seemacht der Geschichte, bereist Europa und ist insgeheim — das ist nun einmal die verborgene Schwäche

der amerikanischen Gesellschaft — entzückt von allem, was auf englischem Boden Peerskronen trägt oder alte Überlieferung verkörpert. Hier sind zwei wichtige Quellen für das spätere Wirken Roosevelts. Er wird sich stets dem europäischen Westen, besonders England, verbunden fühlen, und er wird auch nie vergessen, daß er dem Kriegskabinett des Präsidenten Wilson angehörte. Inmitten des zweiten britischen Krieges gegen Deutschland, dem nicht zuletzt gerade Wilson hätte vorbeugen können, wird er dessen Geburtshaus zum Nationalschrein weihen und damit dessen geistiges und politisches Testament erfüllen wollen.

Das alles hat aber noch nicht den brennend ehrgeizigen Politiker geformt, der sich berufen fühlt, den höchsten Würden zuzustreben. Nein, die abgrundtiefe Erfahrung, die den ganzen Menschen umgekrempelt hat, bringt jener Tag im Jahre 1921, an dem sich Roosevelt bei einem eiskalten Seebad die spinale Kinderlähmung zuzieht. Von nun an muß der Mann, der ohne eigenes Verdienst in die Verhältnisse hineingeboren wurde, gegen ein persönliches Schicksal kämpfen, das seine Willenskräfte strafft. Nun formen sich auch große Wunschbilder. Nun trotzt er seinen lahmen Gliedern in jahrelangem Training jeden Zoll Bewegung ab, nun wird er ein »Americano« nach Walt Whitmans Geschmack, und nun erst weiß er seinem breiten Lachen die persönliche, demagogisch berechnete Note zu geben.

So herrscht er jetzt im Weißen Haus, wo er sich ganz besonders um die Presse bemüht. Regelmäßig werden Konferenzen mit ihr abgehalten. Die Fenster in der runden Nische des Seitenflügels schauen auf den weiten Park hinaus, in der Richtung des gewaltigen Obelisken, der den Ruhm George Washingtons verewigt. Auf dem einfachen Schreibtisch steht ein Sternenbanner aus Seidentuch. Der Raum ist vorwiegend in Weiß gehalten. Der Zierat der Decke und Wände verrät den geläuterten Geschmack des ausgehenden acht-

zehnten Jahrhunderts. Schulter an Schulter stehen die »Boys« der Presse um den Tisch und hängen gespannt an den Lippen ihres Mr. President. Bei den Amtsvorgängern Roosevelts spielte sich alles prosaischer, unpersönlicher und kühler ab. Uns selber ist es noch erinnerlich, wie sehr wir uns erleichtert fühlten, wenn Mr. Coolidge seinem puritanischen Gemüt einen trockenen Witz abrang. Es kam selten genug vor, und wenn es sich einmal ereignete, dann war es eine kleine Sensation für uns. Mr. Coolidge war Neuengländer, kein Witzbold also und kein Sprecher aus Passion. Den Antworten, die er mit lakonischer Kürze erteilte, lagen immer schriftliche Fragen zugrunde, die vorher eingereicht werden mußten. Der Mann, der seinem Vornamen Calvin Ehre machte, buhlte wahrhaftig nicht um öffentliche Gunst, genau so wenig wie sein Nachfolger Herbert Hoover. Beide taten ihre Pflicht und wollten nach dem Nutzen ihres Schaffens beurteilt sein.

Ganz anders Franklin Roosevelt. Obwohl er selbstverständlich als Mann der Harvarduniversität ein sehr akzentfreies Englisch spricht, bedient er sich im öffentlichen Zirkel eines echt amerikanischen Umgangstones. Eine Redefloskel, die geschickt eine auftauchende Klippe umsteuert, ein Schlagwort, das sofort die Runde macht, oder irgendeine bildhafte Wendung, die auch das Schwierige erläutert, entwaffnen den Frager im kleinen Kreise und auch die Massen einer großen Versammlung. Als er 1940 merkt, daß der Krieg im Volke immer noch nicht populär ist, da erfindet er die Formel »short of war«, die alle »hart am Kriege« vorbeisteuernden Maßnahmen decken soll, obwohl damit die amtliche Neutralität des Landes untergraben wird. Im Kampfe gegen den Kongreß, der einen nordamerikanischen »Geleitschutz« für die Kriegslieferungen an England nicht begünstigt, wird Anfang 1941 der ausweichende Begriff der »Seepatrouille« geprägt. Das alles unterscheidet Roosevelt von seinen Amtsvorgängern. Die Mittel, die er anwendet, sind ihm denkbar gleichgültig. Es ist

ein außerordentlicher Ehrgeiz, der Befriedigung sucht, und dieser wird mit jedem Jahre wachsen.

Es ist nicht möglich, zu einer einwandfreien Einschätzung der Persönlichkeit zu gelangen, ohne ihrer politischen Ursprünge zu gedenken. Von allen fünfzehn Präsidenten der neueren amerikanischen Geschichte — also seit dem Bürgerkriege, seit Abraham Lincoln — sind nur zwei aus Neuyork gebürtig, nämlich Theodore und Franklin Roosevelt. Von den übrigen dreizehn Präsidenten stammen sieben aus dem mittleren Westen, drei aus den Südstaaten, zwei aus Neuengland und einer aus Neujersey. Taft ist ein Mann von Ohio, Wilson von Virginia, Harding von Ohio, Coolidge von Vermont und Hoover von Iowa. Das sind keine Zufälle. Es gibt viele Gegensätze der Stimmung und des Blutes zwischen dem Westen und Süden des Landes einerseits und der Europa zugewandten, um Neuyork gruppierten Ostküste anderseits, die ohne Zweifel dem öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten ihren Stempel aufgedrückt haben. Sie haben entstehen können durch die Art, in der sich die Besiedelung des Kontinentes vollzog, und durch den tiefen Einschnitt in der blutsmäßigen Zusammensetzung der Einwanderung etwa vor und nach dem Jahr 1880.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurde — das war die erste Etappe — zunächst die Ostküste durch Menschen englischer, schottischer, irischer, deutscher und holländischer Abkunft bevölkert. Menschen gleicher Rasse, vornehmlich aber Deutsche und Skandinavier, waren dann die Pioniere, die den weiten Westen erschlossen. Diese Generationen haben den farmerischen, eingesessenen und sehr amerikabewußten Urstock der Bevölkerung gelegt. Ihre Nachkommen sind es auch, die sich mit ihrem ganzen Denken dem Kontinent verhaftet fühlen, und die das rein erwerbsmäßige und spekulative Treiben der später eingewanderten, sehr häufig andersrassigen und vielfach jüdischen Elemente schon früh als fremd und traditionswidrig empfanden.

Das »alien element« (das »fremde Blut«) ist seit dem Jahre 1880 etwa zu stetig wachsender Bedeutung gelangt. Es bot und bietet heute noch den Stoff zu ausgedehnten Diskussionen. In jedem Falle hat es — so gar nicht pionierhaft, denn die Bedingungen waren längst schon andre geworden — den gewaltigen Menschenzustrom der großen Städte und in erster Hinsicht der Hudsonmetropole gespeist. Neuyork allein zählt an die drei Millionen jüdischer Einwohner, wozu noch einige Millionen kommen, die gleichfalls nicht dem Urstock zugehören. Es versteht sich, daß politische und atmosphärische Probleme ganz besonderer Art durch diese eigenartigen Bevölkerungsverhältnisse aufgeworfen werden.

Franklin Roosevelt ist aber aus der demokratischen Partei und aus Neuyork hervorgegangen. Er war zunächst Bundessenator und dann Gouverneur des Staates Neuyork. In der amerikanischen Parteimaschine hergebrachter Prägung kann man freilich nur an die Kontrolle gelangen, wenn man selber willens ist, sich den Gesetzen der Maschine zu unterwerfen. Diese werden in der demokratischen Partei durch das entscheidende Moment bestimmt, daß deren Stärke überlieferungsmäßig in den Südstaaten wurzelt, die den Verlust des Bürgerkrieges niemals völlig überwunden haben und nicht aus sich heraus den Ausgang einer Präsidentenwahl entscheiden können. So ist es zwangsläufig geschehen, daß die demokratische Partei sich ihre notwendige Ergänzung beim »alien element« der großen Städte suchte, das sich schon deshalb gern zu ihr bekannte, weil es in ihr am ehesten zu Einfluß gelangen konnte.

Die Ära Franklin Roosevelt und das Gesicht der Kreise, die in ihr von Anfang an den Ton bestimmten, beweist nun aber, bis zu welchen Höhen nationaler Geltung die Neuyorker Parteimaschine es zu bringen vermochte. Das »alien element« ist in der Hudsonmetropole zahlenmäßig ausschlaggebend. Die Juden beherrschen das Theater und das Rechtswesen, zum großen Teil den Handel und das

Geldgeschäft. Ihr Vorstoß auf das große Feld der nationalen Politik war deshalb eine gar nicht aufzuhaltende Entwicklung, sobald die demokratische Partei Neuyorks mit ihrem Kandidaten das Weiße Haus erobert hatte. Franklin Roosevelts politische Laufbahn war in Neuyork gestartet worden. Obwohl ein Angehöriger der ältesten Familien des Landes, verdankte er sein öffentliches Vorwärtskommen jenen Kreisen, die das Räderwerk der demokratischen Parteimaschine Neuyorks am Laufen hielten. So kam es, daß die Ära Franklin Roosevelt sich schon in personeller Hinsicht stärkstens von der voraufgegangenen republikanischen Regierungsperiode unterscheiden sollte.

In der Ära Roosevelt sind Männer wie der Neuyorker Oberbürgermeister Fiorello Laguardia, der noch in Wien geborene Professor Frankfurter und der Sohn des deutschfeindlichen Botschafters aus dem Weltkrieg, Schatzsekretär Henry Morgenthau, der mit den großen internationalen Neuyorker Bankhäusern Kuhn, Loeb & Co., Lewisohn und Seligman verschwägert ist, zu anerkanntem Einfluß gelangt. Laguardia ist freilich niemals Demokrat gewesen. Aber aus dem »alien element« der Hudsonmetropole hervorgegangen, macht er die öffentliche Meinung in Neuyork wie kaum ein anderer, und eben deshalb wurde er von Roosevelt mit wichtigen nationalen Aufgaben wie dem Vorsitz im kanadisch-amerikanischen Verteidigungsausschuß und der Führung des zivilen Landesschutzes betraut. Der abnorme Einfluß Frankfurters blieb dem Lande auch, bevor er in den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten berufen wurde, nicht verborgen. General Hugh Johnson, ursprünglich ein intimer Mitarbeiter Roosevelts und dann sein Gegner, in jedem Fall ein ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse, schrieb darüber am 26. Oktober 1935 in der maßgebenden Wochenzeitschrift »Saturday Evening Post«: »Schon kurz nach der Präsidentenwahl setzte eine der geschicktesten Infiltrationen in der Geschichte unserer Regierung ein. Professor Frankfurter verzichtete auf jede amtliche Bindung. Dennoch ist er

die einflußreichste Einzelpersönlichkeit in den Vereinigten Staaten geworden. Seine Schüler wurden unauffällig in die entscheidenden Stellungen jeder wichtigen Regierungsbehörde delegiert.«

Vieles, was sich später ereignet hat, die ideologische Kampfbereitschaft der Ära Roosevelt gegen die »Dictatorships«, die stetig engere Anlehnung des Präsidenten an die militanten Strömungen bei den europäischen Westmächten und die Auswahl mancher seiner Mitarbeiter muß zum guten Teile aus den Abhängigkeiten erklärt werden, in die er durch die persönlichen Umstände seines Aufstiegs gelangt war. Bis zum Jahre 1933 war der Werdegang des neuen Mannes der des amerikanischen Durchschnittspolitikers. Jetzt sah er sich vor einem Chaos, das die Wirtschaft seines Landes zu verschlingen drohte. Er brauchte sehr viel Hilfe, Anregungen, Gedanken und Pläne. Die sie lieferten, das waren meistens Intellektuelle, häufig Juden, selten aber Männer aus der wirtschaftlichen Praxis. So wurde Roosevelts Gehirntrust — sein berühmter »Brain Trust« — Wirklichkeit.

Und der New Deal als das Programm der ersten Präsidentschaft Franklin Roosevelts erhielt sein scharf umrissenes Gepräge. »Neue Karten«! Es wurde wirklich ein neues Spiel für die amerikanische Wirtschaft und damit für die ganze Lebensweise des Landes gemischt. Man regulierte Preise, setzte Löhne fest, begann mit Notstandsarbeiten, sanierte Banken, schuf Alterspensionen, führte Unterstützungsgelder für Erwerbslose ein und lenkte die Farmerträgnisse. Es war der Bruch mit jeder amerikanischen Überlieferung. Die alte, vielgeliebte Freiheit, das »go and get« des ungehemmten Unternehmertums, der unbekümmerte Erwerbstrieb eines Landes, das für seine wirtschaftliche Spannkraft keine Grenzen anerkannte, war dahin. Mit jedem Tage herrschte mächtiger der Bürokrat, der scharenweise in die Bundeshauptstadt einzog und von ihren immer zahlreicher emporschießenden Amtspalästen aus das alte laissez faire der ewigen Prosperität an seine Strippe nahm.

## *Die Not aus Überfluß*

In den Jahren zwischen 1929 und 1933 hatten die Vereinigten Staaten den größten Wendepunkt ihrer ganzen bisherigen Geschichte erreicht. Auch die Außenwelt war jetzt gezwungen, sich ein stark verändertes Bild von dem zu zeichnen, was sie bis dahin als Amerikanismus bestaunt oder bewundert, bekrittelt oder nachgeahmt hatte. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten war nicht mehr. Ungeachtet seiner imposanten Weite, seiner großen Wirtschaftsquellen und seines Menschenreichtums hatte es wie andere erkennen müssen, daß die Zeit nach neuen Formen rief. Wenn man verstehen will, warum das Land mit seinen tausend Nöten dennoch ganz allmählich auf einen Kurs der außenpolitischen Ablenkung gesteuert wurde, so wird man auszugehen haben von der Krise, die in seinem wirtschaftlichen Sein und Denken eingetreten war. Da die Krise allen inneren Reformen trotzte und der Mann, der sie erfolglos bekämpfte, nicht verzichten konnte, war er auch genötigt, seine Blitzableiter draußen in der weiten Welt, bald in Ostasien, bald in Ibero-Amerika und endlich in Europa, zu suchen.

Amerika ist anders als Europa geworden und gewachsen. Wenn wir früher schon die Auswirkung dieser Tatsache auf den nordamerikanischen Menschen anzudeuten hatten, so ist es jetzt geboten, ihre allgemeine Bedeutung für den Amerikanismus als ein Ganzes, als von der europäischen betont verschiedene Lebensform, herauszuarbeiten. Anderthalb Jahrhunderte hindurch, seit der Begründung der Union, hat dieses große Land sich in die Breite ausdehnen und auf gut Glück sein Haus vergrößern dürfen in der sicheren Voraussicht, daß mit jedem neuen Hektar, der dem Farmer erschlossen würde, neue Städte emporschießen, neue Märkte entstehen, neue Gelegenheiten winken und neue Maschinen erforderlich sein würden. So spülte auch der große Einwandererstrom beständig neue Menschen-

wellen an die Küsten. Sie und ihre Nachkommen durften, ohne daß ein Risiko entstehen konnte, als künftige Träger eines ständig sich erweiternden Marktes in Rechnung gestellt werden. Zwischen dem Ende des Bürgerkrieges (1864) und 1930, dem Ende der großen Prosperitätsperiode, die mit dem Sieg der industriebewußten Nordstaaten begonnen hatte, war die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von 35 auf 123 Millionen Einwohner gestiegen. Es schien sich niemals jener Gefahrenpunkt einzustellen, an dem der Markt gesättigt sein würde. Eine Gründerära ohne Grenzen, ein Optimismus ohne jede natürliche Hemmung, ein spekulativer Taumel, der sich nie beruhigen wollte — so war Amerika, bis sich der Taumel überschlug.

Der Wendepunkt, an dem das geschah, war auch der epochale Einschnitt, an dem die Vereinigten Staaten aufhörten, ein Einwandererland zu sein. In einigen Monaten des Jahrs 1931 verzeichneten die Behörden erstmalig einen Abwanderungsüberschuß, und diese Entwicklung hat seither angehalten, obwohl der Zustrom europäischer Juden das Bild seit 1937 vorübergehend ein wenig fälschen konnte. Im ganzen sagen uns die Zahlen, die wir nachfolgend bringen, daß bei Beginn der Ära Roosevelt das Zeitalter der nordamerikanischen Binnenexpansion sein Ende gefunden hatte, daß von einem Wachstum ohne Unterlaß nicht mehr gesprochen werden konnte, und daß damit für Lebensformen, die niemals endgültig auszureifen schienen, die allbestimmende Notwendigkeit entstanden war, in ruhigere Bahnen einzulenken:

VEREINIGTE STAATEN

Einwanderung und Auswanderung

| Jahr | Einwanderer | Auswanderer | Zuwachs (+) oder Abfluß (—) |
|---|---|---|---|
| 1909 | 751 786 | 225 802 | + 525 984 |
| 1914 | 1 218 780 | 303 338 | + 915 442 |
| 1921 | 805 228 | 247 718 | + 557 510 |

| Jahr | Einwanderer | Auswanderer | Zuwachs (+) oder Abfluß (—) |
|---|---|---|---|
| 1924 | 706 896 | 76 789 | + 630 107 |
| 1928 | 307 255 | 77 457 | + 229 798 |
| 1931 | 97 139 | 61 882 | + 35 257 |
| 1932 | 35 576 | 103 295 | — 67 719 |
| 1934 | 29 470 | 39 771 | — 10 301 |
| 1935 | 34 956 | 38 834 | — 3 878 |
| 1936 | 36 329 | 35 817 | + 512 |
| 1938 | 67 895 | 25 210 | + 42 685 |

Wirtschaftlich gesehen, hat sich diese Krise als Mißverhältnis zwischen stagnierender Kaufkraft und stetig steigender Absatznot der überdimensionalen Produktionsmöglichkeiten gerade dieses Landes ausgedrückt. Das Gesetz der Maschine, die unentwegt die Arbeitskraft des Menschen verdrängte — die Massenerzeugung, die mehr als irgendwo für das amerikanische Wirtschaftsleben bestimmend wurde, war bald dazu verurteilt, in den leeren Raum hineinzuwirken. Während 1920 noch 17 000 nordamerikanische Arbeiter nur 362 Millionen Glühlampen jährlich herstellten, waren 1940 nur mehr 7000 Arbeiter nötig, um 700 Millionen Glühlampen zu verfertigen. Der Stundenertrag eines nordamerikanischen Zigarettenarbeiters war 1920 auf 986, 1936 auf 4909 und ist heute auf eine noch größere Summe anzusetzen. So warf die Krise der Vereinigten Staaten ihre erwerbstätigen Menschen in immer stärkerem Umfang auf die Straße.

In Europa, mindestens in Deutschland war seit 1933 die gegenteilige Entwicklung eingetreten, so daß man daraus folgern darf, wie grundverschieden die Probleme sind, die hier und in Amerika gemeistert werden müssen. Europa hat seinen Mangel zu bekämpfen, einen Mangel an Rohstoffen, an Arbeitskräften und Maschinen, die, um nur ein Beispiel zu nennen, bei stärkerer Anwendung seinem

Boden noch vieles abgewinnen können. Es muß, obwohl es über viele Hände verfügt, mit ihnen haushalten und ist erfinderisch, wo die Natur ihm Schätze vorenthält. Amerika erstickt an seinem Überfluß, weil es wie König Midas eifersüchtig über seinem Golde wacht. Noch 1941, bei Beginn der großen Rüstungskonjunktur, ein Dutzend Jahre nach der Götzendämmerung des Big Business, konnte es nur die Hälfte seiner industriellen Leistungsfähigkeit zum Zuge bringen.

So ist der New Deal, das soziale und wirtschaftliche Reformprogramm der ersten Präsidentschaft Franklin Roosevelt, durch die Not der Umstände geboren worden. Es war auch nicht der erste Versuch, der darauf abzielte, eine neue Blüte aus dem angefaulten Stamm zu treiben. Es war nur eine neue Methode, ein wankendes System zu retten, und zwar in anderen Formen vorgetragen, als es früher schon geschehen war:

1. Der erste Eingriff, der von außen und mit unnatürlichen Mitteln unternommen wurde, war die künstliche Erzeugung der Weltkriegshausse, die von den großen Banken des Landes mit ihren Privatanleihen an die alliierten Mächte vorbereitet und später durch die Finanzpolitik der Bundesregierung auf den Höhepunkt getrieben wurde. Damals war die zeitweilige Verarmung Europas die Säule des amerikanischen Wohlstandes.

2. Die Kreditinflation der Periode 1923—1929 war der zweite wohlbedachte Rettungsversuch. Die Bankwelt der Vereinigten Staaten pumpte ihre Milliardensummen in das Ausland, um sich Ausfuhrmärkte zu verschaffen. Zum anderen wurde die Kaufkraft künftiger Jahre auf dem inneren Markte durch die hemmungslosen Auswüchse der Abzahlungsmethode vorweggenommen. Der Zusammenbruch war so total, daß die amerikanische Wirtschaftsordnung alten Stiles ihre Flagge einzog.

3. Beim dritten Eingriff war — ein wahrhaft revolutionäres Ereignis für nordamerikanische Verhältnisse — der Staat allein der

Träger. Seiner pseudosozialistischen Äußerlichkeiten entkleidet, besagte der New Deal, daß in den vier Jahren zwischen 1933 und 1937 etwa fünfzehn Milliarden Dollars von Staats wegen an zusätzlicher Kaufkraft in den amerikanischen Warenkreislauf hineingepreßt wurden. Was das bedeutete, das mag der Hinweis dartun, daß die öffentliche Schuld der Bundesregierung bei Ausbruch des Weltkrieges ganze 1,2 Milliarden Dollars betrug. Auch dieses Experiment mißglückte. Die Arbeitslosen blieben ohne Arbeit, die Kauflust wollte sich nicht heben, die industriellen Möglichkeiten wurden weiter nur bescheiden ausgeschöpft.

Roosevelt, der Wirtschaftsreformer, hatte nicht bestanden. Auf dem innerpolitischen Schlachtfeld war er, obwohl im Jahr 1936 ein zweites Mal gewählt, mit seinem Ungestüm nicht durchgedrungen. Auch die entschieden wertvollen Neuerungen wie die Sicherung des Arbeiters gegen die Diktatur des Unternehmers, die Arbeitslosenhilfe und die Alterspensionen — Dinge, die man in Europa schon seit langem kannte — brachten nicht das Wichtigste: die Ankurbelung des Wirtschaftslebens. Um des Präsidenten Schwierigkeiten noch zu steigern, zerfetzte ihm der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten mit seinen beiden Entscheidungen von 1935 und 1936 die tragenden Säulen seines ganzen Programms — gewisse landwirtschaftliche Reformen und die »Codes«, die den Zusammenschluß der Industrie begünstigten.

Nicht die Einzelheiten interessieren hier, wohl aber die außerordentliche Wirkung auf die weiteren Entschlüsse des Präsidenten. Die Urteilssprüche stellten die Verfassungswidrigkeit seiner wirtschaftlichen Maßnahmen fest. Die Begründung sagte, daß alle derartigen Maßnahmen der Bundesgewalt als verfassungswidrig zu erachten seien, sofern sie nicht den unmittelbaren Warenverkehr von Bundesstaat zu Bundesstaat beträfen. Mit andern Worten: Der Gegensatz zwischen den Rechten der Bundesregierung und der Souveränität

der achtundvierzig Einzelstaaten kam offen zum Ausbruch. Das Verfassungskompromiß von 1789, das notwendig war, um die dreizehn Urstaaten überhaupt zu einem Bunde zusammenzuschweißen, warf seine Schatten auf die gänzlich veränderten Verhältnisse des zwanzigsten Jahrhunderts. Dem Präsidenten wurde das Recht bestritten, für den Bereich des Kontinentes diejenigen Notstandsgesetze zu erlassen, von denen er glaubte, daß sie allein der Krise würden steuern können.

Offen drohte jetzt der Ausbruch eines Verfassungskrieges zwischen dem innerpolitischen Radikalismus des Weißen Hauses und der konservativen Fronde des Landes, die bereits erkannte, daß der wirtschaftliche Notstand nicht zuletzt die wachsenden Machtgelüste eines tatenfrohen Mannes deckte. Sie fürchtete ein Überwuchern der Vollzugsgewalt des Präsidenten und setzte deshalb den Obersten Gerichtshof als Bremse an. Als Roosevelt versuchte, Richter nach seinem Wunsche in die vornehmste Gerichtsbehörde des Landes zu schieben, um auf solche Weise seinen weitgehenden Plänen eine zuverlässige Mehrheit zu sichern, versagte sich der Bundeskongreß dem durchsichtigen Manöver.

An diesem Kreuzweg seiner Präsidentenlaufbahn — etwa 1936, bei Ablauf seiner ersten vier Amtsjahre — enthüllte sich das ganze taktische Geschick und mehr als das, auch die Geschmeidigkeit des Mannes, der sich sagen mußte, daß die Krise seines Landes in ihm so wenig wie in irgendeinem anderen ihren Meister gefunden hatte. Die Fortsetzung seines bisherigen Weges mußte in gerader Richtung auf den Konflikt mit allem geltenden amerikanischen Recht, womöglich auf den Staatsstreich hinsteuern. Deshalb wurde kurzerhand die Richtung geändert, zwar nicht in einigen Wochen und nicht sogleich für alle sichtbar, aber scharf genug, um schon nach Jahresfrist die ganze Welt davon zu überzeugen, daß die Ära Franklin Roosevelt mit ihrem Tatendrang nach außen strebte, weil sie innerhalb der nordamerikanischen Grenzen nichts Entscheidendes vermochte.

Das Volk der Vereinigten Staaten aber wurde vorher noch mit einer Täuschung in die Irre geführt. Die Erklärung von Chautaqua, mit der sich Roosevelt im August 1936 den Nordamerikanern zur Wiederwahl empfahl, enthielt die denkwürdigen Sätze, die auf Grund der nachfolgenden Ereignisse beurteilt sein wollen: »Wir versuchen, Amerika vollständig gegen einen Krieg zu isolieren. Ich hasse den Krieg. Ich wünschte, ich könnte ihn von allen Nationen fernhalten, aber das übersteigt meine Kräfte. Ich kann jedoch dafür sorgen, daß keine amerikanische Handlung einen Krieg hervorruft oder ihn fördert.«

# WELTPOLITISCHE EINMISCHUNG

## *Neutralität im Schmelztiegel*

Zwei verschiedene Ursachenreihen haben sich begegnen müssen, um den Grund zum zweiten britischen Kriege gegen Deutschland zu legen: Der Widerstand der Kriegspartei in England und in Frankreich gegen einen echten Ausgleich mit dem Reiche und der aus innerpolitischer Not geborene Wunsch der Ära Roosevelt nach zwischenstaatlicher Spannung. Beides mußte sich zusammenfinden, um zum Ziele zu gelangen. Man kann es auch noch klarer ausdrücken: Wenn die Einigung von München (September 1938) und die deutsch-französische Verständigung (Dezember 1938) sich als wirklich dauerhaft erwiesen hätten, dann hätte Franklin Roosevelt sich nicht ein drittes Mal zum Präsidenten wählen lassen können. Dann hätte ihm die Möglichkeit entgleiten müssen, weltpolitische Gefahren vorzutäuschen, eine kriegsmäßige Umstellung der amerikanischen Wirtschaft zu fordern, ihre immerfort mißglückte Ankurbelung mit dieser Radikalmethode zu versuchen, die Einheitsfront des ganzen Volkes zu verlangen und seine eigene Unersetzbarkeit zu plakatieren. In diesem Falle wäre wie so häufig der Betrüger der Betrogene gewesen. Das nordamerikanische Volk würde Roosevelt und seinen innerpolitischen Experimenten, vor

allem aber seiner fortgesetzten Einmischung in fremder Völker Händel ein sehr gerechtes und wenig schmeichelhaftes Urteil gesprochen haben.

Der ungewöhnlich selbstherrliche und äußerst ehrgeizige Mann trieb ein gewagtes Spiel — ein Spiel im übrigen, das nur auf Kosten aller europäischen Verständigungsbemühungen denkbar erschien. Er brauchte eine europäische Krise, weil seine reformerischen Heilkünste der inneramerikanischen Krise nicht gewachsen waren. Er brauchte weltpolitisches Feuerwerk, weil das innerpolitische Feuerwerk seines New Deal schon in den ersten vier Jahren seines Präsidentenwirkens ausgebrannt war. So fand er sich mit allen Kräften, die das Wachstum Deutschlands in Europa verhindern wollten, auf das innigste zusammen. Europas Kriegspartei ward sein erprobter Bundesgenosse, Europas Spannung sein politischer Glücksfall, Europas Krieg in mehr als einem Sinne sein persönlicher Krieg.

Mannigfaltig sind die Unterschiede, aber auch die Parallelen der nordamerikanischen Haltung im zweiten deutsch-englischen Kriege und im Weltkrieg. Im Jahre 1914 waren es zunächst amerikanische Privatbankiers, die eine finanzielle Verflechtung mit den europäischen Westmächten herbeiführten, um ihrer absatzhungrigen Wirtschaft ungeahnte Kriegsgewinne zu erschließen. Seit 1936/37 ist die wissentlich geschürte internationale Spannung für die Ära Roosevelt nichts anderes als ein sehr bequemer Vorwand gewesen, um eine Rüstungshausse in Bewegung zu setzen. Das System des Präsidenten hatte nicht die Fähigkeit besessen, sich mit natürlichen Mitteln seiner wirtschaftlichen Nöte zu erwehren. Im Weltkrieg wirkten — man braucht nur an den Staatssekretär William Jennings Bryan zu denken — gewichtige Einflüsse durch lange Zeit zugunsten einer echten Neutralität. In dem Konflikt, der 25 Jahre später zum zweitenmal Europa und die Welt erschütterte, ist die amerikanische Neutralitätsakte das Grundgesetz eines Staates gewesen, dessen maßgebende Kreise

in Wort und Handeln die Beseitigung der echten Neutralität mit größter Energie erstrebten. Schon auf Grund der einseitigen Parteinahme, die das amtliche Washington in all den Jahren vor dem Ausbruch dieses zweiten Krieges bewies, hat mit Fug und Recht die Frage aufgeworfen werden dürfen, ob die europäischen Westmächte sich jemals zu ihrer Kriegserklärung vom 3. September 1939 entschlossen haben würden, wenn sie sich nicht für berechtigt gehalten hätten, eine schnelle Intervention der Vereinigten Staaten zu ihren Gunsten oder mindestens eine beschleunigte und entscheidende Hilfeleistung zu erhoffen.

Schon der wesentliche Umstand, daß die europäische Spannung, ihre Fortdauer und Vertiefung der Innenpolitik des Präsidenten zugute kam und auch von ihm für seine inneramerikanischen Ziele gefördert wurde, erhärtet unsere These, daß sich Roosevelt in diesen entscheidenden Jahren nicht lediglich als Gegenspieler Deutschlands, sondern der gesamteuropäischen Interessen betätigte. Und damit wird bereits ein weiteres Motiv der großen Kursschwenkung der Ära Roosevelt um 1936/37 angedeutet. Aus dem Weltkrieg war, wie wir gesehen hatten, ein neuer Amerikanismus seiner selbst bewußt hervorgegangen — das mündig gewordene Denken eines Landes, das sich über Nacht zur Weltmacht entwickelt hatte und mit seiner Einwanderungsbeschränkung (Gesetz vom Mai 1924) ein übriges tat, um sich in seinen Grenzen endlich seßhaft zu machen. Diesem neuen Amerikanismus wollte Roosevelt die weltpolitischen Wege weisen. Es war der einzige Ehrgeiz, der den gescheiterten Sozial- und Wirtschaftsreformer schadlos halten konnte.

Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson vertraten ihren Imperialismus noch mit unzureichenden Voraussetzungen und innerhalb gewisser Grenzen. Der Präsident des Weltkrieges war ein Prediger, den schließlich nur der Zufall in die Rolle eines weltbewegende Geschichte mitbestimmenden Staatsmannes trieb. Franklin Roosevelt hin-

gegen war aus eigenem Entschluß ein Aktivist der weltpolitischen Einmischung geworden, und die politische Predigt galt ihm nur als Instrument der zweckbewußten Massenwerbung. Nicht ein verschwommener Idealist wie im Jahr 1917, sondern ein Realist vom Scheitel bis zur Sohle lenkte die Geschicke der Vereinigten Staaten, als die europäischen Verhältnisse nach dem 7. März 1936, der Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit am Rheine, immer schärfer auf die unzweideutige Wahl zwischen kriegerischer Auseinandersetzung oder ehrlicher Anerkennung der deutschen Machtstellung auf dem Kontinente hindrängten. Auch war dieser zweite Roosevelt nach seiner ganzen Wesensart ein Mann, der sich berufen fühlte, im besten englischen Stil die Chancen wahrzunehmen, die ihm von außen her geboten wurden. Die europäische Spannung und zuletzt auch die Entladung kamen ihm gelegen. Anders ausgedrückt: Wenn England es durch lange Zeit verstanden hatte, den europäischen Kontinent zu veruneinigen und daraus für sich selber Vorteil zu ziehen, so war die Ära Roosevelt in jedem Sinne darauf vorbereitet, in den Fußtapfen dieser britischen Tradition zu wandeln.

Sie hatte freilich große Widerstände in den Staaten selber zu überwinden. Europa war den Nordamerikanern in der langen Periode zwischen 1919 und 1936 mindestens politisch denkbar ferngerückt. Die beispiellose Ernüchterung, die auf den abenteuerlichen Kreuzzug gegen den preußischen Welteroberer gefolgt war, der keineswegs verhehlte Abscheu vor den Siegern von Versailles, die plötzlich ihre Demokratenmaske von sich warfen, und das Mißvergnügen über die Dollarmilliarden, die in die Kassen der alliierten Kriegführung gewandert waren, um niemals wiederzukehren — alles das war dazu angetan, die Richtigkeit des diplomatischen Rückzuges zu bestätigen, den die Vereinigten Staaten 1919 aus Europa angetreten hatten. Der Völkerbund versagte, wo er hätte nützen können. Niemand dachte an Abrüstung. Kleine Staaten, deren Minister Namen hatten, die sich

schrecklich anhörten, führten das große Wort. Man fühlte sich so recht europamüde.

Auch führte das kontinentale Bewußtsein zu eigenen Perspektiven. Je vielfältiger und verschlungener sich die Interessenkämpfe in Europa darstellten, um so instinkthafter wurde das Bedürfnis des Amerikaners, sich in den mächtigen Raum seines ozeanumgürteten Kontinentes zu flüchten. Das Raumgefühl ist der eine Pol dieser merkwürdigen amerikanischen Massenseele, das sie mit gutem Grund Genüge finden läßt an der Weite ihrer eigenen Welt. Denn der gleiche Mensch, der mehrere Tage benötigt, um sein Land von San Diego an der pazifischen Küste bis nach Boston auf dem schnellsten Wege zu durchqueren, er findet sich gefangen in der geistigen Enge seiner kleinen Welt, die irgendwo in Utah oder Maine liegt — dem kleinstadthaften Dasein ähnlich, das der Durchschnittsbürger einer Metropole im Bezirke seines Vorortes führt. In diese Atmosphäre, die vom schwülen Dunst exotischer Gebetssitzungen, vom Klatsch der letzten Heiratssensation, von der Aufregung um irgendeine Mordaffäre und von der schönen Illusion der Leinwand geschwängert wird, weht der Wind den Klang des fernen Weltgeschehens nur als schwaches Echo hinüber. Deshalb ist das Raumgefühl des Nordamerikaners, soweit er abseits der Nordostküste wohnt, eng verschwistert mit der örtlichen Umgrenztheit seines geistigen Horizontes.

Dieses insulare Denken fühlte sich durchaus im Einklang mit der Politik der mehr oder weniger glänzenden Isolierung, die nach dem Abgang Wilsons in den zwölf Jahren republikanischer Präsidentschaftsführung unter Harding, Coolidge und Hoover (1921—1933) befolgt wurde. Lediglich aus Anlaß der mandschurischen Krise, die Anfang der dreißiger Jahre den japanischen Vormarsch auf dem ostasiatischen Festland eröffnete, zeigten die Vereinigten Staaten gegen ihren fernöstlichen Nebenbuhler ein drohendes Gesicht, das freilich bald geglättet wurde, als der Brite nicht geneigt war, mitzumachen.

Roosevelt war damals noch gezwungen, der allgemeinen Stimmung Rechnung zu tragen. Selbstverständlich wurden seine innere Einstellung gegen die deutsche Umwälzung, seine persönlichen Sympathien für das Genfer System und seine englisch-französischen Träger schon in den ersten Jahren seiner Präsidentschaft erkennbar. Aber sie drückten sich in Unterlassungen und weniger in Taten aus. In seinem Geiste konnte es geschehen, daß die nordamerikanischen Blätter, verglichen mit der Presse anderer Länder, schon damals die unbestrittene Führung in der Hetze gegen das revolutionäre Geschehen in Deutschland an sich rissen.

Weltpolitische Einmischung großen Stiles aber war noch nicht Programm der Ära Roosevelt geworden. Im Gegenteil, der Präsident begann mit einem demonstrativen Akt der weltpolitischen Entlastung, indem er für die Philippinen einen Status der allmählichen Herauslösung aus dem amerikanischen Herrschaftsbereich schuf und damit seinen Willen zu bekunden schien, den hauptsächlichen Zündstoff in den stets gespannten Beziehungen der beiden pazifischen Mächte USA. und Japan zu beseitigen. In seinem Namen wurde auch das erste Neutralitätsgesetz vom 31. August 1935 verbindlicher Bestandteil der nordamerikanischen Außenpolitik. In seinem Namen wurde es im Jahr 1936 und abermals am 1. Mai 1937 geändert und erweitert. In seinen wichtigsten Bestimmungen, die auch bei Kriegsausbruch September 1939 noch in Kraft waren, verhängte es die Waffenausfuhrsperre an kriegführende Mächte, untersagte es den Warentransport an kriegführende Mächte durch Handelsschiffe nordamerikanischer Flagge, verlangte es die volle Barzahlung durch kriegführende Mächte für alle Waren, die sie aus Amerika bezogen, und verbot es jegliche Kreditgewährung an kriegführende Mächte.

Das Neutralitätsgesetz vereinigte in sich so ziemlich sämtliche Lehren, die den Vereinigten Staaten durch die schwierige Rolle vermittelt wurden, die sie in früheren Kriegen als der bei weitem wich-

tigste Rohstoff- und Rüstungslieferant zu spielen hatten. Wenn jetzt den nordamerikanischen Handelsschiffen das Befahren der europäischen Kriegszonen verboten wurde, so waren also nach dem Willen des Kongresses Zwischenfälle wie im Weltkrieg nicht mehr möglich. Wenn Kredite, ob für Handelsgüter oder auf dem Weg regelrechter Anleihen, künftig nicht mehr rechtens waren, so schien es, daß durch diese Regel einem zweiten Großbetrug am nordamerikanischen Steuerzahler für alle Fälle vorgebeugt war. Die Art von Neutralität, die der amerikanischen Nation und ihrem Willensträger, dem Kongresse, vorschwebte, war wirklich ihrem leidenschaftlichen Widerstande gegen eine Wiederholung des abenteuerlichen Waffenganges von 1917 angepaßt. Im Einklang mit dem außenpolitischen Vermächtnis des ersten und des dritten Präsidenten der Vereinigten Staaten, George Washingtons und Thomas Jeffersons, schien hier ein Weg gefunden, der das Prinzip der Nichteinmischung in die europäischen Händel auch von der wirtschaftlichen Seite sicherstellte.

Und dennoch war die neue nordamerikanische Neutralitätspolitik, von den breiten Massen und der Mehrheit des Kongresses her gesehen, ein frommer Selbstbetrug. Es konnte gar nicht anders sein. Den Präsidenten bestimmten nicht die gleichen Ziele und Beweggründe. Für ihn war diese Politik im Grunde nur der Vorhang, hinter dem er die allmähliche Verdrängung des Landes von der Basis einer echten Neutralität so ungestört wie möglich betreiben konnte. Diese Entwicklung wurde schon bei Jahresanfang 1937 eingeleitet, als einer der vertrautesten Mitarbeiter Roosevelts, der Schatzsekretär Morgenthau, in Washington die Einzelheiten der neuzufassenden Neutralitätsakte mit dem britischen Handelsminister Runciman durchsprach. Für England war es notwendig geworden, gleichzeitig mit der Durchführung seines neuen Aufrüstungsplanes die nordamerikanischen Rohstoffquellen für alle Fälle sicherzustellen, und der beachtliche Erfolg dieser Bemühungen wurde in einem Londoner Bericht der

»New York Times« vom 6. April 1937 mit großem Freimut ausgeplaudert:

»Die Engländer haben das Gefühl, daß kein dringendes Bedürfnis besteht, im Augenblick den Geist von 1917 wiederzuerwecken. Die Mitglieder des Kabinetts und andere hochgestellte Persönlichkeiten sind während der letzten Wochen, wie ernst auch ihre Sorgen gelegentlich gewesen sein mögen, über die Zukunft der amerikanischen Politik beruhigt worden. Wenige Menschen erwarten heute in England, daß die Vereinigten Staaten bereits bei Beginn irgendeines künftigen europäischen Krieges mitmachen werden. Indessen zeigt man sich sehr befriedigt über die amerikanische Neutralitätsgesetzgebung, von der in Zukunft nicht mehr zu befürchten steht, daß sie im Kriegsfall die Lieferung von Lebensmitteln und anderen unerläßlichen Rohstoffen abschneiden wird. Auch ist die Zuversicht weit verbreitet und nicht weniger vorhanden, weil ihr nur selten Ausdruck gegeben wird, daß die Vereinigten Staaten ein starkes Britisches Reich als lebenswichtig für ihre eigene Sicherheit ansehen und es keiner fremden Macht oder Mächtekoalition gestatten werden, das Weltreich auf die Knie zu zwingen.«

Schon im Jahr 1937 war es also deutlich, daß die Akte eine Neutralität verkörperte, die dem Präsidenten das Gewissen vor der eigenen Nation entlasten sollte. Die Neutralität, die er vertrat, war nicht parteilos. Sie war bereits moralisch mit der europäischen Politik des Britischen Reiches, mit dem Nervenkrieg der englischen Diplomaten gegen Deutschlands wachsende Größe verkoppelt. Sie war auch nicht uninteressiert. Sie konnte es schon deshalb nicht sein, weil das Dilemma zu umsteuern war, wie ein Land neutral zu sein vermag, das geographisch wie Amerika gelegen ist, das dessen überragende wirtschaftliche Bedeutung für alle europäischen Kriegführenden besitzt, und das in seinen herrschenden Schichten nicht gesonnen ist, auf den klingenden Nutzen seiner besonderen Lage zu verzichten.

Schwer lastete die Not der Wirtschaft auf dem Lande. Um diese Zeit ereignete es sich, daß führende Persönlichkeiten der Industrie und Bankwelt, darunter Owen D. Young, Thomas W. Lamont und der Gewerkschaftsführer John L. Lewis, den Präsidenten im Weißen Hause bedrängten und entscheidende Schritte zur Bekämpfung der Krise verlangten, damit die Nerven der Bevölkerung beruhigt würden. Das System des Präsidenten sah sich wirtschaftspolitisch an die Wand gedrängt. Die Wiederkehr der Prosperität war selbst mit Riesensubventionen nicht bewirkt worden. Das alles überschattende Problem der Krisenüberwindung bedurfte eines Anstoßes von außen. Die Erzeugung einer Rüstungshausse, das insgeheim ersehnte Lieferungsgeschäft in einem kommenden Kriege und aus diesen Gründen eine aktivierte Einflußnahme auf das weltpolitische Geschehen wurden letzter Ausweg für die Ära Franklin Roosevelt.

Deshalb war das Neutralitätsgesetz schon damals für die amerikanische Regierung eine Maßnahme »to save the face« — zur Wahrung des Gesichtes. Der Inhalt dieser Neutralität war nicht auf ihre anspruchsvolle Fassade abgestimmt, weil ihre ausführenden Organe mit ihrer ganzen Politik an einer Ausbeutung der europäischen Spannung und damit an ihrer Fortdauer interessiert waren. In den Händen der maßgebenden Kreise war der Neutralitätsbegriff ein Instrument geworden, das ihren stetig offener vertretenen Plänen diente: Weit entfernt davon, die Flucht Amerikas auf seinen eigenen Kontinent zu fördern, lenkte es die Außenpolitik des Landes in ganz bestimmte Bahnen, die der ideologischen Grundeinstellung und dem wirtschaftlichen Interesse der Regierung Roosevelt entsprachen. Es war eine Neutralität, die eine von England kontrollierte Freiheit der Meere und das amerikanische Einverständnis mit dieser britischen Kontrolle voraussetzte.

So wurde denn die Neutralitätsakte von Jahr zu Jahr entschiedener in ein Organ des Zusammenwirkens zwischen der Regierung Roosevelt und der Kriegspartei in England und in Frankreich verwandelt.

Bereits am 3. November 1939, genau zwei Monate nach der britischen und französischen Kriegserklärung, wurde im Kongreß auf persönliches Drängen des Präsidenten das Waffenausfuhrverbot des Neutralitätsgesetzes beseitigt. Die wesentlichste Schranke des Gesetzes war gefallen. Theoretisch war es damit beiden Parteien des europäischen Konfliktes gestattet, Waffen in den Vereinigten Staaten zu kaufen und auf eigenen Schiffen abzuholen. Praktisch aber wurde in einseitigster Weise die britische Seemacht begünstigt, die aus geographischen Gründen allein die Möglichkeit besaß, den Handel mit den Staaten fortzusetzen. Für Deutschland wurde es Gebot der Selbsterhaltung, der neutralitätswidrigen Versorgung der Insel mit seinem Handelskrieg zur See und in der Luft entgegenzuwirken.

Das Englandhilfegesetz vom März 1941 (die berühmte »lend- and lease-bill«, das Pacht- und Leihgesetz) unterhöhlte dann auch noch die Barklausel, die dem amerikanischen Steuerzahler seit einigen Jahren die freundliche Illusion vermittelt hatte, daß nicht ein zweites Mal ein britischer Krieg mit seinen Spargroschen finanziert werden würde. England konnte oder wollte nicht mehr seinen amerikanischen Rüstungsbedarf aus eigener Tasche bestreiten. So wurden denn dem Präsidenten wahrhaft unbegrenzte Vollmachten erteilt: Die Außenpolitik des Lands, besagte die Präambel, sei gemäß dem Grundsatz zu gestalten, daß die Sicherheit der Vereinigten Staaten von der erfolgreichen Verteidigung der demokratischen Länder des Erdballs abhängig sei. Das war, in schlichten Worten ausgedrückt, ein unumschränktes Mandat für einen einzelnen Mann, sich überall nach seinem ganz persönlichen Ermessen einzumischen. Doch zweitens sagte dies erstaunliche Gesetz, daß der Präsident das Recht besitze, allen Ländern, deren Verteidigung ein lebenswichtiges Interesse der Vereinigten Staaten darstelle, Waffen aus der Produktion amerikanischer Fabriken oder sogar aus den Beständen der amerikanischen Wehrmacht im Tauschweg, leih- oder pachtweise zu liefern.

Das war ein eindeutiges Mandat, Kriege, die von anderen in Europa, in Ostasien oder anderswo geführt wurden oder geführt werden sollten, zum Ausgangspunkte einer inneramerikanischen Rüstungshausse zu machen. In diesem Sinne war der Präsident am Ziele jenes langen Weges angelangt, den er nach 1936 eingeschlagen hatte. Ob, wo und wann die Sicherheit der Vereinigten Staaten bedroht sei, das war nun sozusagen seine urpersönliche Entscheidung geworden. Nun war er auch berechtigt, seinem Lande jedes Opfer für die eigene und die Rüstung fremder Staaten zuzumuten. Beispielsweise konnte seine Regierung fortan die englischen Aufträge auf eigene Rechnung übernehmen, um selber den amerikanischen Produzenten gegenüber für die Lieferungen zu haften. Nicht der Kredit des Britischen Reiches oder Chinas oder irgendeines anderen Landes, sondern der Kredit der Vereinigten Staaten war als der eigentliche Träger dieser ganzen Transaktion eingeschaltet. Demgegenüber waren die Anleihegeschäfte des Weltkrieges auf die Unterschrift der britischen Regierung gegründet gewesen. Es lag nur in der Linie dieser ganzen Entwicklung, wenn der Kongreß November 1941 auf Geheiß des Präsidenten auch noch die letzte wichtige Bestimmung der Neutralitätsakte beseitigte, wonach den Handelsschiffen nordamerikanischer Flagge das Befahren der europäischen Kriegszonen verboten war.

In einem Satz: Amerika war Rüstungsarsenal der Demokratien geworden, und Roosevelt war der Diktator dieses riesenhaften staatlichen Unternehmens. Nach innen hatte er das Wohlergehen der amerikanischen Wirtschaft mit seiner angriffslustigen Politik verflochten, nach außen und besonders England gegenüber konnte er den Umfang dessen bestimmen, was an andere geliefert oder aber der Erweiterung der amerikanischen Machtmittel reserviert werden würde. Wenn er sich brüstete, die Welt von gestern zu verteidigen, so war er auch gewillt, an ihrer Spitze zu marschieren.

## *Die demokratische Internationale*

In der politischen Vorgeschichte des zweiten britischen Krieges gegen Deutschland ist die demokratische Front die Trägerin des weltanschaulichen Kampfes nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen die totalitären Mächte, die sogenannten Angreifernationen, die Habenichtse und die Diktatoren überhaupt gewesen. Die Abwehr neuer weltanschaulicher Kraftströme wirkte mit dem Widerstande gegen aufstrebende Mächte zusammen, um die Schicksalsgemeinschaft der beati possidentes — derer, die besaßen und gesättigt waren — fester zusammenzuschließen. Die »drei großen Demokratien« waren immer wieder auch die Firma, die ihr überliefertes Weltgeschäft auf die alten Säulen, Gold und freien Handel, stützen wollte. So wurde schon das Finanzabkommen zwischen England, den Vereinigten Staaten und Frankreich vom September 1936 mit betonter Aggressivität als »Währungsentente der drei großen Demokratien« angepriesen, und die Urheber dieses Bundes hießen gleichermaßen Leon Blum und Yvon Delbos wie Schatzsekretär Morgenthau in Washington. Westdemokratisches Denken und wirtschaftlicher Weltbeherrschungsanspruch, beides ließ sich schwerlich voneinander trennen.

Indessen war der Demokratismus sehr viel mehr als das, der geistige Kitt nämlich, der das Volk der Vereinigten Staaten noch vom Weltkrieg her mit den alten Gefährten eines Krieges verband, den es selber — ob zu Recht oder Unrecht, braucht hier nicht behandelt zu werden — als einen Glaubenskrieg erlebt hatte. Englands Führerschichten, das hatte der Amerikaner schon von je begriffen, waren zweifelhafte Demokraten. Sie pflegten immer nur in Notzeiten — »for American home consumption« — den Volksmann auszuspielen, immer nur den Aristokraten abzulegen, wenn es darum ging, politische Begehrlichkeiten auf amerikanischem Boden zu verdecken. Anders war es schon mit Frankreich. Da gab es eine gefühlsmäßige

Hinneigung der Nordamerikaner, erwachsen aus der inneren Verwandtschaft der beiden Revolutionen von 1776 und 1789, einen Lafayette, der in den dreizehn Kolonien und später in Paris für seine Art von bürgerlicher Freiheit gestritten hatte, einen Thomas Paine, der seine flammenden Pamphlete in die Unabhängigkeitsbewegung seines jungen Vaterlandes und dann, ein ewiger Putschist, die Fackel seiner Rede in die Debatten des französischen Konvents geschleudert hatte, und schließlich gab es die geheimen Freuden, die dem ausgedörrten Puritaner, wenn er sich der heimatlichen Öde entziehen konnte, auf dem Montparnasse in Aussicht standen.

Kurzum: Es gab ein nordamerikanisches Schwärmen für Frankreich, solange der Legendenkranz noch nicht verwelkt war, den die einzig ehrlichen Demokraten, die Gläubigen der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, um die »gloire«, um das Genie von Foch, um Clemenceaus Verbissenheit, um die Verteidigung von Verdun und vieles andere gewunden hatten. Darüber wurde auch die Rücksichtslosigkeit vergessen, mit der Amerika für seine Hilfeleistung belohnt wurde, sobald der Sieg errungen war. Denn den Nordamerikanern braucht man nur die unveränderlichen Dogmen ihres politischen Denkens, die längst verbrauchten und gewandelten Begriffe der aus Europa überkommenen Aufklärung, kurz, die schlagwortartigen Formeln einer individualistischen Staatsauffassung vorzusetzen, und sie werden stets bereit sein, jeder noch so eigensüchtigen Politik zu folgen, die aus diesem Geist heraus begründet wird.

Das ist im tieferen Sinne auch der Grund, weshalb es Franklin Roosevelt nicht schwerfiel, schon eine neue Kreuzzugsstimmung zu entfachen, noch als Europas Völker die Erhaltung ihres Friedens erhofften. Hier war es bald geschehen, den Wilsonismus als agitatorische Scheidemünze wieder in Umlauf zu setzen. Als man am 6. April 1937 der zwanzigsten Wiederkehr des nordamerikanischen Weltkriegseintritts gedachte, da war dies für die Lenker des Landes ein

willkommener Anlaß, um die Thesen, die man 1917 vertreten hatte, in ihrem ganzen Umfang zu bejahen und es dem aufhorchenden Volke anheimzustellen, die Nutzanwendung für die Gegenwart zu ziehen. Der Abteilungschef im nordamerikanischen Außenamt, dem Staatsdepartement, Hornbeck, wurde dazu ausersehen, im höheren Auftrag eine nochmalige Verurteilung des deutschen Volkes zu veranstalten. Seine Rede wurde vor der Akademie für Politik und Sozialwissenschaft in Philadelphia gehalten, und seine gebildeten Hörer wußten, daß durch seinen Mund die wichtige Behörde sprach, der er als hoher Beamter angehörte. Der uneingeschränkte Unterseebootskrieg, die finanzielle Verflechtung zwischen den Alliierten und der Wall Street — das alles war ihm nur von untergeordneter Bedeutung. Die zwanzig Jahre, die inzwischen verstrichen waren — der ganz besonders von Amerika mißbilligte Diktatfriede, der Kolonialraub, das Verbrechen an der Ruhr, der große Abrüstungsbetrug und die ganze Passion der europäischen Nachweltkriegsgeschichte — sie hatten nicht vermocht, die starre Dogmatik seines Geschichtsbildes von 1917 zu mildern. In seiner Rede wurde der rächende Geist der demokratischen Internationale lebendig, der Franklin Roosevelt von nun ab Ziel und Richtung setzen wollte:

»Die Hauptursache des nordamerikanischen Weltkriegseintritts war nicht das Interesse oder der Einfluß der Bankiers oder der Munitionsfabriken oder der Kaufleute. Es war nicht die Gier nach Besitz oder Profiten. Es war nicht die Entrüstung über die Zerstörung amerikanischer Leben. Alle diese Umstände haben beigetragen, aber viel wichtiger unter den vielen Faktoren, die uns in den Weltkrieg brachten, war die in unserm Volke vorherrschende Auffassung von Moral, Gesetzlichkeit, Gerechtigkeit und Wert von Menschenleben, ferner das Gefühl, daß Deutschland der Angreifer war. Ferner ein natürliches Hinneigen der Sympathien auf die Seite der Alliierten.

Ferner die allmählich entwickelte Erkenntnis, daß die Gedanken, die Ideologie und die politischen Ziele der deutschen Regierung den unsern antipathisch waren. Ferner die Überzeugung, daß ein Friede ohne Sieg nicht erreichbar war. Ferner die Furcht, daß die Alliierten besiegt werden könnten, wenn Amerika neutral bliebe. Ferner eine vernünftige und sachliche Beurteilung der Frage: Schließlich werden wir doch eingreifen müssen, warum also nicht jetzt? Dies waren die zwingenden Faktoren, die Amerika zu der Überzeugung brachten, daß gegen Amerika Krieg geführt werde und Amerika daher kämpfen müsse.«

Es ist ein wesentlicher Zweck unseres Buches, das Verhalten der Vereinigten Staaten zum europäischen Geschehen aus den Besonderheiten ihrer Szene und Menschen zu deuten. Der Deutsche wird es schwer begreifen wollen, daß die Vereinigten Staaten sich zum zweiten Male in der knappen Spanne eines Menschenalters berufen fühlten, ihre Stellung auf der Seite seiner Gegner zu beziehen. Mit der Masse der Amerikaner teilt er die geschichtliche Erfahrung, daß zwischen beiden Völkern ernste Differenzen nie bestanden haben, wenn sie nicht geflissentlich gesucht wurden. Es ist auch unbestritten, daß in der Erschließung und im Aufbau der Vereinigten Staaten Männer deutschen Blutes zu Millionen eine hervorragende Rolle gespielt haben. Wo der Typ des eingesessenen Amerikaners im besten Sinn geprägt wurde, da sind ihm äußerlich und auch in seiner inneren Haltung viele Züge unseres eigenen Wesens unverlöschbar eingezeichnet. Was sich drüben als amerikanisch empfindet und keineswegs darauf versessen ist, es täglich mit Emphase zu betonen — der eingesessene und rassisch aufeinander abgestimmte nordische Menschenschlag, den man als Urstock der Bevölkerung bezeichnen darf: Er achtet vieles, was als deutsche Eigenart bezeichnet wird, auch wenn er es nicht immer liebt. Henry Ford und der verstorbene Senator Borah sind bekannte Beispiele.

Und dennoch steht es ohne Frage fest, daß Deutschland als Nation, als Staat und als der kollektive Ausdruck ganz bestimmter Lebensformen den Amerikanern mindestens seit der Jahrhundertwende als etwas Fremdartiges, Rätselhaftes und Undurchsichtiges erschienen ist. Wir selber können uns darüber wenig wundern. Ein Land, das wie das nordamerikanische Staatsgebilde mit einem »clean start«, durch kein geschichtliches Erbe gehemmt und mit den formelhaften Begriffen der Vernunftreligion von 1776 ausgestattet, plötzlich in die Tageshelle der Geschichte treten konnte und einen ganzen Kontinent vor seinen Blicken ausgebreitet sah — es war und ist natürlich nur zu gern geneigt, als dunkles Mittelalter zu bekritteln, was für uns Deutsche tausendjährige germanische Überlieferung bedeutet.

Der Nordamerikaner hat uns nur mit innerer Reserve verstanden, als im Jahr 1870 mit »Blut und Eisen« deutsche Einigkeit, von außen her vernichtet, zurückerobert werden mußte, und will auch in der Gegenwart nicht sehen, daß die deutsche Führung auf dem Kontinent einmal schon gestaltende Wirklichkeit gewesen ist. Den Franzosen aber wurde es durchaus verziehen, daß sie seit der Revolution von 1789 so ziemlich sämtliche Etappen staatlicher Verfassung — Schreckensherrschaft, Direktorat, Konsulat, Militärkaisertum, aufgeklärten Absolutismus, Bürgerkönigtum, zweite Republik, konstitutionelles Kaisertum und dritte Republik — durchlaufen haben. Auch ihre ungezählten außenpolitischen Sünden — Sünden, die das deutsche Volk zu büßen hatte — wurden von der Masse der Amerikaner milde beurteilt, weil ihr Wappen die Parolen der Freiheit und Gleichheit trug, die alles andere entschuldigten.

Menschenrechte! Human Rights! Die Unabhängigkeitserklärung, in der sie sich verkörpert finden, ist nun einmal bis zum heutigen Tage das politische Glaubensdogma aller Nordamerikaner. Und ebenso erscheint es als ein Sonderfall der Völkergeschichte, daß ein Staat,

der seine Existenz durch einen Umsturz begründet hat, seither entschlossen ist, das revolutionäre Recht als einen Motor der Entwicklung, als eine Waffe zu verneinen, die stets in der Geschichte geführt wurde, wo sich das Leben innerhalb von Völkern und auch zwischen Völkern neue Formen suchte. Amerika steht weltanschaulich da, wo es im Jahr 1776 gestanden hat, auch wenn es seit dem Niedergang seiner hergebrachten Wirtschaftsfreiheit längst erkennen mußte, daß die »American liberties« nicht mehr die alte Bedeutung besitzen.

Denn heute wie vor hundert Jahren liest ein jedes Kind in seinem Schulbuch die betörenden Sätze, mit denen Thomas Paine in seinem berühmten Pamphlet »Common Sense« am Vorabend des Aufruhrs gegen England, Januar 1776, seine Landsleute aufpeitschte: »Oh ihr, die ihr die Menschheit liebt! Auf jedem Fleckchen der Alten Welt herrscht heute die Unterdrückung. Die Freiheit wurde um den Erdball gejagt. Sie wurde längst aus Asien und Afrika vertrieben. Europa sieht in ihr eine Fremde, und England hat ihr längst den Rat gegeben, zu verschwinden! Oh! erbarmt euch der Flüchtigen und bereitet ihr ein Heim für alle Menschheit!«

Ein Heim für alle Menschheit! Das ist der Grund, warum das Freiheits- und Gleichheitsdogma dem Volk von neugebackenen Staatsbürgern aller Zonen mehr als ein heiliger Glaube, nämlich nüchterne Notwendigkeit werden mußte. Amerika kann der Fiktion der Gleichheit nicht entraten, solange es noch Menschen der verschiedensten Artung umzuschmelzen hat, um endlich einer Nation im europäischen Sinn zu ähneln. Gleichheit gibt es hier nicht mehr und sicherlich nicht weniger als irgendwo. Ein Mann, der nicht amerikanisch geboren wurde, der, obwohl ein Bürger der Vereinigten Staaten, dennoch kein »natural born citizen« im Sinne der Verfassung ist, kann nicht ins Weiße Haus gelangen. Die gefühlsmäßige Unterscheidung zwischen den Eingesessenen des Urstocks und dem Rassenwirrwarr, der sich in den Metropolen zusammendrängt, ist fast genau

so groß wie die soziale Schichtung, die den Reichtum und die obere Gesellschaft von den übrigen Klassen trennt.

Gerade deshalb aber rufen die am lautesten nach Gleichheit und führen die am kräftigsten amerikanische Parolen im Munde, die ihrem Blut und Wesen nach am weitesten vom Urstock entfernt sind. Die Neger ganz besonders haben eine unausrottbare Sitte, mit der sie sich als echte und natürlich auch als gleichberechtigte Bürger auszuweisen suchen. Sie statten ihre Kinder mit den großen Namen der amerikanischen Geschichte aus. So wimmelt es von Jeffersons und Lincolns, von Grants und Washingtons in ihren Taufregistern. Wahre Gleichheit aller Rassen wird auch damit freilich nicht erzeugt. Das gesellschaftliche Handicap, das jeder Jude — wenn auch nicht die Mächtigen — zu überwinden hat, wird ebensowenig niedergerissen. Im Wahlkampf aber wird das »alien element« mit seiner Bürgereigenschaft umschmeichelt und umworben. Es liegt nun einmal im amerikanischen Milieu begründet, daß der »true Americanism«, das echte Amerikanertum, und die »American liberties« als Ideale, die den Massen viel bedeuten, für jeden Politician Höhepunkt und Abschluß seiner Kandidatenreden bilden müssen.

Und man versteht auch, wie die oben wiedergegebene Äußerung des Abteilungschefs im Staatsdepartement, Hornbeck, über die tieferen Ursachen des nordamerikanischen Kriegseintritts von 1917 zustande kommen konnte. Was damals galt, das sollte nach dem Jahre 1937 wieder gelten — die Erkenntnis nämlich, daß »die Gedanken, die Ideologie und die politischen Ziele der deutschen Regierung den unsern antipathisch« wären. Niemals war — und das zwanzig Jahre später, sub specie æternitatis — von berufener Seite mit solcher Deutlichkeit herausgestellt worden, daß die »natürlichen Sympathien« Amerikas während des ganzen Weltkrieges zu den Alliierten hinüberneigten, daß ein deutscher Sieg sich schwerlich dem nordamerikanischen Weltbild eingefügt haben würde und daß es also 1937 wie

auch 1917 eine Weltanschauung gab, die das jüngere Amerika zum moralischen Bundesgenossen der älteren europäischen Westmächte stempelte.

Woodrow Wilson selber hatte am 19. August 1919 bei seiner Vernehmung durch den Kongreß gesagt, daß die moralische Überzeugung von der Gottlosigkeit des deutschen Krieges Amerika auch dann in den Krieg hineingetrieben haben würde, wenn Deutschland nichts gegen die Vereinigten Staaten unternommen hätte. Deutschland, das »Land der Antichristen«, in dem der »Wille zur Macht« und der »Übermensch« konzipiert wurden, dessen Philosophie der Krieg an sich ist, für das sich Gott nach Hegel im absoluten Staat verkörpert und dessen Rassenbewußtsein die Überlegenheit über alle andern Nationen beansprucht — mit diesen aus dem Massenwahn des Weltkrieges überkommenen Vorstellungen bestritten Roosevelt und seine Freunde ihren geistigen Feldzug, sobald sich der Entschluß des Präsidenten zur Gründung einer neuen demokratischen Weltfront endgültig geformt hatte.

Der Feldzug wurde am 5. Oktober 1937 mit der berühmten Rede von Chikago — der »Quarantine Speech« — eröffnet. Wenn wir gerade diesem Dokumente eine ganz besondere Bedeutung zuerkennen, so geschieht es nicht nur deshalb, weil mit ihm die Flucht des Präsidenten aus dem wirtschaftlichen Wirrwarr seines Landes in die luftigen Regionen weltpolitischer Kampfbegierde vollzogen wurde, oder weil er jetzt den offenen Konflikt auf seine Fahnen geschrieben hatte, oder weil er polterte, wo alle Welt noch eine Lösung ihrer Fragen suchte, oder weil er endlich Führung heischend seinem Ehrgeiz frönen wollte. Hier in Chikago, der Hochburg aller nordamerikanischen Isolationisten, sprach nicht bloß der Mann, der seinem unbedrohten Volke die Gefahr von außen unbedingt beweisen mußte, um aus der eingebildeten Gefahr den Wunsch nach Schutz und aus dem Wunsch nach Schutz den Schrei nach Rüstung entstehen

zu lassen. Wirtschaftliche Aufpulverung des Landes auf Kosten einer Welt, die nicht zur Ruhe kommen durfte, war jetzt schon nicht mehr das alleinige Ziel dieses amerikanischen Imperialisten. Er fühlte sich wie alle Gottesstreiter, die das Schwert zur Seite tragen, als Anwalt eines auserwählten Volkes, der eifernd zwischen Sündern und Gerechten schied. Deutsche, Italiener und Japaner — sie waren insgesamt für ihn der Aussatz am reinen Leib der demokratischen Menschheit geworden.

Es ist der Stil der Rede, der hier interessiert — ihr sehr fataler Hang, ein sehr reales Wollen edel zu umschreiben — ihr schlauer Trick, die breiten Massen eines wenig differenzierten Volkes mit dem Lasso ihrer rein abstrakten und darum alles oder nichts bedeutenden Glaubensdogmen einzufangen. Und weiter war gerade diese Präsidentenbotschaft dazu angetan, Europa aufhorchen zu lassen, weil ein nordamerikanisches Staatsoberhaupt sich nach dem Vorbild Woodrow Wilsons wiederum berufen fühlte, weltpolitische Zensuren zu erteilen, manche Europäer väterlich-wohlwollend auf die Schulter zu klopfen und andere mit Zornesblick zu strafen. Nur zu deutlich war die Absicht, in den Streit der Europäer richtend einzugreifen und die Denkgesetze einer wesensfremden Welt hineinzutragen, ja, die Schlichtung zu vereiteln, um Amerika die Führung eines aufgescheuchten Erdballs zu erobern. Weil alles das mit dieser einen Rede plötzlich in Erscheinung trat, aus diesem Grunde war ihr jene explosive Wirkung sicher, die sie tatsächlich ausgeübt hat. Deshalb nimmt sie in der Vorgeschichte des Konflikts von 1939 einen monumentalen Platz ein, und deshalb müssen ihre wichtigsten Stellen als beispielhaft für alles späterhin von Roosevelt Gesagte im Wortlaut berücksichtigt werden.

Amtlich wurde in der Botschaft die weltpolitische Nichteinmischung aufgegeben, die seit 1919 für die Außenpolitik der USA. das ungeschriebene Gesetz gewesen war: »Technisch und moralisch gibt

es in der modernen Welt eine Zusammengehörigkeit und gegenseitige Abhängigkeit, die es für jedes Volk unmöglich machen, sich völlig von den wirtschaftlichen und politischen Unruhen zu isolieren, die anderswo entstehen. Niemand soll, wenn solche Dinge anderswo geschehen, der Täuschung verfallen, daß Amerika ihnen entrinnen wird, daß es Gnade erwarten darf, daß diese westliche Hemisphäre nicht angegriffen werden wird und daß es friedlich und geruhsam den ethischen Gesetzen und den schönen Künsten seiner Zivilisation wird nachleben können... Wenn wir aber eine Welt retten sollen, in der wir frei zu atmen und sonder Furcht in Freundschaft zu leben vermögen, dann ist es den friedliebenden Nationen auferlegt, in gemeinsamer Anstrengung die Gesetze und Ideale hochzuhalten, auf die allein der Friede fest gegründet werden kann. Die friedliebenden Nationen müssen sich in dieser gemeinsamen Anstrengung zusammenfinden gegen jene Vertragsbrüche und jene Mißachtung aller menschlichen Instinkte, die heutzutage die internationale Anarchie und Unsicherheit hervorrufen, aus der es wiederum durch einfache Neutralität oder Isolierung kein Entrinnen gibt. Diejenigen, die ihre Freiheit lieben und das gleiche Recht des Nachbarn auf ein friedliches und freies Leben anerkennen, müssen für den Sieg des Rechtes und der Sittlichkeit zusammenwirken, damit dem Frieden, der Gerechtigkeit und dem Vertrauen ihre Herrschaft in der Welt verbleibt.«

Das war reinster Wilsonismus — ein Pathos, das erst in Amerika entwickelt wurde — eine Pax Americana, die mit Schwert und Feuer ihre gottgewollte Ordnung predigt — ein Weltbild, das Ausschließlichkeit für sich beansprucht — ein Drang, zu herrschen, der nicht ansteht, sich auf Christus zu berufen: »Wenn die Zivilisation überdauern soll, dann müssen die Lehren des Friedensfürsten wieder zur Geltung gebracht werden.« Und dann die Doppelgleisigkeit der Politik, die Macht beansprucht, rüsten will, die ganze Welt in Gegnerschaften aufspaltet und fromm von Frieden redet: »Wir sind ent-

schlossen, uns aus dem Krieg herauszuhalten. Aber wir können uns gegen die vernichtenden Wirkungen des Krieges und die Gefahren eines Einbezogenwerdens versichern. Wir treffen Maßnahmen, die das Risiko, uns beteiligen zu müssen, vermindern, aber wir können in einer Welt der Unordnung, die den Zusammenbruch der Sicherheit und des Vertrauens erlebt hat, keinen vollständigen Schutz genießen. Amerika haßt den Krieg. Amerika hofft auf Frieden, und deshalb nimmt es aktiv an der Suche nach dem Frieden teil.«

Der Friede aber, auf dessen Unantastbarkeit der Präsident sein Land in dieser Rede verpflichtete, war eben das Vertragssystem, das der amerikanische Senat im Jahr 1919 zurückgewiesen hatte: Die Welt des doppelten Rechtes, die ewig sich in Sieger und Besiegte scheiden sollte und deren satte Minderheit den ärmeren Staaten jeden Wohlstand eigenen Rechtes verweigern wollte. Chikago wurde so der Wendepunkt, der die Vereinigten Staaten in die Reihe derer zwang, die sich den Habenichtsen immer wieder in den Weg stellten. Obwohl nicht Mitglied jenes Genfer Bundes, war Nordamerika durch seinen Präsidenten sein entschiedenster Verfechter geworden: »Die internationale Anarchie zerstört alle Grundlagen des Friedens. Sie gefährdet die unmittelbare oder künftige Sicherheit einer jeden Nation, ob groß oder klein. Deshalb ist es für das Volk der Vereinigten Staaten eine Angelegenheit von lebenswichtigem Interesse, daß die Heiligkeit der internationalen Verträge und die Fortdauer der internationalen Moral gesichert wird... Bedauerlicherweise hat es den Anschein, daß die Epidemie der internationalen Rechtlosigkeit sich ausbreitet. Wenn aber eine Epidemie sich ausbreitet, dann billigt die Gemeinschaft eine Quarantäne für die Angesteckten, um die Gemeinschaft gegen eine Ausbreitung der Krankheit zu schützen.«

Damit war das Stichwort ausgesprochen, das die Runde um den Erdball machte. Deutschland, Japan und Italien wurden als die »Aggressoren« gleichsam in die öffentliche Acht getan. Um diesen

Zeitpunkt war von keiner Sudetenkrise, noch nicht einmal von der Heimkehr der ostmärkischen Deutschen in das größere Reich die Rede. In England war das neue Kabinett Chamberlain damit beschäftigt, das Porzellan zu kitten, das Eden in der äthiopischen Krise zerschlagen hatte, und eine Verständigung mit Italien anzustreben. Wohl wurde Spanien vom Bürgerkrieg heimgesucht, doch war es sichtlich das Bestreben aller europäischen Mächte, eine Ausdehnung des Brandes zu verhüten. Der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Japan und China wurde selbstverständlich in Amerika besonders sorgfältig beobachtet, aber dessen alte Ambitionen im Pazifik gaben seinem Präsidenten schließlich nicht das Recht, summarisch eine einzige moralische Kriegserklärung an eine Anzahl führender Mächte in Europa und Ostasien auszusprechen.

Denn als eine moralische Kriegserklärung wurde diese Rede von Chikago aufgefaßt. Die Ära Roosevelt hatte ihren Handschuh in die weltpolitische Arena geworfen. Sie war entschlossen, jeden Ausgleich wo auch immer zu verhindern.

# DER EUROPÄISCHE KRIEG UND NORDAMERIKA

## *Washington gegen München*

Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist arm an jenen geistigen Erschütterungen und politischen Schicksalsfällen, die den Werdegang der großen europäischen Völker so schwer entwirrbar und erlebnisreich gestaltet haben. Schon an der Wiege der Union ist es den dreizehn Urstaaten an der Ostküste, die sich in ihr zusammenschließen, vorgezeichnet, einst den Kontinent in seiner ganzen Weite zu besitzen. Nach dem Sieg über England 1783 sind die Grenzen bis zum Mississippi vorgetragen, und nur neunundzwanzig Jahre später ist Napoleon infolge seiner europäischen Schwierigkeiten genötigt, mit dem Verkauf von Louisiana der jungen Republik den Schlüssel zur Durchdringung der gewaltigen Gebiete bis an den Rand der Rocky Mountains auszuhändigen. Texas löst sich 1845 aus der Zugehörigkeit zu Mexiko, und diesem werden bald hernach (1848) auch noch die großen Räume von Kalifornien bis Kolorado entrissen. Jetzt umspannt der neue Bund außer Kanada den ganzen Kontinent, und ungehemmt durch fremde Einflüsse sieht er sich imstande, seine zuwandernden Menschenströme in das unberührte Land zu lenken.

Die Probleme, die daraus erwachsen, werden vom Überfluß hervorgerufen: Neue Staaten müssen in der Einöde von gestern abgesteckt, Städte in die Steppe gebaut, die Eingeborenen gebändigt, Schienenstränge gelegt, Wälder geholzt und widerspenstige Lokaldiktatoren an Ordnung gewöhnt werden. Eine ernste Krise ballt sich erst zusammen, als der junge Westen, vom kapitalkräftigen Norden finanziert, in schnellem Ruck emporschießt und das aristokratische Pflanzeridyll des älteren Südens zu erdrücken droht. Aber der blutige Bürgerkrieg der sechziger Jahre trägt den modernen Geist amerikanischen Gründertums zum endgültigen Sieg, und auch der Bund fühlt sich gestärkt nach dieser schweren Auseinandersetzung. Jetzt wird durch sechzig Jahre eine Blüte anheben, die zwar gelegentlich an Überwucherungen leidet, im ganzen aber immer wieder frische Kräfte aus ihrem langsam sich mit Siedlern füllenden Kontinent ziehen kann.

So ist der kurze Lebenslauf der USA. nicht allzu angefüllt mit ernsten Daten oder inneren Stürmen — er spiegelt einen sehr geraden Weg, den Kriege oder Umsturz mit geringen Ausnahmen nur von fern berühren konnten. Bis in die Gegenwart hinein ist der Primat der eignen Freuden und Sorgen, einer Staatsauffassung, die sich hinter ihren Ozeanen geborgen glaubte und der allbeherrschenden Wirtschaft diente, im wesentlichen unbestritten gewesen. Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson bestätigten die Regel. Die Masse der Amerikaner dachte kaum an anderes als Bodenspekulationen, Börse, Baseball oder Boxen. Das Ende dieser unbegrenzten Gründerära, dieser immerfort als ewig gefeierten Prosperität ist freilich auch der Anfang einer inneramerikanischen Zeitenwende, und nichts hat diese wahrhaft revolutionäre Entwicklung deutlicher veranschaulicht als das aktivistische Interesse, das die Ära Franklin Roosevelt mit plötzlicher Entschlußkraft den außeramerikanischen und insbesondere den europäischen Vorgängen zuwandte.

Der Präsident, der im Oktober 1937 die gesamte Welt mit seinem sensationellen Alarmruf überraschte und beunruhigte, wußte, was er tat. Er arbeitete auf lange Sicht. Am Ende dieser zweiten Präsidentschaft, die er eben angetreten hatte, winkte 1940 eine zweite Wiederwahl, die ihn als ersten Führer seines Volkes zum dritten Male das Weiße Haus bewohnen lassen würde. Gerade er, der wie noch keiner seiner Vorgänger den Puls der allgemeinen Stimmung zu belauschen verstand, war sich bewußt, daß seine tönenden Reformgesetze sich längst als agitatorische Waffen verbraucht hatten. Schon die Zwischenwahlen des November 1938, die in den Staaten stets als Probe für den nächsten Präsidentenkampf gewertet werden, ergaben einen Rückschlag, der den zunehmenden Überdruß des Landes an den unberechenbaren Regierungsbräuchen der Ära Roosevelt, an ihrer schwankenden Haltung zwischen Kapital und Gewerkschaften, an ihrem wachsenden Zentralismus, an ihrem ständigen Personenwechsel in führenden Stellen und an den Eigenmächtigkeiten ihres Lenkers erkennen ließ. In 24 Staaten (die Südstaaten mit fester, traditionsgebundener demokratischer Mehrheit nicht mitgerechnet) schnellte die Stimmenzahl der republikanischen Oppositionspartei von 40,1 Prozent für 1936 auf 51,5 Prozent der Gesamtstimmen empor. Im Senat verlor die demokratische Regierungspartei 7 von 76 und im Repräsentantenhaus 66 von 328 Sitzen. In neun Bundesstaaten büßte sie den Gouverneurposten ein, während die Republikaner sieben neue Gouverneure stellen konnten.

Dieser Stimmungsumschwung, der sich lange vorher anbahnte, zwang den Präsidenten auf die neue Linie außenpolitischer Ablenkung. Er stellte fortan seine ganze weitere Laufbahn und besonders sein persönliches Trachten nach einem »third term«, nach einer dritten Wahl, auf das ungewisse Schicksal seiner internationalen Störungsarbeit. Er hätte, wie es Hoover vor ihm wollte, seinem schwergeprüften Lande dadurch helfen können, daß er in Gemeinschaft

mit den europäischen Ländern Wege aus der allgemeinen Krise gesucht und mit den goldentleerten Staaten Tauschverträge anempfohlen hätte. Daß er anders wählte, war nicht nur das Werk des Kreises, dem er seinen Aufstieg an die Macht zu danken hatte. Es war gewiß auch der Ausfluß seiner eigenen Gesinnung und Vergangenheit.

Die Wahl, die er in seiner Rede von Chikago gegen die totalitären Mächte getroffen hatte, legte ihn vor aller Welt und seinem Volk fest. Sie band ihn an die Front der »three big democracies« und ihre Sprecher in den Parlamenten Westeuropas. Indessen mußte sie auch weiter noch bedeuten, daß Amerika sich jeder ernsthaften Revision der geltenden Verträge widersetzte, und daß es einen Teil Europas — Deutschland und Italien zum mindesten, vielleicht auch Länder wie Bulgarien und Ungarn, die ebenfalls nicht wunschlos glücklich waren — moralisch zu ächten suchte. Mit andern Worten: Das Gewicht der Vereinigten Staaten wurde, den innerpolitischen Nöten eines ehrgeizigen Präsidenten und seines arg verbrauchten Systems zuliebe, zugunsten einer europäischen Dauerentzweiung und gegen alle Möglichkeiten einer europäischen Verständigung in die Waagschale geworfen.

Diese Verkoppelung zwischen dem persönlichen Ehrgeiz eines äußerst skrupellosen Politikers, der Krise seines Landes und dem europäischen Schicksal hatte aber noch viel bedenklichere Folgen. Sie mußte aus sich selbst heraus besagen, daß Nordamerika durch seinen Präsidenten, wenn auch keineswegs im Sinne seines Volkes, ein Feind des europäischen Friedens und seiner vernünftigen Neuordnung geworden war. Die Ära Roosevelt war mit ihrem Scharfmachertum ein Risiko von außerordentlicher Tragweite — auch für die wohlverstandenen Interessen ihres eigenen Landes — eingegangen. Sie hatte einen Weg gewählt, der zwischen offener Kriegshetze in Europa und weitgehender machtpolitischer Ausschaltung der Vereinigten Staaten im Fall eines europäischen Ausgleichs gefährlich sich hin-

durchzuschlängeln hatte. Sie mußte, wofern sich zwischen Deutschland und den Westmächten eine tragfähige Brücke errichten ließ, eine wesentliche Minderung ihres internationalen Einflusses und damit eine eklatante weltpolitische Niederlage befürchten.

Es ist die bleibende geschichtliche Bedeutung der Sudetenkrise vom Herbst 1938, daß sie dem neuen Interventionismus der Vereinigten Staaten als Ausgangsbasis seines unheilvollen Wirkens in Europa gedient hat. Was in Chikago nur in Worten angekündigt worden war, das reifte jetzt zur wohlbedachten Handlung. München schien die Keime einer europäischen Lösung zu enthalten, die ganz besonders auch den Vorzug aufgewiesen haben würde, aus der Entscheidung ausschließlich europäischer Mächte hervorgegangen zu sein. Denn auch England war einstweilen noch entschlossen, dem nordamerikanischen Versucher zu trotzen, womit es auch fürs erste noch die Fähigkeit bewahrte, dem europäischen Gesamtinteresse treu zu bleiben. Zwar packte der Vertrag von München von all den brennenden Problemen europäischer Neugestaltung nur den tschechischen Komplex und auch diesen nur mit Widerstreben an. Indessen war er doch das erste Beispiel einer wichtigen Revision Versailler Unrechts, die durch Vertrag zustande kam, und deshalb eine unbestimmte, aber immerhin vorhandene Hoffnung.

Wir wissen, daß die Saat nicht aufgegangen ist, weil sich in England, Frankreich, Polen, Rumänien und andern Staaten jene Kräfte in den Vordergrund der Bühne drängten, die dem Reiche die politische Anerkennung seiner mitteleuropäischen Führerstellung mißgönnten, die seinen ständig wachsenden Einfluß fürchteten, die sich aus der Ideenwelt von 1919 nicht zu lösen vermochten, und die schon weltanschaulich nicht den Willen zeigten, einen Ausgleich mit der Achse zu wünschen. Die europäische Kriegspartei — jene über die Grenzen reichende Verschwörung, die in England von Männern wie Churchill, Eden, Sir Robert Vansittart, Greenwood und Sir Archibald Sinclair,

in Frankreich von Herriot, von Paul Reynaud und Mandel geführt wurde, suchte mit dem Augenblick von München die Fäden der Entwicklung in die Hand zu nehmen. Daß sie damit Erfolg hatte, und daß sie endlich auch die schwachen Kabinette ihrer Länder auf die Straße des Konflikts zu treiben vermochte, das ist nun freilich nur zum Teil ihr eigenes Verdienst. Es ist im gleichen Ausmaß das Ergebnis jener politischen und moralischen Rückendeckung, die der Kriegspartei Europas durch die Außenpolitik der Ära Roosevelt mindestens seit München in stetig größerem Umfang zuteil wurde.

Damit wird, vom europäischen Standpunkt, das traurigste Kapitel in der ganzen Vorgeschichte des Konflikts von 1939 aufgeschlagen. Das Erlebnis jener Tage ist uns Zeitgenossen unverlöschbar im Gedächtnis haftengeblieben. In London gab es, als Premierminister Chamberlain dem Unterhaus die unerwartete Nachricht von der Einladung des Führers nach München übermittelte, Jubelszenen, die das Parlament noch nie in seiner ganzen Existenz gesehen hatte. Daladier ward wie ein König empfangen, als er nach vollzogenem Vertrage in die Hauptstadt Frankreichs zurückkehrte. Europa, sagten sich die Völker, hatte seinen Frieden gerettet — ganz gleich, um welchen Preis, es war das Wichtigste, auf diesem Wege fortzuschreiten. Und hatten Chamberlain wie Adolf Hitler nicht das Äußerste getan und ihre Unterschrift verpfändet in einer gegenseitigen Verpflichtung, die es beiden Mächten untersagte, sich noch einmal mit den Waffen zu messen? Wurde nicht Dezember 1938 ein entsprechendes Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich getroffen?

Aber während in Europa um den Frieden gerungen wurde, schien die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten in den blutigen Phantasien eines europäischen Krieges zu schwelgen. Was ihre Wortführer zu sagen hatten, das war das Gegenteil von Ausgleich. Leitaufsätze schilderten bereits mit sichtlicher Genugtuung die unausbleibliche Belebung, die der Arbeitsmarkt des Landes durch eine

europäische Verwicklung erfahren würde. Presse, Film und Rundfunk übertrumpften sich in hemmungsloser Stimmungsmache gegen alles Deutsche. Doppelt wirksam aber war sie, weil gerade Nordamerika die Wissenschaft der Massenlenkung zu höchster Leistungsfähigkeit entwickelt hat. Den Kreisen, die den Taumel inszenierten, kam es dabei wenig auf die Sache an. Sie wußten kaum um die Bevölkerungsprobleme Mittel- und Osteuropas. Sie wußten aber, daß der Bruch allein durch eine Entscheidung vermieden werden konnte, die Deutschlands Anspruch unzweideutig anerkannte. Aus diesem Grund war Konflikt die letzte Losung ihrer Wühlereien.

Und als sich in Europa diesmal noch die bessere Vernunft behaupten konnte, da war ihr demokratisches Gewissen beleidigt. Amerika war nicht einmal gefragt worden, als Chamberlain und Daladier den armen Benesch opferten. Man war enttäuscht, und die Enttäuschung schlug zu hellem Zorn empor — fast mehr noch über die »Appeasers« in Paris und London als über eine Lösung, die sich fern auf fremdem Kontinente hatte finden lassen, und die Amerika schon deshalb gar nicht interessieren durfte. In jenen aufgeregten Wochen ist das Wort »Appeaser« auf dem Boden der Vereinigten Staaten ein Schlagwort, ein Schimpfname geworden: Es war hinfort verächtlich, der Menschheit einen neuen Krieg ersparen oder zwischen Habenichtsen und Besitzmächten die Schwierigkeiten überbrücken zu wollen.

Vor allem aber wurden damals die Fäden zwischen der nordamerikanischen Kriegspartei und ihren Filialen in Paris und London geknüpft. Noch als die Krise ihrem Höhepunkte zusteuerte, war es die Presse der Vereinigten Staaten, die den Oppositionsführern des britischen Parlamentes die Munition für ihre Querschüsse lieferte. Diese griffen später die Parolen auf, die der amerikanische Ärger über München geschmiedet hatte: Das verhängnisvolle Wort von einer Kapitulation Britanniens, von einer nur durch Krieg zu sühnenden

Niederlage der demokratischen Sache. Es sollte sich sogar ereignen, daß die Gegner des Premierministers Chamberlain auf Vortragsreisen und in Rundfunkreden ihre innerenglischen Meinungsverschiedenheiten vor das Tribunal der nordamerikanischen Massen trugen. Eden glaubte sich den Staaten schon mit einem persönlichen Besuch als Außenminister eines künftigen Kriegskabinetts empfehlen zu müssen. Chamberlain war seinerseits gezwungen, sich vor Amerika durch Rundfunkreden seiner Anhänger verteidigen zu lassen. Alles in allem: Das stolze England schien bereit, die Zukunft seiner Politik und seiner nationalen Ehre dem Urteil einer fremden Macht zu unterwerfen, und das in einer Frage, die das Schicksal ganz Europas anging.

Damals — in den Wochen, die auf München folgten — war es, daß die »Times« in einer Serie von drei Berichten mit dem Titel »The America of Roosevelt« den Dingen auf den Grund ging. Es handelt sich dabei um Dokumente von geschichtlichem Wert, weil sie in englischer Beleuchtung schildern, wie die letzten Möglichkeiten einer europäischen Befriedung auf dem Boden der Vereinigten Staaten vernichtet wurden. Der Platz, der uns verfügbar ist, verbietet uns, den ganzen Text zu bringen. Wir lassen aber alle wichtigen Stellen folgen, und zwar als Beitrag Englands zu der Frage, welches Maß von Mitschuld das Amerika des Präsidenten Roosevelt am Ausbruch des Konflikts von 1939 zu tragen hat:

»Neuyork ist der einzige Teil der Vereinigten Staaten, wo der jüdische Einfluß in den öffentlichen Angelegenheiten und in der Presse vorherrscht. Unter den obwaltenden Verhältnissen bedeutet der jüdische Einfluß selbstverständlich, daß die internationale Politik auf irgendwie besondere Art gesehen wird. Die Nervosität um Europa und der Glaube an einen bevorstehenden europäischen Krieg — chronische Erscheinungen in der amerikanischen Presse während der letzten beiden Jahre — müssen in erster Linie dieser ‚ausländischen' Atmosphäre Neuyorks zugeschrieben werden...

Nichts ist merkwürdiger als die Begegnung mit Amerikanern, die sich in innerpolitischen Angelegenheiten als ‚ausgekocht' bis zum Zynismus geben, die aber von höchsten ideellen Werten reden, sobald sie sich der ihnen kaum vertrauten europäischen Szene nähern. Sie werden ungehalten über jeden Versuch, die zwischenstaatlichen Probleme ebenso realistisch zu lösen. Leider ist es häufig so bei Menschen, daß sie ihren Idealismus Dingen vorbehalten, von denen sie am wenigsten verstehen, und die mit ihren Interessen nicht das geringste zu tun haben...

Amerika hat die Krise der europäischen Demokratie entschieden ernster als Großbritannien genommen. Wir haben durch Erfahrung und durch Fehler herausgefunden, daß die Demokratie die beste Regierungsform für uns darstellt. Nur wenige von uns sind wohl geneigt, aus ihr den Fetisch der gesamten Welt zu machen. Zuweilen fühlen wir uns heimlich stolz in dem Gedanken, daß nicht jedes Volk imstande ist, mit ihr zu arbeiten. Diese Haltung ist dem offenherzigeren Amerikaner fremd. Der Demokratismus ist ein wesentlicher Bestandteil der amerikanischen Weltanschauung... Wilson war im Jahre 1918 ein Missionar der Demokratie. Das Ergebnis seiner Sendung ist indessen völlig ausgelöscht, und der Amerikaner kann nicht gleichgültig bleiben. Zwar hat kein Amerikaner das Gefühl, daß er sich selbst darum bemühen müßte (er hat zum Beispiel nichts dazu getan, um die Demokratie in Südamerika zu retten, und auf Fragen wird er zugestehen, daß die Demokratie sich weder aufzwingen noch mit Gewalt verteidigen lasse). Er hat jedoch das unbestimmte Gefühl, daß England sich darum bekümmern müsse. England hat die demokratische Sache preisgegeben...

Was soll nun England dieser Kritik und diesen Sorgen entgegenhalten? Wir sollten Taten für sich selber sprechen lassen. Einiger Schaden ist nun freilich durch übereifrige Anhänger der Opposition angestiftet worden, die ihren amerikanischen Freunden versichern,

daß die Hälfte des britischen Kabinetts (des Kabinetts Chamberlain, d. Verf.) sich aus Faschisten zusammensetze. Auch bringen einige der wichtigsten amerikanischen Korrespondenten in London die Ansichten und Hoffnungen der Opposition zum Ausdruck...«

Im Oktober 1938 war durchaus kein Krieg. Es war nichts anderes geschehen als eine freilich sehr gefährliche Umdeutung des europäischen Ereignisses von München durch einflußreiche Kreise einer außereuropäischen Macht, die offenkundig aus den verschiedensten Gründen einen ideologischen Konflikt, eine Art von neuem Religionskrieg auf dem Boden Europas herbeiwünschten. Aber diese friedensfeindliche Verschwörung auf einem anderen Kontinente sollte sich als stark genug erweisen, um der britischen Kriegspartei als schärfste Waffe in ihrem Kampfe gegen die britische Regierung zu dienen. Und jeder Schlag, der hier geführt wurde, war auch ein Schlag, der Englands Handlungsfreiheit traf. Es läßt sich einfach nicht bestreiten, daß Churchill und sein Anhang sich zum wesentlichen Teile deshalb durchzusetzen vermochten, weil sie auf den Krücken ihrer nordamerikanischen Hintermänner wandeln durften.

Diese sind infolgedessen mitverantwortlich für den unheilvollen und entscheidenden Einfluß, den die britische Kriegspartei auf die Entstehung des Konflikts von 1939 ausgeübt hat. Das amtliche Washington hat mindestens seit München allen Möglichkeiten einer europäischen Verständigung entgegengearbeitet. Was nicht schon ohnehin bekannt gewesen wäre, das wurde durch die berühmten polnischen Dokumente erwiesen, die ein glücklicher Zufall den deutschen Behörden nach der Eroberung von Warschau in die Hand gespielt hat (Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges, Erste Folge, Ausw. Amt 1940, Nr. 3, unten wiederholt zitiert). Diese vertraulichen Lageberichte der polnischen Botschafter in Washington, Paris und London waren für die eigene Regierung und keineswegs dazu bestimmt, sich eines Tages für den Feind zu öffnen. Gerade

deshalb sind sie unwiderlegbare Zeugen jener nordamerikanischen Politik geworden, die sich aus Deutschenhaß, aus wirtschaftlichem Eigennutz und machtpolitischem Interesse dazu bewegen ließ, Europa in den Engpaß einer kriegerischen Auseinandersetzung zu treiben.

Das amerikanische Thema unseres Buches fordert eine besondere Berücksichtigung des amerikanischen Anteils an den Ereignissen, soweit er sich aus diesen Dokumenten ergibt. Und in der Tat, es sind amerikanische Diplomaten und ihre hochgestellten Auftraggeber in Washington, die als die Hauptfiguren in dem großen Drama erscheinen. Der weitaus wichtigste von ihnen war der Pariser Botschafter der Vereinigten Staaten, General Bullitt, ein ehrgeiziger Mann am Anfang der Fünfziger, geschwätzig und wildwesthaft verwegen, von keiner tiefen Kenntnis europäischer Zusammenhänge beschwert, doch darum doppelt übereilt in seinem Urteil — der Typ des ungeschulten Amateurdiplomaten, der überall und nirgends seine Nase in entfernte Dinge steckt, und den Amerika in langer Tradition entwickelt hat, weil es durch ein Jahrhundert wenig an die Welt da draußen dachte und auch noch heute die Gesandtenposten vielfach als verlockende Pfründen für parteipolitische Verdienste austeilt.

Bullitt hob sich freilich über den Durchschnitt seiner Kollegen hinaus, weil er das ganz besondere Vertrauen seines Präsidenten genoß. Er war durch dessen ausdrückliche Weisung den übrigen Vertretern der Vereinigten Staaten in London, Rom, Berlin und anderswo für die Behandlung aller europäischen Angelegenheiten übergeordnet. Was er als Außenpolitik vertrat, das muß somit als Außenpolitik des Präsidenten und der Ära Roosevelt im ganzen angesehen werden. Es ist dem Leser nicht damit gedient, die Dokumente Wort für Wort in allen Einzelheiten wiederzugeben. Uns kommt es darauf an, zusammenfassend klarzulegen, wie die Außenpolitik der Ära Roosevelt sich immer wahrnehmbarer in den Gang

der europäischen Krise einmischte, bis diese schließlich nur noch in Entladung enden konnte:

1. Enttäuschung ist das Hauptmotiv der nordamerikanischen Intervention: Für Bullitt hat »die Kapitulation der demokratischen Staaten in München ihre Schwäche gegenüber dem Deutschen Reich offenbart«. Also ist es die Enttäuschung eines nordamerikanischen Ideologen, der die Macht der demokratischen Internationale gefährdet glaubt (Bericht des polnischen Botschafters in Washington, Graf Potocki, 21. November 1938).

2. Die Vereinigten Staaten, England und Frankreich sind noch keineswegs gerüstet. Sie werden mindestens zwei Jahre dafür benötigen. Aber anstatt gerade deswegen eine maßvolle Politik in Europa zu empfehlen, wird den Europäern als amerikanische Medizin das allgemeine Wettrüsten mit anschließendem Konflikt verabfolgt: »Dann erst, wenn der Augenblick reif ist, wird man zur letzten Entscheidung schreiten können.« Als Deckung für die Zwischenzeit erhofft der kluge Mann von Deutschland eine grenzenlose Torheit, der es selbstverständlich durch den Moskaupakt vom August 1939 auswich. Es soll sich — man denke: mit einem ungeschlagenen Frankreich und einem ungestört von England beeinflußten Kontinent im Rücken — in einen Erschöpfungskrieg mit Sowjetrußland verlocken lassen: Dann »könne es sein, daß sich Deutschland zu weit von seiner Basis entferne und zu einem langen und schwächenden Krieg verurteilt werde. Dann erst würden die demokratischen Staaten Deutschland attackieren und es zu einer Kapitulation zwingen« (wie oben Bericht des Grafen Potocki).

3. Deutschland läßt sich nicht auf falsche Bahnen lenken. Seine Seelenruhe aber wird in Washington, obwohl der Lage angemessen, als Beleidigung empfunden. Und sehr viel mehr als das! Schon der Gedanke an Verhandeln ist dem Mann im Weißen Hause unsympathisch, da ihm eine Dauerkrise in Europa aus den Gründen, die

wir kennen, sehr gelegen kommt. Die Außenpolitik des Präsidenten, die Mitte Januar 1939 als Instruktion für Bullitt ihre endgültige Form findet, ist auch die Politik der parlamentarischen Opposition in England und Frankreich. Sie ist ein Dolchstoß für die Männer in Berlin, Paris und London, die noch immer einer friedlichen Lösung nachgehen: 1. Belebung der Außenpolitik unter Führung des Präsidenten, der scharf und unzweideutig die totalitären Staaten verurteilt, 2. Beschleunigte Kriegsvorbereitungen der Vereinigten Staaten zur See, zu Lande und in der Luft, 3. Beendigung jeder Kompromißpolitik mit den totalitären Mächten als entschiedene Auflage des Präsidenten für England und Frankreich, 4. Moralische Versicherung der Vereinigten Staaten, ihre Isolierungspolitik im Kriegsfall aufzugeben (Bericht des Grafen Potocki vom 16. Januar 1939).

4. Mit dieser aktivistischen Politik hat Roosevelt die Führung der internationalen Kriegspartei an sich gerissen. Amerika befiehlt den Abbruch aller Brücken zwischen Achse und europäischen Westmächten. Es fordert andauernde Spannung in Europa, sagt Paris und London, was sie tun und lassen dürfen, und speist sie mit moralischen Versicherungen ab, an die dann das betrogene Frankreich schon im Juni 1940 vergebens erinnern wird. Gerade diesem aber wird es untersagt, sich Deutschland anzunähern, wie das deutsch-französische Freundschaftsabkommen vom Dezember 1938 es vorgeschrieben haben würde: »Eines aber scheint mir sicher, nämlich, daß die Politik Präsident Roosevelts in der nächsten Zeit dahin gehen wird, den Widerstand Frankreichs zu unterstützen« (Bericht des polnischen Botschafters in Paris, Jules Lukasiewicz, vom Februar 1939).

5. Der entscheidende Ansatzpunkt der nordamerikanischen Einflußnahme ist allerdings die zunehmende Schwäche der Regierung Neville Chamberlain. Diese wird von ihren Gegnern unter Churchills Führung berannt, und Churchills prächtigste Parole ist sein Einvernehmen mit den Männern, die in Washington die große Politik be-

stimmen. England sieht sich vor die Wahl gestellt, ein jedes Kompromiß mit Deutschland abzulehnen oder seine Beziehungen mit Washington zu belasten: »Die Vereinigten Staaten besitzen gegenüber England verschiedene und ungeheuer bedeutsame Zwangsmittel. Allein die Drohung ihrer Anwendung dürfte genügen, England von einer Kompromißpolitik auf Kosten Frankreichs zurückzuhalten. Man muß damit rechnen, daß das Prestige Englands durch die Ereignisse im Fernen Osten wie die Resultate der Münchner Konferenz in der amerikanischen öffentlichen Meinung sehr stark gesunken ist. Andererseits ist die amerikanische öffentliche Meinung sich darüber im klaren, wieviel England heute an einer Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten und ihrer Unterstützung gelegen ist« (Äußerung von Bullitt im Bericht des Polnischen Botschafters Lukasiewicz vom Februar 1939 wie oben).

6. Der kriegerische Druck, den Washington entfaltet, ist also riesengroß. Dagegen werden für das lebensgefährliche Risiko, das ferngelegenen Staaten zugemutet wird, nur dürftige und unklare Versprechungen gegeben: »Eine Außenpolitik der Vereinigten Staaten, deren Bestreben es ist, unmittelbar an der Entwicklung der Verhältnisse in Europa teilzuhaben, gibt es nicht.« Sie würde von der öffentlichen Meinung in Amerika auch nicht gebilligt werden (Bullitt gegenüber Lukasiewicz wie oben unter 5). Dafür wird um so heftiger die Entzweiung in Europa geschürt: »Auf meine Frage, ob die Vereinigten Staaten an einem Krieg teilnehmen würden, antwortete Bullitt: ‚Zweifellos ja, aber erst dann, wenn England und Frankreich sich zuerst rühren!‘« (Bericht des Grafen Potocki wie oben unter 1.)

7. Versprechungen auf lange Sicht für europäische Völker, die ohne wirklichen Grund in unabsehbare Gefahren gestürzt werden sollen — das ist die europäische Politik der Ära Roosevelt in diesen schicksalsschweren Monaten. Ein Höhepunkt wird zweifellos erreicht, als in der zweiten Märzhälfte 1939 die Abwehr gegen Deutschland

ihren Ausdruck in der Garantie an Polen finden soll. Der polnische Botschafter in Paris, Lukasiewicz, ist ein sehr gescheiter und weitsichtiger Diplomat. Er zweifelt noch am 24. März an der Aufrichtigkeit der vorgeschlagenen englischen Hilfszusage. Er schüttet Bullitt, der ihm selbstverständlich sehr vertrauenswürdig erscheint, sein ganzes Herz aus: Kein »Staat in Mittel- oder Osteuropa könnte auch nur einen einzigen englischen Vorschlag ernst nehmen, es sei denn, England schwingt sich zu Taten auf, die zweifellos und unabweisbar seinen Entschluß bestätigen, die Beziehungen zu Deutschland aufzugeben«. Das bringt Bullitt auf den Plan, den Botschafter einer außereuropäischen Macht, die keinerlei Interesse daran haben kann, den Widerstand der Polen gegen eine Rückgabe unbestritten deutscher Gebiete zu versteifen. Er regt ein Bündnis zwischen England und Polen an, beauftragt seinen Londoner Kollegen Kennedy entsprechend, bringt eine historische Unterredung zwischen diesem und Chamberlain zustande und bewirkt die Verkündung der englischen Blankovollmacht an Polen, die wenige Tage später im Unterhaus erfolgt (Bericht von Lukasiewicz vom 29. März 1939).

Die Blankovollmacht aber wurde die Verstrickung, aus der sich England und Frankreich im entscheidenden Zeitpunkt nicht mehr lösen konnten. Sie waren die Gefangenen ihrer Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten geworden, und als sie ihren Krieg erklärten, geschah es ebenso aus blindem Ärger über Deutschland wie im Geiste ihrer nordamerikanischen Freunde. Von England und von Frankreich hing es schließlich ab, ob sich zum zweitenmal der unheilvolle Einfluß einer wesensfremden Welt auf das Geschick Europas legen sollte. Denn in der Vorgeschichte des Konfliktes ist gerade dieser Einfluß überall zutage getreten, wenn nicht ausschlaggebend gewesen. Aus jeder Botschaft, die herübertönte, aus jedem zweiten Leitartikel, der in Washington gedanklich inspiriert wurde, vernahmen Whitehall und der Quay d'Orsay den Ruf: Jetzt ist es Schluß mit Kompro-

missen — keine Rede mehr von einer versöhnlichen Annäherung der diplomatischen Fronten — Deutschland bremsen, ist jetzt das Gebot der Stunde! Es war schon so: Der Präsident, der in Amerika regierte, war Gegner jeden Ausgleichs in Europa — warum, das haben wir geschildert.

### *Roosevelt am Ziel*

Man darf sich fragen, ob die Kriegsparteien in Paris und London ernstlich von dem ideologischen Feuerzauber hingerissen wurden, der zur allgemeinen Weltbeglückung täglich in der nordamerikanischen Bundeshauptstadt abgebrannt wurde. Wahrscheinlich haben sie den großen und entscheidenden Fehler begangen, das Amerika von 1939 mit dem Amerika von 1914 zu verwechseln. Damals hatte es sich nach Belieben lenken lassen, weil der Mann, der mit Woodrow Wilson an der Spitze stand, im wesentlichen glaubte, was er doktrinär verkündete, weil die Außenpolitik des Landes noch nicht reif für weltbewegende Entscheidungen war, und weil der Gründertraum des Kontinentes keineswegs verflogen war. Der ferne Krieg, für den man sich begeisterte, war für die jungen Söhne eines abenteuerlichen Volkes gerade jene Art von Abenteuer, das sie besonders reizen mußte.

Das Amerika von 1939 zeigte sich in anderer Verfassung. Denen, die das alte miterlebten, war die Lust an einem neuen Abenteuer in Europa vergangen. Sie waren ganz wie damals mit dem Herzen bei den Gegnern Deutschlands, und wenn sie ehedem die Deutschen in sporenklirrenden Junkern oder dickbäuchigen Spießern verkörpert glaubten, so war es jetzt ein arrogantes Rassenungeheuer, mit dem sich ihre Vorstellung vom neuen Reich und seinen Menschen verband. Doch hatte sich in zwanzig langen Jahren ihr amerikanisches Selbstgefühl gebildet — ein Selbstgefühl, das seine Nahrung aus Vergleichen mit Europa zog. Die Grenzen ihres Kontinentes hatten sich

vor fremdem Zustrom geschlossen, der Begriff des Bürgers der Vereinigten Staaten schien sich fester auszuprägen. Man hatte alles Gold, das man sich wünschen durfte, und der normale Mann empfand es nicht, daß der Besitz erdrücken konnte. Man hatte auch die Flotte »second to none«, die niemandem nachstand. Und schließlich war man durch Erfahrung klug geworden. Man hatte seinen Lehrgang in Europa 1919 teuer bezahlt — mit gut gemeinten Weltverbesserungsplänen, die drüben jedermann belächelt hatte, mit Geldern, die man niemals wiedersah, und auch mit mancherlei politischen Mißerfolgen. Man wollte sich nicht wieder prellen lassen, am allerwenigsten von England und Frankreich, wie sehr man auch mit ihrem Kriege solidarisch dachte.

Aus diesem neuen Selbstgefühl Europa gegenüber erwuchs die schillernde und zwitterhafte Haltung der amerikanischen Außenpolitik, die zwar von vornherein zum Krieg drängte und sich immer schärfer, immer rücksichtsloser gegen Deutschland wandte, desgleichen aber immerfort bestrebt war, ihren eigenen Vorteil wahrzunehmen, ob nun zunächst im Schleier eines bald durchlöcherten Neutralitätsgesetzes, ob später unter der Firma der Nichtkriegführung oder endlich in den verschiedenen Formen eines tatsächlichen Kriegszustandes. Auch dieser neue Amerikanismus stellte sich der übrigen Welt im prunkenden Gewande schöner Ideale vor, aber seine Taten zeigten, daß er aus den Schwierigkeiten Englands und aus der europäischen Umwälzung überhaupt den größtmöglichen Nutzen zu ziehen gedachte.

Sogar sein Präsident — gewiß ein Mann, der England liebte — betonte unentwegt in jeder seiner Reden, daß der Einsatz der amerikanischen Hilfe lediglich für die Verteidigung der Vereinigten Staaten erfolge. Und überdies! Ein Franklin Roosevelt war sehr persönlichen Interessen hingegeben, die wir schon kennen: Der Krieg, den er betrieben hatte, bereitete ja auch die Unumschränktheit seiner Stellung

vor, die ihm gesetzlich erst in einem Krieg bescheinigt werden konnte — er schenkte ihm die zweite Wiederwahl, die er vor allem anderen erstrebt hatte, und schließlich jenen künstlichen Wirtschaftsaufschwung, der im Zeichen eines staatssozialistischen Rüstungsunternehmens, der mit Steuergeldern finanzierten Englandhilfe unter Präsidentenführung, angekurbelt werden konnte.

Wie immer man die Dinge auch betrachtet, ob vom Standpunkt eines neuen Selbstgefühles, das sich an Europas Schwierigkeiten schon seit langer Zeit erbaute, oder aus der Perspektive eines sehr gerissenen Präsidenten, es bestehen keine Zweifel, daß die Vereinigten Staaten immer nur von einem neuen europäischen Konflikt gewinnen konnten, nachdem ihr Denken jenen Grad von Mündigkeit erreicht hatte, der eine Wiederholung alter Fehler nach der Art von 1919 ausschloß. Gewiß, sie hatten vieles mit den Briten und Franzosen gemeinsam, mit diesen alte Demokratentraditionen, mit jenen ihre Sprache, ihren Bildungsschatz und auch das Ahnenerbe einer Anzahl ältester Familien in Neuengland und Virginia. Sie bangten alle um die Existenz der alten Weltverteilung, die sie überreich vor anderen Völkern begünstigte. Und dennoch gab es englische und wiederum amerikanische Interessen, die sich durchaus zuwiderliefen. Zwar war das so schon 1914 gewesen, aber damals war Amerika noch nicht imstande, sich seines Vorteils zu versichern. Es war den Dingen in Europa sozusagen nachgehinkt. Diesmal hatte Franklin Roosevelt schon lange vor dem Ausbruch des Konfliktes öffentlich erklärt, die Grenzen der Vereinigten Staaten lägen am Rhein, und später hatte er dafür gesorgt, daß Briten und Franzosen sich in einem Krieg, den sie zu führen hatten, als Grenzwacht für den unbedrohten, fernen Kontinent betätigten. In einem Satze: 1939 hatte Roosevelt den Lauf der Dinge bei den europäischen Westmächten bestimmt, wogegen sich Paris und London glücklich preisen durften, das Tempo ihres nordamerikanischen Einpeitschers mitzuhalten.

Frankreich sollte sich an diesem Tempo bald zu Tode laufen. Doch auch England — die stolze, meerbeherrschende Britannia von einst — es hatte seine Kriegserklärung an das Reich mit einer neuen Rolle abzubüßen, die es niemals vorher im Verhältnis zu Amerika gespielt hatte. Sein eigener, inzwischen verstorbener Botschafter in Washington, Lord Lothian, war November 1940 genötigt, von Englands Seemacht als der Maginotlinie der Vereinigten Staaten zu sprechen. Wenn früher Frankreich Englands Amboß war, auf den die deutschen Hammerschläge niedersausten, so mußte jetzt die Nützlichkeit des britischen Widerstandes für die Sicherheit und Zukunft der amerikanischen Hemisphäre angepriesen werden in der Hoffnung, damit tätige Sympathien in der Yankeeseele zu entfachen. Fürwahr, der Partner Englands war ein anderes Amerika als das von 1914, ein selbstbewußteres vor allem und ein kaltblütigeres. Wenn es schon liefern und die Hilfe aus der eigenen Tasche bestreiten sollte, so war es keinesfalls gewillt, mit frommen Redensarten abgespeist zu werden. Es wollte seinen sehr realen Vorteil sehen — es wollte, wenn es die Verteidigung der Insel finanzierte, die Gewißheit haben, daß es damit ein System der Weltbeherrschung unterstützte, an dem es künftig sehr erheblich mitzuwirken wünschte.

Zum mindesten seit Dünkirchen war Englands Widerstand, von Nordamerika gesehen, der Vorhang, hinter dem sich ungestört der Rüstungstaumel der Vereinigten Staaten entfalten konnte. Die Insel war zum erstenmal in ihrer ganzen Geschichte Objekt von Plänen geworden, die sie immer gegen andere geschmiedet hatte. Frankreich oder Polen, Rumänien oder Griechenland — wer immer auf dem Kontinent die englische Freundschaft suchte, der hatte für den Ernstfall die Funktion, die Insel mit dem Einsatz seines Lebens abzuschirmen. Jetzt war es England, das mit Einsatz seiner ganzen Existenz den Nordamerikanern Zeit gewinnen sollte: Die britische Flotte hatte kämpfend den geruhsamen Ausbau der amerikanischen Flotte

zu decken. Die Staaten gaben wahrlich nichts geschenkt heraus, und als im Frühjahr 1941 das Englandhilfegesetz durch den Kongreß genehmigt wurde, da hatte sich die britische Regierung zuvor in Washington verpflichten müssen, im Falle einer Niederlage niemals ihre Flotte an den Sieger auszuliefern, sondern aus den europäischen Gewässern zu beordern. War das nun machtpolitisch die Fusion der beiden englischsprechenden Mächte? — In jedem Falle war die Flotte Nelsons, Hawkes und Drakes, wie immer man es deuten mochte, nicht mehr das Instrument, das lediglich die britischen Interessen wahrzunehmen hatte.

Nicht selten ist der Ära Roosevelt sogar von führenden Amerikanern der ernste Vorwurf gemacht worden, sie habe nichts dazu getan, um den Ausbruch des Krieges in Europa zu verhindern. Sie hatte offenkundig kein Interesse daran, da dieser Krieg dem weltpolitischen Ehrgeiz entgegenkam, den der amerikanische Nationalismus unentwegt und in verschiedenster Richtung — zum Schaden nicht zuletzt auch Englands — zu befriedigen gedachte. Das Nordamerika, das Wilson in den Weltkrieg führte, konnte wenigstens für sich in Anspruch nehmen, daß es nicht nach fremdem Gute trachtete. Franklin Roosevelt hingegen tat von vornherein sein mögliches, um sich der künftigen Geschichtsschreibung als Mehrer seines Landes zu empfehlen. Die fünfzig alten Zerstörer, die er im Herbst 1940 an England abtrat, wurden erst für eine kapitale Gegenleistung herausgegeben. Die Not des Mutterlandes — wahrhaftig eine selbstverschuldete Not, die aber in Amerika mit allen Zeichen triefenden Mitleids bedauert wurde — bot dem Präsidenten nämlich die willkommene Gelegenheit, um seinen Hemisphären-Imperialismus, sein Streben nach alleiniger Beherrschung des gesamtamerikanischen Erdteils, um ein gewaltiges Stück vorwärtszutreiben.

Er besorgte gründliche Arbeit. Kanada verwandelte sich fast unbemerkt in einen Schutzstaat der benachbarten Union, die sich zu

allem Überfluß mit der Erwerbung eines Flottenstützpunktes auf Neufundland die Herrschaft über den St.-Lorenz-Strom, über dessen Mündung in den Atlantik und damit über die kanadische Handelsstraße nach Europa sicherte. Desgleichen wurden über den westindischen Inseln Englands, dem ältesten Kolonialbesitz des Britischen Reiches, die Sterne und Streifen gehißt. Sie wurden Flottenbasen der Vereinigten Staaten, obwohl sie nominell der britischen Souveränität verblieben. Auch auf der atlantischen Seite des Panamakanals bemächtigte sich Amerika damit der Polizeigewalt, die bis zu diesem Augenblick zum gleichen Teil ein Privileg der britischen Seemacht gewesen war. Diese war nun auf dem besten Weg, ihrer alten Eigenschaft als einer amerikanischen Macht verlustig zu gehen. Den Rest besorgte die sagenhafte Fünfte Kolonne, die Roosevelt in den iberoamerikanischen Staaten geistern ließ, um ihnen seine unerbetene Beschützerrolle aufdrängen zu können.

Am 27. Mai 1941 war sein Programm so weit gediehen, daß er in aller Form den neuen Hemisphären-Imperialismus der Vereinigten Staaten proklamieren konnte: »Als Präsident der Vereinigten Staaten und eines entschlossenen Volkes sage ich hiermit feierlich: Wir stellen aufs neue die alte amerikanische Doktrin der Freiheit der Meere fest. Wir stellen aufs neue fest die Einigkeit der 21 amerikanischen Republiken und des Dominions von Kanada sowie die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit. Wir haben den anderen Demokratien unsere materielle Unterstützung zugesagt, und wir werden dies Versprechen erfüllen. Wir, die Amerikaner, werden selber entscheiden, wann und wo unsere amerikanischen Interessen angegriffen werden oder unsere Sicherheit bedroht ist.« Das war nicht nur politische Schaumschlägerei: Kanada, in dessen Hauptstadt Ottawa zu seiner Zeit das wirtschaftliche Präferenzsystem des Britischen Reiches begründet wurde, gab im Dezember 1941 einem Abkommen mit Washington seine Zustimmung, durch das die

Wirtschaft beider Staaten praktisch einem gemeinsamen Plan unterstellt wurde. Die zollpolitische Bindung Kanadas ans Britische Reich ward durch den Grundsatz des »freien Güteraustausches« zwischen ihm und USA. berichtigt.

So wurde unter dem Deckmantel einer europäisch-deutschen Bedrohung und unter Ausbeutung der britischen Zwangslage das neue Ziel der nordamerikanischen Politik umrissen und gefördert. Es hieß die unumschränkte Herrschaft der Vereinigten Staaten über die gesamtamerikanische Hemisphäre und muß den Briten keineswegs sympathisch in den Ohren geklungen haben. Die Bewohner von Barbados, Jamaika oder Trinidad und die von Halifax, Vancouver oder Montreal sollten nach dem Willen ihres Schirmherrn im Weißen Hause fortan als Amerikaner und nur so nebenher auch noch als Untertanen des britischen Königs gelten. Die Englandhilfe hatte sich einstweilen für die Vereinigten Staaten bezahlt gemacht.

Mehr als vieles andere wird künftige Historiker die Frage reizen, ob Britannien und Frankreich je den Mut zu ihrer Kriegserklärung vom September 1939 gefunden haben würden, wenn sie nicht die schnelle, wirksame und besonders auch die uneigennützige Unterstützung der Vereinigten Staaten in ihre Rechnung einbezogen hätten. Das zeigte sich am deutlichsten im Augenblicke der französischen Niederlage: Paul Reynaud wurde erst gestürzt und auch Pétain entschied sich erst für Waffenstillstand, als Washington sich taub für alle Hilferufe erwiesen hatte. So unermeßlich groß, so grenzenlos war das Vertrauen einer europäischen Großmacht auf die Wunderwirkung außereuropäischer Sympathien, die bis dahin nur das Merkmal besessen hatten, in Form von schönen Reden dargebracht zu werden! So tief vor allem war das Selbstgefühl Europas im Zeichen des Versailler Systems gesunken!

Dramatisch haben sich die Dinge damals zugespitzt, wie um Europa für die Ewigkeit von fremdem Wunderglauben zu kurieren.

Noch am 9. Juni, nur wenige Tage vor der Agonie des großen Frankreich, erschien es Roosevelt geraten, durch seinen Botschafter Bullitt am Denkmal von Jeanne d'Arc in Domrémy ein Rosensträußchen niederlegen und zum zähen Aushalten gegen die »Barbaren« auffordern zu lassen. Dann, am 14. Juni, belehrte Paul Reynaud den Präsidenten, der aus achtungsvoller Ferne ein souveränes Volk auf fremdem Kontinent zu aussichtslosem Widerstande aufzuhetzen suchte, über Frankreichs Zwang zu voller Kapitulation, falls sich die Freunde nicht zu schnellster militärischer Hilfe entschlössen. Roosevelt erwiderte, indem er wieder einmal sein Treugefühl für Frankreich beteuerte und die Entsendung jeder möglichen Unterstützung zusagte, wofern man nur im Kampf verbleibe. Freilich sei die Entsendung von amerikanischen Truppen der Entscheidung des Kongresses unterworfen.

Damit war das Schicksal der französischen Großmacht besiegelt. Frankreich war das klassische Beispiel eines europäischen Festlandvolkes geworden, das seine riesenhafte Niederlage einer verhängnisvollen Selbsttäuschung zu danken hatte. Es hatte seit den Tagen Bismarcks, ja, seit dem programmatischen Ruf Dantons nach den »natürlichen Grenzen« Sicherheit und nichts als Sicherheit gefordert. Der Gedanke, sich durch eine ehrliche Versöhnung mit dem deutschen Nachbarvolk zu sichern, war ihm ernsthaft nie gekommen. Statt dessen war es, weltpolitisch gesehen, auf den Status eines Protektorates außereuropäischer Mächte herabgesunken. Die Hilfe aber, die es in der größten Krise seiner ganzen Existenz verlangte, blieb aus, weil jene Mächte völlig andere Interessen zu vertreten hatten. Für England und die USA. war Frankreich keinen Pfifferling mehr wert, als es bekennen mußte, sich aus eigener Kraft nicht mehr behaupten zu können.

Selbstverständlich zeitigte der militärische und politische Ausfall Frankreichs weitgehende Folgen für die innere Einstellung der Ver-

einigten Staaten zum europäischen Konflikt. Wenn irgendwo die demokratische Gedankenwelt als Lebenselement der USA. zu typischer Verkörperung gelangte, dann war es in der Dritten Republik. Mit ihrem Ende hatte auch die demokratische Internationale eine schwere Schlappe erlitten, war die weltanschauliche Parteinahme Washingtons im europäischen Konflikte einer wesentlichen Grundlage beraubt. Es war dem einzelnen Amerikaner nicht mehr möglich, sich wie 1917 für den Heldenkampf des vielgeliebten Frankreich zu begeistern. Die Politik des Präsidenten aber wurde nun mit nüchterneren Blicken beurteilt. Als Schutzherr jener Internationale hatte er zum Krieg getrieben und ganz besonders Frankreich gegenüber eine außerordentlich hohe Verantwortung übernommen. Jetzt hatte er nun auch Verlängerung des Krieges gegen leere Zukunftswechsel auf amerikanische Hilfe gefordert, während Frankreich gar nicht mehr die Kraft zum Kämpfen besaß. Sein machtpolitisches Spiel war seiner moralischen Hülle entkleidet worden. Europa sah fortan nichts anderes als den Sprecher einer fernen Weltmacht, der auf Zeitgewinn bedacht war, um in aller Ruhe aufrüsten und den höchsten Zukunftszielen zustreben zu können.

Das sollte wiederum zu sehr bemerkenswerten Auswirkungen führen. Je mehr die demokratische Ideologie als machtpolitisches Kampfmittel verbraucht erschien, um so viel hemmungsloser begab die Ära Roosevelt sich auf den Weg der zwischenstaatlichen Rechtsvernichtung. Das wurde vollends klar mit dem Erlaß des Englandhilfegesetzes, das in den wichtigsten Bestimmungen den internationalen Normen glatt zuwiderlief und den amerikanischen Senator Barkley zu der erstaunlichen Feststellung ermunterte: »Wenn gewisse Mächte eine Entschuldigung brauchen, um den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären, so besitzen sie diese Entschuldigung bereits.« Es war ein einmaliger Fall in der diplomatischen Geschichte aller Zeiten, daß die Regierung eines großen Landes ohne Zwang das

Völkerrecht mit Füßen trat und, was noch mehr besagte, sich öffentlich zu diesem Tatbestand bekannte. Die wichtigste Etappe auf dem Weg der allgemeinen Rechtszerschlagung war erreicht, als der amerikanische Justizminister Jackson in den letzten Märztagen 1941 den Gedanken proklamierte, daß im zwanzigsten Jahrhundert von Kriegen nach den juristischen Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die Rede sein könne. Er sprach von einem universalen Bürgerkrieg, der es den USA. gestatte, in jeder Auseinandersetzung, die irgendwo im Gange sei, nach ihrem eigenen Ermessen Partei zu ergreifen und dementsprechend ihr Verhalten einzurichten.

Die Taten der Regierung waren dieser Politik bedenkenloser Provokationen angemessen. Seit September 1941 wurden deutsche Seestreitkräfte im Einklang mit dem Schießbefehl, den Roosevelt in jenen Tagen öffentlich bekanntgab, systematisch von Einheiten der nordamerikanischen Kriegsmarine angegriffen. Deutsche Unterseeboote, die im Kampfe gegen England ihre Pflicht taten, sahen sich dem Feuer nordamerikanischer Zerstörer ausgesetzt. Deutsche Handelsschiffe wurden von den Kriegsfahrzeugen einer Macht gekapert, die immer noch — zum mindesten im technischen Sinne — ein diplomatisches Verhältnis zum Reiche unterhielt. Das war ein Zustand, der nicht ewig dauern konnte. Roosevelt hatte nun auch, als Krönung seines jahrelangen moralischen und wirtschaftlichen Kampfes, den militärischen Krieg gegen Deutschland eröffnet. Es blieb der Reichsregierung keine andere Wahl, als dem Berliner Geschäftsträger der Vereinigten Staaten am 11. Dezember 1941 die Pässe auszustellen — zu einem Zeitpunkt freilich, der einzig und allein vom deutschen Interesse diktiert war. Wohl schwerlich hatte Roosevelt damit gerechnet, am Ziele seines Weges einen Zweifrontenkrieg auf beiden Weltmeeren führen zu müssen, auf den die USA. sich noch nicht vorbereitet fühlten. Die Kriegserklärung Japans, das man unverzeihlich unterschätzt hatte, wurde deshalb für die Bundeshauptstadt und

die nordamerikanischen Massen eine sehr programmwidrige und unwillkommene Überraschung.

Japans Machtentfaltung vor Hawai in den ersten Stunden des pazifischen Krieges und die Krise der angloamerikanischen Seegeltung im Raume zwischen Singapore und Philippinen führten eine Wendung herbei, die — zumal in diesem Tempo — kaum erwartet werden konnte. Insofern ist es ohne Frage richtig, daß dem Präsidenten sein Konzept verdorben worden war. Wohl hatte er, genau wie gegen Deutschland, auch gegen Japan einen unerklärten Krieg geführt, doch hatten seine sehr gewundenen Manöver auch erkennen lassen, daß er nicht gewillt war, sich den unvorhersehbaren Wechselfällen eines echten Krieges auszusetzen. In jedem Falle war der echte Krieg, nachdem er über Nacht hereinbrach, wohl allzu früh für ihn gekommen, als daß er seine ungetrübte Freude daran hätte haben können. Noch lief die Rüstung seines Landes nicht auf höchsten Touren. Noch war die Flotte weit davon entfernt, sich dem »Two-Ocean-Standard«, dem erstrebten Ideale, anzunähern. Einstweilen hatte sie durch das Ereignis von Pearl Harbour an Schlagkraft eingebüßt. Vor allem aber: Der Riesenvorteil, den die Politik der unerklärten Kriegführung im diplomatischen Kulissenspiel bedingte, war in dem Augenblick vertan, als Nordamerika sich selbst mit seiner ganzen Existenz in den Konflikt verstrickt sah. In diesen Schicksalstagen des Dezember 1941 war Roosevelt, bis dahin im Besitz der weltpolitischen Initiative, durch Japan überrundet worden, und zwar vor allem deshalb, weil er mit seinen unbeherrschten Gesten den Bogen überspannt und die Entschlußkraft seines ostasiatischen Gegenspielers außer acht gelassen hatte.

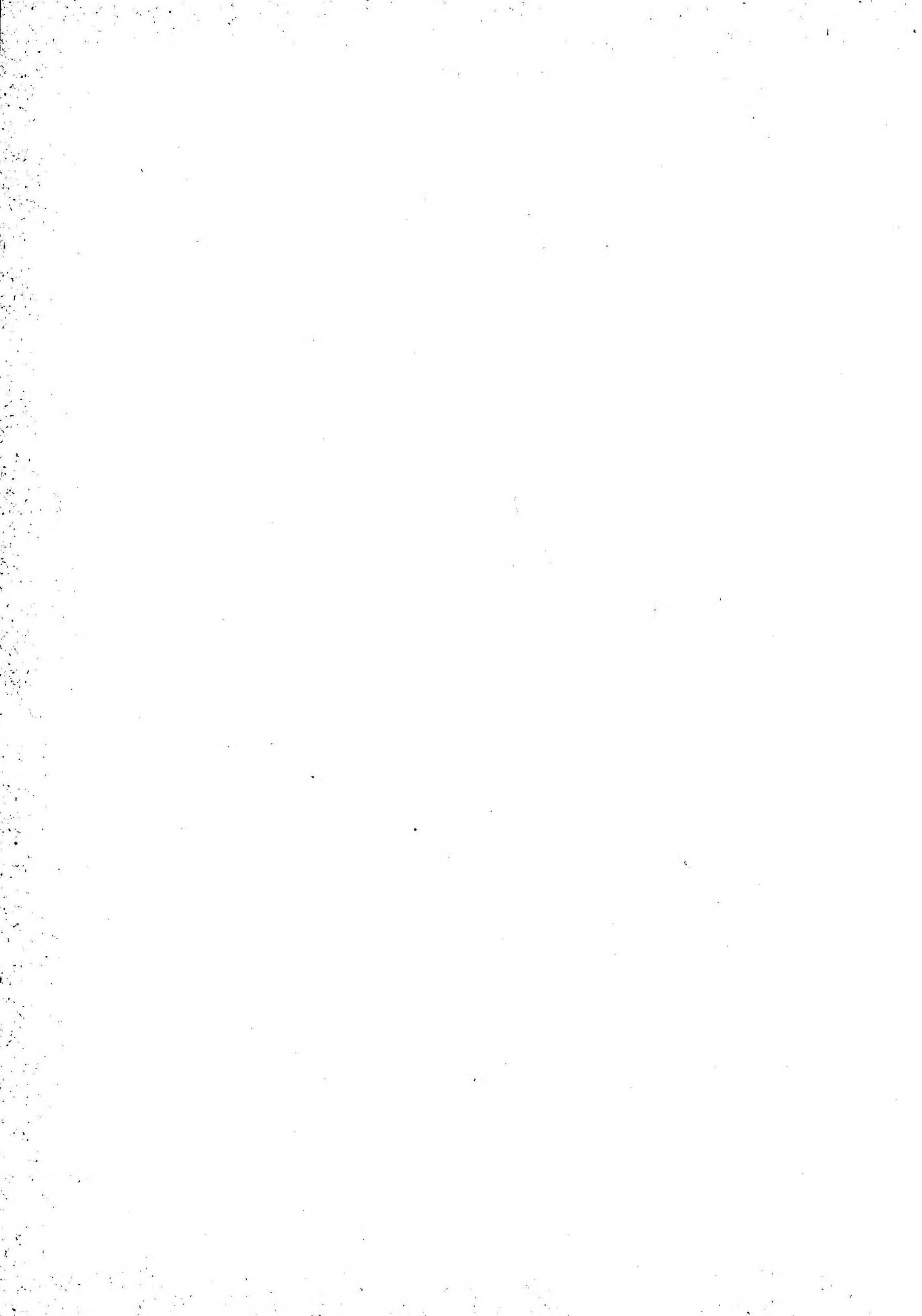
Schon lange aber war, wie hier gezeigt wurde, das Notwehrrecht, das einst im Wilden Westen galt, in aller Form und ohne Rücksicht auf das Recht der Völker durch Wort und Handeln der Regierung Roosevelt zum einzig gültigen Prinzip der nordamerikanischen

Außenpolitik erhoben worden. Dies Notwehrrecht war unbegründet, weil keine Macht Amerika bedrohen konnte. Es hatte, wie wir zeigten, keine ideologische Substanz und war somit der Ausdruck eines Weltbeherrschungsdranges, der die Gefahren provozierte, um sich vor dem eigenen Volke rechtfertigen und seine Hand nach fremdem, ganz besonders europäischem Gute ausstrecken zu können. Es wurde jetzt dem Präsidenten zur Gewohnheit, das französische Dakar an der Westküste Afrikas, die portugiesischen Kapverde-Inseln und Azoren sowie das dänische Island als Flankenpunkte der amerikanischen Sicherheit zu bezeichnen — mit anderen Worten, immer begehrlicher über die Grenzen der westlichen Hemisphäre hinaus auf älteste Außenstellungen europäischer Staaten zu blicken. Und schließlich wurde ganz Europa von dem Handelskrieg betroffen, den Roosevelt, die britische Blockade unterstützend, nicht zuletzt auch gegen Frankreich führte.

Schon um die Jahresmitte 1941 geschah das Außerordentliche. Drei außereuropäische Mächte — Sowjetrußland, Großbritannien und die Vereinigten Staaten — wurden jetzt im Bunde miteinander als Gegenspieler europäischer Gemeinsamkeiten sichtbar. Es reifte eine große Erkenntnis: Die Sicherheit Europas ist in jedem Sinne davon abhängig, daß niemals wieder außereuropäische Machtinteressen die Gelegenheit erhalten dürfen, sich gegen die Gesamtinteressen der europäischen Völkerfamilie zu wenden.

DRITTER ABSCHNITT

# UNION JACK UND STERNENBANNER



# DIE ANGLOAMERIKANISCHE PARTNERSCHAFT

## *Die Vernunftehe*

Es war im August 1940. Britannien hatte eine große Schlacht verloren, die denkbar größte, die es zu verlieren gab — die Schlacht von Frankreich. Es sah sich aus dem Kontinent herausgedrängt, war in Europa auf sich selbst gestellt und konnte nur noch auf ein außereuropäisches Wunder hoffen. Damals hing ein sorgenvolles Unterhaus gebannt am Munde des Premierministers, der diesen Krieg als sein persönliches Verdienst betrachtete und deshalb fühlen mochte, daß alles auf den Tonfall und die Wirkung seiner Worte ankam. In solcher Not war die Vernunft am Ende. Allein das Pathos konnte helfen, das dem alten Rattenfänger Winston Churchill so häufig schon in seinem Leben geholfen hatte. Er beschwor am Ende seiner Rede die rollenden Fluten des Mississippi und verglich das Dahinwogen des großen nordamerikanischen Stromes mit dem ebenso unaufhaltsamen Lauf der Entwicklung. In seinen abgebrühten Hörern ließ er die weihevolle Demut des Niggerliedes vom »Old man River« erklingen, dessen Verse an die Urgewalt des Schicksals gemahnen.

Was Churchill da besang, das war die Kraft des nordamerikanischen Riesen, der jetzt in mehr als einem Sinne Schicksal für die Insel

geworden war. Was er zu wecken suchte, das war ein englischer Wunderglaube an die Rettung, die vom Land der nicht mehr unbegrenzten Möglichkeiten kommen würde. Und was er schließlich in obskuren Worten feierte, das war ein britisches Amerikanertum oder ein amerikanisches Britentum, das in der Welt der Wirklichkeit nur sehr bedingt zu finden ist. Wohl aber gibt es eine Parallelität der beiderseitigen Interessen im weltpolitischen Bereich, und diese hat sich immer wieder als stark genug erwiesen, um beide Völker in entscheidenden Augenblicken alles, was sie trennt und gegeneinander einnimmt, vergessen zu lassen.

Als lange vor dem Jahre 1939 der revolutionäre Charakter der heraufziehenden Weltkrise erkennbar wurde, da waren es die einflußreichen Kreise der Vereinigten Staaten, die der Vernunft im wesentlichen deshalb entgegenwirkten, weil sie nach wie vor auf Gold und freien Handel schworen. Mehr als England dachten sie selber als Partner einer Welt, die England einst — in seiner viktorianischen Blütezeit — gewesen war. Für Roosevelt persönlich bot sich keine Schwierigkeit, sich hinter diese alte Welt zu stellen. Das England seiner Wahl war freilich nicht das England von München, sondern das England Churchills, Edens, Hore-Belishas und Duff Coopers — kurz gesagt, ein kämpfendes, nicht mehr handlungsfreies, von nordamerikanischer Hilfe abhängiges England. Der Bund, der eingegangen wurde, war mit einer Vernunftehe zu vergleichen, deren Partner sich jedoch auf Grund von vielen früheren Verstimmungen von einer ganzen Anzahl innerer Vorbehalte leiten ließen.

England war seinerseits schon lange aus seinem goldenen Zeitalter herausgewachsen. Die Legende seiner Unverwundbarkeit als Insel, der Unfehlbarkeit seiner außenpolitischen Entschlüsse und seiner Beständigkeit im Wandel der Zeiten: Diese Unwägbarkeiten, die seinen Kredit als führende Weltmacht sozusagen erst geschaffen hatten, schienen längst vom Zweifel angenagt. Es war nun einmal

nicht vergessen worden, daß der Weltkrieg nur mit nordamerikanischem Einsatz, mit einem ungebrochenen Frankreich und vielen anderen Bundesgenossen zu Englands Gunsten hatte entschieden werden können. Der Versuch der zwanziger Jahre, das alte Goldsystem in voller Schönheit wiederaufzurichten, war an dem Widerstand der Völker und an dem Wahn gescheitert, daß große nationale Wirtschaftskörper sich für alle Ewigkeit an internationale Ketten legen lassen.

Für britisches Empfinden war die Welt, mit einem Worte, sehr verwickelt und problemreich geworden. Junge, beständig erstarkende Völker suchten sich in ihren eigenen Räumen einzurichten und vor allem: Sie verstanden es, die Summe ihrer verwandten Interessen zu einem eindrucksvollen politischen Kampfinstrument zu schmieden. Dagegen war die Diplomatie des Britischen Reiches gezwungen, mit der Vortäuschung einer Macht zu operieren, die zwar nicht völlig zur Fiktion geworden war, die aber ihre schwachen Punkte schon im Weltkrieg entblößt hatte. Im Mutterlande lauerten die inneren Probleme, die aus der Labour ein regierungsfähiges Parteigebilde machten, und draußen gab es Kolonien, die nach autonomem Recht verlangten. Wohin sich England wandte, sah es Fragen, die es lösen mußte, und jede Lösung war nur eine halbe Lösung, war das kleinere unter vielen Übeln.

Auch das »hands across the sea«, die alte These von dem Bund der englischsprechenden Nationen, war für England schwerlich Herzenssache, sondern eines von den kleineren Übeln. Im letzten Sinn enthielt es ja das Eingeständnis, daß die kleine Insel sich allein nicht mehr befähigt fühlte, das von ihr entwickelte System der Weltbeherrschung aus sich heraus mit ihren finanz- und machtpolitischen Mitteln zu tragen. Das große diplomatische Ringen, mit dem der Krieg von 1939 eingeleitet wurde, stellte England vor die Schicksalsfrage, bei der Suche nach dem Partner, den es nicht ent-

behren konnte, zwischen dem europäischen Festland, dessen Führung durch das Reich nicht mehr verhindert werden konnte, und Nordamerika zu wählen. Die Entscheidung war in doppelter Beziehung antieuropäisch, weil sie lediglich aus überseeischen Motiven getroffen wurde und weil sie von der britischen Kriegspartei herbeigeführt wurde, die ihr Kriegskomplott im Bund mit Roosevelt geschmiedet hatte. Churchills Mutter ist Amerikanerin. Die Presse der Vereinigten Staaten jammerte um Eden, als er Frühjahr 1938 aus dem Kabinett Chamberlain entfernt wurde.

Das Ziel, in dem man sich zusammenfand, war selbstverständlich nicht der demokratische Utopismus, der nach außen hin verkündet wurde, sondern die Fortdauer des angelsächsischen Universalsystems, die zu garantieren Großbritannien allein nicht mehr imstande war. Wie vieles auch die beiden Mächte unterscheiden mochte, gerade als ein weitverstreutes Empiregebilde und als meerumspülter Kontinent ergänzten sie sich weltpolitisch. Dies Bewußtsein, das auch in Amerika verbreitet ist, erlaubte es Lord Lothian, im Winter 1940 die These zu vertreten, daß Britannien die Vereinigten Staaten verteidige. Mit ähnlichen Parolen konnte Roosevelt dann seine Englandhilfe vor dem Volk zu einem nordamerikanischen Selbstinteresse stempeln. Die Seebeherrschung als ein Monopol der englischsprechenden Nationen war zwar durchaus nicht Wunschtraum aller denkenden Amerikaner, wohl aber ist sie jenen einflußreichen und finanzkräftigen Schichten eingeboren, die sich von alters her mit englischem Wesen verwachsen fühlen.

Für diese Kreise war die Behauptung der britischen Seemacht schon im Weltkrieg mit der Verteidigung der nordamerikanischen Interessen gleichbedeutend. Der schwache Vorstoß, den Wilson 1919 am Konferenztisch von Versailles im Sinne einer echten Freiheit der Meere unternahm, ist nicht mit der erforderlichen Tatkraft vorgetragen worden und mußte deshalb scheitern. Als es sich 1915

ernstlich darum handelte, den nordamerikanischen Schiffen freien Verkehr mit den deutschen und neutralen Häfen des europäischen Festlands zu erzwingen, da zuckte Washington vor jeder scharfen Sprache an die englische Adresse zurück. Es beugte sich der britischen Blockadepolitik. Es war im Grunde mit ihr einverstanden. Es hatte sich mit seinen weltpolitischen Zielen schon seit langem auf das britische System verschworen. Wenn Wilson seine Freiheit der Meere, den zweiten seiner Vierzehn Punkte, schließlich nicht zum Ende durchfocht, so kam auch darin nur zum Ausdruck, daß die USA. sich als den stillen Teilhaber eines Weltgeschäfts empfanden, das auf der Existenz der britischen Flotte beruhte.

So ist es bis zur Gegenwart geblieben. Pazifik und Atlantik sind die Flanken der Vereinigten Staaten — zwei weitgedehnte Ozeane, die allein zu decken die verhältnismäßig junge Seemacht Nordamerikas bisher noch nicht imstande war. Als England und die USA. sich 1922 auf die Gleichheit ihrer Flotten einigten, da machte Washington es zur Bedingung, daß die Insel auf ihr altes Bündnis mit Japan verzichten würde. So wurden unbequeme Dritte aus der weltpolitischen Partnerschaft entfernt und die großen ozeanischen Polizistenaufgaben untereinander aufgeteilt. Vor allem sah Amerika sich noch viel enger auf Britannien angewiesen — nicht aus übertriebener Liebe zum »old country«, sondern aus dem alles andere überragenden Interesse an der Flotte Englands. Gerade die streitsüchtige und lärmende Außenpolitik, die Franklin Roosevelt und seinesgleichen seit Anfang 1937 betrieben, bedurfte, um sich voll entfalten zu können, der britischen Bereitschaft im Atlantik.

Die wesentliche Sorge war damit der Insel zugeschoben. Sie kämpfte, als es endlich zum Konflikt kam, zwar um ihre Existenz, doch alles, was von dieser Existenz umschlossen wurde, das ganze Weltsystem der Rohstoffmonopole, der Seekontrolle und der Vorherrschaft des Goldes, der Flottenbasen und des Wirtschaftskrieges

gegen dritte Völker, die ja auch noch leben wollen — das alles war für Roosevelt nicht lediglich ein englischer Besitz: Es war das Reservat der englischsprechenden Nationen überhaupt und damit ganz besonders der Vereinigten Staaten. Ein solcher Partner war nicht etwa unbescheiden. In seinen stillen Stunden träumte er wohl schon von einem großen Erbe, von seiner Führerschaft im Bund der »Englishspeaking Nations«.

## *Vierzig Jahre Deutschland—England—USA.*

Englands Werben um die Gunst der Nordamerikaner ist nicht etwa jungen Datums. Es beginnt bemerkenswerterweise um dieselbe Zeit, in der am Horizont der deutsch-amerikanischen Beziehungen zum ersten Male Wetterwolken sichtbar werden. Das geschieht um die Jahrhundertwende. Damals ist Britannien in seinen Burenkrieg verwickelt und fühlt die volle Wucht politischer und moralischer Vereinsamung. In Persien ist es mit den russischen und im Sudan mit den französischen Interessen zusammengestoßen. Der deutsche Kaiser aber hat mit seiner Krügerdepesche (Januar 1896) offen für die Buren Partei ergriffen. Die öffentliche Meinung aller europäischen Völker steht in Flammen gegen die Insel. In diesem Augenblick erkennt der Brite, daß es nicht mehr lohnt, in einer noch so glänzenden Isolierung zu verharren. Von da ab wird in einem langen Prozeß die Wendung Englands nach den Vereinigten Staaten vollzogen. Es wird zunächst das alte, tief verwurzelte Mißtrauen der Nordamerikaner bekämpft und dann ein weltpolitisches Zusammenwirken auf großer Basis angestrebt. Im Fernen Osten, im amerikanischen Erdteil selber und schließlich in Europa knüpfen sich die Fäden stetig enger, bis es eines Tages möglich wird, daß die Vereinigten Staaten europäische Entscheidungen treffen dürfen.

So alt wie das Bemühen Englands um die Partnerschaft der Nordamerikaner, eine Juniorpartnerschaft natürlich, ist auch die wachsende Entfremdung zwischen dem deutschen und dem nordamerikanischen Volke — zwischen Nationen also, die durch ihre Geschichte, ihre Eigenart und ihre unterschiedlichen Interessen an sich zur liebevollen Pflege einer ungebrochenen Freundschaft bestimmt gewesen wären. Es ist an dieser Stelle angebracht, mit allem Nachdruck zu betonen, daß der antideutsche Kurs der Ära Roosevelt nicht lediglich aus ihrer stets betonten Feindschaft gegen den »Nazismus« erwuchs. Die Gründe liegen tiefer. Einige von ihnen wurden schon genannt, der demokratische Komplex des nordamerikanischen Menschen beispielsweise, der das kaiserliche Deutschland mit der gleichen Ablehnung wie späterhin das nationalsozialistische bedachte.

Entscheidend war indessen die fortschreitende Verflechtung der britischen und nordamerikanischen Interessen seit der Jahrhundertwende. Von England her gesehen, beruhte ihre Unerläßlichkeit geradezu auf der Erkenntnis, daß die Macht des Deutschen Reiches ständig zunehme, und auf der mangelnden Bereitschaft, sich mit diesem zukunftsträchtigen Gebilde paritätisch abzufinden. Seit jenen Zeiten gab es eine nordamerikanische Politik, die einem starken Deutschland deshalb widerstrebte, weil dies starke Deutschland zuerst im diplomatischen Bereich und später mit Gewalt von Großbritannien bekämpft wurde. Mit andern Worten: Der größere oder geringere Spannungsgrad der deutsch-amerikanischen Beziehungen zu irgendeinem beliebigen Zeitpunkt war seit der Jahrhundertwende von der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Großbritannien abhängig geworden.

Das läßt sich mühelos am Ablauf der Geschehnisse erweisen. Von Haus aus waren die Vereinigten Staaten dem deutschen Volk in Freundschaft zugetan. Man wußte um die Förderung der jungen Union durch Friedrich den Großen, dessen Degen als ein Geschenk

bewundernden Respektes an den ersten Präsidenten noch heute auf dem Landsitz George Washingtons, Mount Vernon in Virginia, zu sehen ist. Man wußte ferner um den zeitweilig aufgetauchten Gedanken, den Bruder des Preußenkönigs mit der amerikanischen Königswürde zu betrauen, um die hervorragende Rolle von Männern deutschen Blutes während des Bürgerkrieges und um ihre nie bestrittenen Verdienste bei der Erschließung des Kontinentes. Bis zum Jahre 1870 war das Land im wirklichen Sinne des viel mißbrauchten Wortes deutschfreundlich, und diese Haltung prägte sich auch auf den Universitäten und in manchen deutschen Bräuchen aus, die Eingang ins amerikanische Alltagsleben fanden. Selbst im deutsch-französischen Krieg sympathisierte mindestens die Hälfte aller Nordamerikaner mit der großen Sache der deutschen Einigung. Die Hauptstadt eines der achtundvierzig Bundesstaaten, des mittelwestlichen Norddakota, legte sich den Namen Bismarck zu und hat ihn bis zum heutigen Tage beibehalten. Andere Städte folgten diesem Beispiel.

Auch mit dem jungen Deutschen Reiche blieb das alte herzliche Verhältnis zunächst bestehen. Politisch gab es nur geringe Reibungsflächen, und kulturell war es bedeutsam, daß amerikanische Studenten, wenn sie nach Europa gingen, noch immer deutsche Universitäten bevorzugten, für deren Brauchtum ihr verkümmerter romantischer Sinn sich gern begeisterte. Die ersten Zeichen einer kommenden Verstimmung machten sich dagegen bald im wirtschaftlichen Wettbewerb der beiden Völker geltend. Es war das Schicksal der Vereinigten Staaten und des Reiches, daß sie beide erst erwerben mußten, was andere schon besaßen: Eine leistungsfähige Großerzeugung, Handelskunden in den fernsten Zonen und Kredit für ihre nationale Firma, die ja eben erst emporwuchs. Während England und auch Frankreich sich als äußerst wohlhabende, seit langem renommierte und im übrigen ein wenig altmodische Handelshäuser gaben, brachten Deutsche und Amerikaner eine neue Note in das Weltgeschäft. Sie

waren mit der gleichen jugendlichen Energie geladen, besaßen auch das gleiche Selbstvertrauen und wiesen nur den einen Fehler auf, daß sie überall, wo neue Chancen winkten, einander auszustechen hatten, um das Feld behaupten zu können.

In jenen achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren Politik und Handel engstens miteinander verwoben. Die Sucht nach neuen Märkten zwang die Diplomaten, weiße Flecke auf dem Globus zu erspähen oder aber — dies ist der Fall des nordamerikanischen Überfalls auf Spanien von 1898 — ältere Mächte aus ihrem überlieferten Besitztum zu verdrängen. Wieder waren es das Reich und die Vereinigten Staaten, die zur gleichen Zeit im gleichen Raume nach Interessensphären suchten. Die deutsch-amerikanische Spannung um Samoa (1889) wurde schon im zweiten Kapitel des ersten Abschnitts erwähnt. Und 1898, nach dem nordamerikanischen Gewaltakt gegen Spanien in der Manilabucht der Philippinen, kreuzte neben den Kriegsschiffen andrer Staaten auch das deutsche Ostasiengeschwader unter Admiral Diederichs auf. Das Geschrei, das in der nordamerikanischen Presse über deutsche Absichten auf den Besitz der Philippinen erhoben wurde, erwies sich bald als grundlos, bot indessen für die Vereinigten Staaten den bequemsten Vorwand, selbst die reiche Kolonie als Eigentum zu übernehmen.

Diese Dinge mögen unseren heutigen Blicken weit entrückt sein. Dennoch sind sie äußerst wichtig, weil sie uns den Ursprung aller deutsch-amerikanischen Entfremdung enthüllen. Der spanisch-amerikanische Krieg ist für den weltpolitischen Aufstieg der Vereinigten Staaten von einer Bedeutung gewesen, die in Europa meistens unterschätzt wird, weil sein militärischer Verlauf in keinerlei Verhältnis zu seinen ungewöhnlichen politischen Auswirkungen stand. Von einem Krieg mit vollem Einsatz konnte kaum die Rede sein: Als Gegner zwei Nationen von ungleicher Stärke — im übrigen drei Gefechte, zwei zu Wasser und eins zu Lande, die den Namen kaum verdienten.

Ungeheuer aber der politische Effekt! Durch die Inbesitznahme von Kuba im westindischen Archipel — in seiner strategischen Lage vor dem Isthmus von Panama am ehesten mit Kreta, dem Schlüssel für das Tor von Suez, vergleichbar — und durch die Annexion der Philippinen wurden die Vereinigten Staaten damals mit einem Schlage die beherrschende Macht in Mittelamerika und eine der führenden Mächte in Ostasien. Auch hatte sich der junge nordamerikanische Kontinent der staunenden und keineswegs entzückten Menschheit zum ersten Male mit seinem weltumspannenden Ehrgeiz enthüllt. Die Europäer, die als junge Menschen ihre Kindertränen über der Lektüre von »Onkel Toms Hütte« vergossen oder sich an wildromantischen Trappergeschichten begeistert hatten, lernten plötzlich begreifen, daß ein neues Machtgebilde an die Pforten der Entwicklung klopfte, das auch außerhalb der eignen Lebenszone gehört zu werden wünschte.

An diesem epochalen Wendepunkt der nordamerikanischen Außenpolitik stand Deutschland im Verein mit allen anderen Staaten des europäischen Festlands, Frankreich einbegriffen, innerlich auf seiten Spaniens. Doch war es damals schon bezeichnend, daß die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten ihren leicht erregten Zorn allein auf Deutschland konzentrierte. Die erste Krise zwischen beiden Ländern war gegeben und, was hier besonders interessiert, ein deutliches Produkt der britischen Annäherung an die Vereinigten Staaten, die London eben angebahnt hatte. Davon wird noch zu sprechen sein. Hier genügt es, festzustellen, daß beide, England gegen die Buren und die USA. im Kampf mit Spanien, sich in aggressive Abenteuer eingelassen hatten, die in aller Welt, vor allem aber auf dem europäischen Festland, moralische Entrüstung hervorriefen. Und ferner wird beachtet werden müssen, daß der geistige Einfluß Englands in den Staaten damals schon imstande war, die nordamerikanische Erbitterung allein auf Deutschland zu lenken, anstatt auf

den gesamten europäischen Kontinent, wie es dem wirklichen Zusammenhang entsprochen haben würde.

Was sich in Wahrheit zugetragen hatte, war eine hundertprozentige Kehrtwendung der britischen Außenpolitik in ihrem bis zu diesem Zeitpunkt äußerst reservierten Verhältnis zu den Vereinigten Staaten. Diese würden Spanien schwerlich überfallen haben, wenn sie nicht die englische Deckung besessen hätten, und auch Großbritannien würde kaum den weltpolitischen Vorstoß seiner ehemaligen amerikanischen Kolonien gutgeheißen haben, wenn der Burenkrieg es nicht die Last der Isolierung hätte spüren lassen. In jenen Jahren neigte sich das glänzende victorianische Zeitalter seinem Ende zu: In seinem Zeichen war das Weltreich größer und größer, aber auch die Riesenbürde kaum noch tragbar für das Inselvolk geworden, dessen Führung sich zum erstenmal seit Waterloo nach einem Partner seines nunmehr ausgebauten Weltsystemes umzuschauen begann.

Von diesem Augenblick entarteten die deutsch-amerikanischen Beziehungen immer wahrnehmbarer bis zum ersten Tiefstand der Washingtoner Kriegserklärung vom 6. April 1917, und lediglich die Präsidentenära William Howard Taft (1909—1913) bewirkte eine leichte Entspannung. Desgleichen aber nahm das englisch-nordamerikanische Verhältnis von Jahr zu Jahr in deutlicherer Ausprägung den Charakter einer weltpolitischen Interessengemeinschaft an. Das wachsende englische Mißtrauen gegen die aufblühende Macht des Deutschen Reiches steht jedoch am Anfang dieser beiden Entwicklungsreihen. Die entscheidende Tat der britischen Politik, die uneingeschränkte Anerkennung der nordamerikanischen Machtansprüche in der westlichen Hemisphäre, erfolgt um den Jahresbeginn 1896 nur wenige Wochen nach der Krügerdepesche des Kaisers, die zum ersten Male eine schwere Krise in den Beziehungen zwischen Deutschland und England hervorruft. Es ist nicht möglich, diesen tieferen Zusammenhang zu übersehen.

So belanglos auch der Anlaß heute erscheint, so weittragende Folgen hat er gezeitigt. Zwischen Venezuela und der britischen Besitzung Guayana gab es seit mehr als einem halben Jahrhundert strittige Grenzgebiete. In regelmäßigen Zeitabständen hatte Venezuela mit der Unterstützung Washingtons die Schlichtung dieser Differenz gefordert und England ebenso entschieden eine Schlichtung verweigert. Im Sommer 1895 nun entschloß sich die Regierung der Vereinigten Staaten, an einem derart unscheinbaren Streitfall machtpolitisch die Gültigkeit der Forderung »Amerika den Amerikanern« zu erproben. Sie trat in London in der selbstgekürten Rolle als Schutzmacht des gesamtamerikanischen Erdteils auf, berief sich auf die Monroedoktrin und verlangte eine schiedsrichterliche Lösung der Grenzfrage zu einem nahen Zeitpunkt. England lehnte mit der gleichen Schärfe ab. Doch Washington, das seinen Mut aus Londons europäischen Sorgen schöpfte, witterte die weltgeschichtliche Gelegenheit: Sein sehr energischer und kluger Präsident, Grover Cleveland, bedachte den Kongreß mit einer kriegerischen Botschaft, verkündete die zeitlose Gültigkeit der Monroedoktrin, verlangte Gelder für eine Schlichtungskommission ausschließlich nordamerikanischer Zusammensetzung und drohte, jeden britischen Widerstand gegen die Durchführung des kommenden Schiedsspruchs mit der Sprache der Waffen zu beantworten.

Damit war das überragende Problem des amerikanischen Erdteils aufgerollt. Die Sache schien zum Kriege reif — zum dritten Krieg, den beide Mächte im Laufe eines Jahrhunderts miteinander ausgetragen haben würden. Cleveland hatte klar gesagt, um was es ging: Sein Land erhob den Anspruch, als Schieds- und Führermacht in beiden Amerikas zu wirken. Die Monroedoktrin — bis dahin nur die Lehre, die es europäischen Staaten untersagte, weitere Gebiete in der westlichen Hemisphäre zu erwerben — war jetzt plötzlich auch das Instrument geworden, das es Nordamerika gestatten sollte, eine Art

von panamerikanischer Vorherrschaft zu errichten. Und in dieser Spannung tat Britannien das Unerwartete: Lord Salisbury, der britische Premierminister, lenkte ein. Er selbst und andere Kabinettsmitglieder, Joseph Chamberlain, John Morley und Arthur Balfour, überboten sich in amtlichen Erklärungen, die den rechtsverbindlichen Charakter der Monroedoktrin bestätigten. Eine winzige Ursache und größte Wirkungen: Der venezuelische Grenzstreit wurde selbstverständlich im Sinne Englands geregelt, das aber seinerseits unendlich viel geopfert hatte, indem es seine amerikanischen Interessen dem Führungsanspruch der Vereinigten Staaten in der amerikanischen Erdhälfte unterwarf.

Englands Schwäche war in jenen kritischen Wochen der Jahreswende 1896 offenkundig: Südafrikanische Sorgen, Gegensätze mit Rußland und Frankreich, britenfeindliche Stimmung in aller Welt, Konfliktgefahr mit den Vereinigten Staaten und, was besonders schwer wog, Spannung mit dem Deutschen Reiche nach der Sensation der Krügerdepesche. Aus dieser weltpolitischen Gesamtlage erwuchs das englische Anlehnungsbedürfnis und ist vor allem auch die Partnerschaft des Britischen Reiches mit den Vereinigten Staaten hervorgegangen, die später durch die europäische Einkreisungspolitik der Insel ergänzt wurde. Und weil die englische Entscheidung gegen Deutschland getroffen wurde, datiert von jenem Einschnitt auch die außenpolitische Abkühlung der deutsch-amerikanischen Beziehungen. Das wurde augenfällig schon im Jahre 1902 demonstriert, als Deutschland, Großbritannien und Italien gemeinsam in den Gewässern von Venezuela auftraten, um die dortige Regierung an die Zahlung überfälliger Schulden zu erinnern. Die englische Presse, die schon damals nach der Wirkung ihrer Leitaufsätze in Amerika zu schielen begann, erhielt den Auftrag, abzurücken von der klüglich eingefädelten Aktion. Italien wurde kaum beachtet. Die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten sah sich also aufgefordert, die ganze wohlgefüllte

Schale ihrer Empörung über Deutschland auszugießen, das genau wie in der Gegenwart als Todfeind aller amerikanischen Republiken abgestempelt wurde.

Seither ist das deutsch-amerikanische Verhältnis im eigentlichen Sinne stets belastet geblieben — es sei denn, daß man die wenigen Jahre nach dem Weltkrieg ausnimmt, als sich Washington dazu herbeiließ, der Republik von Weimar ihre demokratische Wohlanständigkeit zu bescheinigen. Zumal die Freundschaft der Neuyorker Presse war nicht echt. Wo sie sich äußerte, da wurde sie auch stets mit Seitenhieben gegen das militärische, ewig unzufriedene und säbelrasselnde Deutschland verbunden, das nun endlich, wie man hoffen dürfe, für die Zukunft ausgeschaltet sei. Das »nationalist Germany«, was immer man sich dabei denken mochte, erschien der Aufsichtsführung am Neuyorker Times Square sehr verdächtig. Es konnte auch bedenklich stimmen, daß ein jeder Zuspruch aus den Staaten auf den lauten Beifall jener deutschen Kreise stieß, die als die Künder einer schrankenlosen Amerikanisierung europäischer und deutscher Sitten tätig waren. Gerade damals hat es sich bestätigt: Nur ein Deutschland, das sich seinem eigenen Wesen entfremden würde, war vom Yankee wohlgelitten.

Das zeigte sich besonders bei der ersten Präsidentschaftskandidatur des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Der Name schon genügte für die nordamerikanische Presse, um sofort ihr ganzes Repertoire an Stimmungsmache gegen Volk und Reich der Deutschen abzuleiern. Die Herzlichkeit, die ein Jahrhundert lang die Menschen beider Völker miteinander verbunden hatte, war längst vom Lärm der Politik und Propaganda überdeckt, und zwar durchaus nicht erst seit 1933. Die drei Jahrzehnte seit der Schicksalswende 1895/96 hatten ihre tiefen Spuren in das Denken der amerikanischen Bevölkerung gesenkt: Aus den beiden englischsprechenden Mächten, die um einer mittelamerikanischen Grenzfrage willen am Rande des bewaffneten Konfliktes

gestanden hatten, war so etwas wie ein Bund der englischsprechenden Nationen geworden, der im Weltkrieg, selbst die Welt beherrschend, Deutschlands sogenannte Weltbeherrschungspläne abgewiesen hatte. England tat sein mögliches, um die nordamerikanische Atmosphäre mit seinen eigenen Denkgewohnheiten und Vorurteilen zu durchtränken.

Wir kennen nun den Ursprung dieser englisch-nordamerikanischen Partnerschaft und wissen auch, warum sich beide Mächte finden konnten. England hatte einen Teil der Bürde seines Weltgeschäftes auf die kräftigen Schultern des jungen Kontinentes abgeladen, der weniger gefährlich als europäische Rivalen schien und auch den Vorzug aufwies, daß seine Menschen, wenn schon überwiegend nicht von angelsächsischer Rasse, dennoch Englisch sprachen. Wenn London auch den Führungsanspruch der Vereinigten Staaten in der amerikanischen Erdhälfte anerkannt hatte, es hatte nichts umsonst gegeben. Im Ausgleich wurde die Zusammenarbeit der beiden Mächte in Ostasien begründet — die Politik der Offenen Tür, die Englands Industrie die Märkte Chinas öffnete. Und während Nordamerika den großen Beschützer der iberoamerikanischen Republiken spielte, war es England möglich, in aller Stille seinen argentinischen Handel auszubauen. England deckte die Vereinigten Staaten in ihrem Kriege gegen Spanien als einzige von allen Großmächten, und Nordamerika stand ein Jahr später (1899) — ebenfalls als einzige Großmacht — im Burenkrieg geschlossen hinter London. Und auf der Konferenz von Algeciras (1906) war die Stimme Washingtons vielleicht die mächtigste Stimme, die gegen Deutschland in die Urne geworfen wurde.

An anderer Stelle haben wir bereits die mannigfachen Gegensätze geschildert, die nach dem Weltkrieg zwischen beiden Mächten immer wieder auftauchten. Es war nicht nur politisches Gezänk. Die große Linie aber wurde beibehalten. Das war auch gar nicht anders zu erwarten. Wie hier geschildert wurde, war der weltpolitische Aufstieg

der Vereinigten Staaten mit und seit dem spanisch-amerikanischen Kriege unter Förderung von seiten Englands erfolgt. Die neue Weltmacht hatte sich damit dem britischen System verpflichtet. In allen Weltteilen trat der Bund, der keineswegs ein Bund der Herzen war, als Träger von verwandten Wünschen und Gedanken in Erscheinung, bis ihn die Gegenwart als Gegner allen Fortschritts erleben mußte. Auch das war nur natürlich.

Folgerichtig war es endlich, daß den jüngeren der beiden Partner mit der Zeit der wachsenden Reife eines Tages selbst der Ehrgeiz packen mußte, seinerseits die erste Geige zu spielen. Wie jedoch der Brite seinen Yankee sieht, mit welcher Kur er ihn behandelt, und welche Widerstände ihm in USA. entgegenwirken, das wird uns weiterhin beschäftigen.

# ENGLAND ÜBERFREMDET NORDAMERIKA

I

## *Die englische Partei in USA.*

Sehr viel mehr als Völker, die verwandtes Blut und tausendjähriges Erleben formte, bedarf die Welt Amerikas der derbsten Mittel, um vor sich selbst als eine geistige Einheit zu bestehen. Krieg und Schlachten, große Heldentaten und Triumphe haben selten nur den Anstieg seiner Macht begleitet. Was den USA. im Laufe der Jahrzehnte an Gebiet und Reichtum, an Geltung oder Einfluß zugewachsen ist, das hat mit einem Mindestmaß an Einsatz gewonnen werden können. Doch eben deshalb, weil die militärischen Triumphe nur dünn gesät sind, wird die patriotische Werbetrommel mit besonderer Lautstärke gerührt. Es gilt ja auch, so viele Menschen in »Amerikaner« zu verwandeln, die nach Blut und Denken herzlich wenig dafür mitbringen. Wohl keine Presse kann sich im Verkehr mit anderen Ländern wilder als gerade die amerikanische gebärden. Wohl keine Politik als die der USA. erscheint gefühlsbetonter, sobald es ihr gelungen ist, sich einen eingebildeten Gegner aufs Korn zu nehmen.

Das haben, merkwürdig genug, das Reich sowohl wie England zur Genüge erfahren. Nicht immer ist das deutsche Volk der ewige Gegenstand der nordamerikanischen Abneigung gewesen. Nicht immer hat der Patriotismus des werdenden Yankee, den die Schule zum kompletten Bürger normt, sich an dem Namen General Pershings, des Oberbefehlshabers im Weltkrieg, oder an den Kämpfen seiner nordamerikanischen Truppen bei St. Mihiel und Chateau-Thierry empordrillen lassen. Die antideutsche Tradition des Waffenruhmes der Vereinigten Staaten ist jungen Datums. Sehr viel älter ist die antibritische Tradition. Sie ist in 122 von den 165 Jahren nordamerikanischer Selbständigkeit sogar die einzige Tradition gewesen, an der sich der amerikanische Patriotismus nähren konnte.

Wer waren auch die Gegner der Vereinigten Staaten in ihrer jungen Geschichte? — Zunächst die eigenen Landsleute. Das weitaus blutigste Geschehen, das dem Lande je beschert wurde, war ein Bürgerkrieg, und niemand ist geneigt, Familienstreitigkeiten glorreich auszuschmücken. Der Überfall auf Mexiko (1846), ein sehr viel schwächeres Land, so siegreich und gewinnvoll er verlaufen war, erschien noch weniger geeignet als Symbol für heldisches Erleben. Und daß der Weg nach Westen mit den Spuren ausgerotteter Indianerstämme gezeichnet war, erweckte höchstens Mitleid mit den Opfern überlegener Waffen. Nur eine Macht von Rang blieb also übrig, um die Jugend der Vereinigten Staaten an den Taten ihrer Ahnen zu begeistern: England. In siebenjährigem Kampfe hatte die Unabhängigkeit des Landes gegen die Hilfstruppen der fernen Insel erzwungen werden müssen, und von dem zweiten Krieg mit Großbritannien (1812) erzählten die beachtlichen Erfolge der jungen nordamerikanischen Flotte.

Es ist kein Zweifel: England hat dem Volke der Vereinigten Staaten durch mehr als hundert Jahre als natürlicher Gegner, ja, als Erbfeind gegolten, und wenn sie dennoch später Seite an Seite

marschierten, so sagt das keinesfalls, daß jene Tradition nicht lebhaft weiterwirkt. Unvergessen ist es beispielsweise, daß die Loslösung der Südstaaten während des Bürgerkrieges tatkräftig von der britischen Regierung begrüßt und gefördert wurde, und daß ein führender Engländer der damaligen Zeit, Sir Edward Bulwer Lytton, das von ihm erhoffte Auseinanderfallen der Union mit den bezeichnenden Worten willkommen hieß: »Die Lostrennung wird glückliche Ergebnisse für die europäische Sicherheit und die amerikanische Gesittung mit sich bringen. Wie eine drohende Gewitterwolke würde Amerika über Europa gehangen haben.« Dies und vieles andere hat das Urteil des Amerikaners über England bilden helfen, zumal das Schulbuch seines Landes die Geschichte zwar frisieren, aber nicht verfälschen kann.

Dennoch hat das Volk der USA. sich auch im zweiten Krieg Britanniens gegen Deutschland die Parole aufdrängen lassen, daß die Ziele Englands auch die Ziele der Vereinigten Staaten seien. Wo der Deutsche sich der alten Wahrheit erinnerte, daß keinem Volk geholfen wird, das sich nicht selber hilft, da sollte sich der Nordamerikaner sagen, daß es seine Schlachten wären, die von Großbritanniens Flotte geschlagen würden. Allen Ernstes sollte er auch glauben, daß es niemals eine Unabhängigkeitserklärung gegeben haben würde, wenn nicht einige Jahrhunderte früher die englische Magna Charta das Tor für allen demokratischen Fortschritt geöffnet haben würde. Er sah sich also vor die Forderung gestellt, dahinzugeben, was ihm sein Amerikanertum bedeuten konnte: Die Freiheit eines großen Kontinentes von allen äußeren, vor allem englischen Einflüssen und seine Unabhängigkeit im geistigen, politischen und wirtschaftlichen Sinne.

Man wird sich immer wieder nach den Gründen fragen, die es England in Vergangenheit und Gegenwart als aussichtsreiches Unternehmen erscheinen ließen, einen großen Kontinent zu überfremden,

der im Ringen gegen England unabhängig wurde, und dessen weiße Menschen bestenfalls zu einem Viertel englischen Blutes sind. Der Blutsanteil der Deutschen ist bestimmt nicht kleiner. Das deutsche Element gehört auch ebenso dem Urstock an wie das der Engländer, Iren und Schotten. Wenn die ersten Puritaner schon um 1630 über Boston nach Neuengland strömten, so siedelten sich die ersten Deutschen, die ihre pfälzische Heimat gleichfalls wegen religiöser Schwierigkeiten verlassen mußten, im ersten Teil des achtzehnten Jahrhunderts in Pennsylvania an. Für nordamerikanische Begriffe ist auch dies ein sehr alter Stammbaum. Aus Germantown, der deutschen Gründung, sind große Teile Philadelphias hervorgegangen. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung machten die »Pennsylvania Dutch« — die Umgangssprache nennt den Deutschen auch noch heute vielfach »Dutch«, obwohl das Englische damit den Holländer bezeichnet — die Hälfte der Bevölkerung des Staates aus, in dessen Hauptstadt die Union begründet wurde. Die Überlieferung berichtet, daß die Minderheit nur einer Stimme das Inkrafttreten eines Gesetzes verhindert hat, das die deutsche Sprache zur Staatssprache von Pennsylvania gemacht haben würde.

Eben dies ist allerdings die Eigenart der nordamerikanischen Entwicklung, daß die Führerschicht des Landes sich von je zunächst aus Menschen englischen oder schottischen Bluts rekrutierte, und daß ihr Denken sich am Lebensstil der Insel formte. Nur einer von den 31 Präsidenten, Herbert Hoover, stammt von deutschen Vorfahren des Namens Huber ab. Drei weitere sind holländischen Ursprungs. Alle andern 27 Präsidenten weisen englische, schottische oder — im Falle Thomas Jeffersons — wallisische Ahnen auf. So ist die Oberschicht des Landes sehr viel englischer geprägt, als es die Mischung der Bevölkerung und selbst des Urstocks eigentlich erfordern würde.

Sprache und politische Entstehung der Vereinigten Staaten erklären diese immerhin erstaunliche Erscheinung. Wenn der Waffenruhm Amerikas im Ringen gegen England begründet wurde, so war doch alles, was den Aufstand geistig trug, aus englischem Denken geboren. Englisch waren auch die Traditionen aus den anderthalb Jahrhunderten kolonialer Abhängigkeit, war die Rechtsverfassung, war in vielen Teilen das Kirchenwesen, war die Vorstellung des Fair Play, war das Brauchtum und vor allem anderen die Sprache. Es wurde vieles zwar verwandelt, vergröbert und amerikanisiert, doch konnte es auch später seinen Ursprung nicht verleugnen, als millionenhaft aus aller Welt ein Menschenstrom sich in das Land ergoß, der kaum noch umgeschmolzen werden konnte.

Gerade weil das »alien element« (das »fremde Blut«) mit seinem zahlenmäßigen Gewicht den Urstock zu erdrücken drohte, wurde es modern, die alten Ahnenreihen durchzustöbern. So gab und gibt es einen nordamerikanischen Snobismus, der sich exklusiver als die Lords und Grafen europäischer Zonen aufführt. Handelt es sich um Menschen englischen Blutes, dann werden sie die Hälfte ihres Vermögens für den Nachweis geben, daß ihr Vorfahr auf der »Mayflower«, dem Schiff der ersten puritanischen Auswanderer, herüberkam. Andere sind glücklich, in diesem Kreis erlauchter Uramerikaner geduldet zu werden. Das Beispiel Wendell Wilkies, des Präsidentschaftskandidaten vom November 1940, hat in dieser Hinsicht traurige Berühmtheit erlangt als eines Mannes, den seine stolze Abkunft von einem deutschen Achtundvierziger durchaus nicht davon abhielt, im Dienst und Sold des Hauses Morgan gegen die Heimat seiner Ahnen weniger amerikanische, was wohl verständlich gewesen wäre, als englische Interessen wahrzunehmen.

Das alles ist der feste Grund, auf dem sich England in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren mit ständig steigendem Erfolg bemühte, zum mindesten politisch wieder auszugleichen, was ihm der Abfall

seiner ehemaligen Kolonien entrissen hatte. Es darf sich ja auf eine Art von englischer Partei im Land stützen — eine dünne Oberschicht, in der die Mitgliedschaft durch sehr viel Geld und Zugehörigkeit zum Urstock der Bevölkerung erworben wird. Wer etwas auf sich hält, bekennt sich selbstverständlich auch zur Episcopal Church, die auf amerikanischem Boden die Hochkirche der englischen Aristokraten vertritt. Sein Reichtum wird es ihm gestatten, mit den Angehörigen der britischen Botschaft in Washington auf Fuchsjagd zu gehen, seine Söhne nach dem Vorbild Etons erziehen zu lassen und in seiner ganzen Lebensweise den ungeschriebenen Gesetzen der High Society in London zu folgen. In einem Lande, dessen Städte von den überschüssigen Elementen balkanischer, levantinischer und noch viel östlicherer Länder wimmeln, ist er, wie sich denken läßt, geschmeichelt von der Tatsache, auch nach englischen Begriffen als gesellschaftsfähig zu gelten.

Durch diese vielverschlungenen Kanäle strömt der englische Einfluß ständig in das Land. Die »Englishspeaking Union« ist sein wichtigstes Organ, im Weltkrieg schon gegründet und mit einem Mann vom Range Balfours als erstem Präsidenten ganz beharrlich in die Breite gewachsen. Ein Politiker und früherer nordamerikanischer Präsidentschaftskandidat wie John W. Davis, der die Vereinigten Staaten auf vielen Konferenzen vertreten hat, bekannte Zeitungsverleger, der Hauptschriftleiter der »New York Times«, führende Persönlichkeiten des nordamerikanischen Rundfunks und ganz besonders Angehörige des Hauses Morgan haben nach dem Weltkrieg im Vorstand der Union gewirkt, die weithin propagierte Banketts veranstaltet, den geistigen Austausch zwischen beiden Völkern pflegt und unermüdlich an der Arbeit ist, um das eingewurzelte Mißtrauen zu bekämpfen, das in der Seele ungezählter Nordamerikaner gegen ihren alten »Erbfeind« England schlummert.

Auch die beiden Organisationen, die im Weltkrieg und dann 25 Jahre später als erste die amerikanische Begeisterung für das Ringen Englands zu entfachen suchten, sind von den Vertrauensmännern der Wall Street gegründet und mit deren Gelde finanziert worden. Die »Security League« von damals fühlte lediglich das Bedürfnis, sich 1940 den veränderten Verhältnissen entsprechend die neue Firma »Committee to Defend America by Aiding the Allies« zuzulegen. Die Regisseure aber waren großenteils die gleichen — der internationale Anwalt Coudert beispielsweise, der im Weltkrieg als Rechtsberater der britischen Botschaft wirkte, der Kriegsminister Henry Stimson sowie die führenden Männer des Hauses Morgan, John Pierpont Morgan und Thomas W. Lamont. Die Bindung zwischen der Londoner City und der Wall Street war zu eng, als daß sie nicht auch ihr politisches Gepräge hätte haben müssen. Dasselbe Weltsystem des Goldes und der Rohstoffmonopole einte beide. Es führte in der Notzeit einer internationalen Spannung auch die beiden Lager der Wall Street zusammen, die alten »englischen« Häuser und die ähnlich starke jüdische Gruppe, an der Spitze die Bankfirmen Kuhn, Loeb & Co., Lehman Brothers und James Speyer, die Lewisohn- und Guggenheiminteressen.

Wenn England immer wieder hoffen durfte, die Politik der USA. in eine Dienerin der eigenen Interessen zu verwandeln, so waren es die oberen Zehntausend, die Hochfinanz und auch die geistigen Führerschichten der Vereinigten Staaten, kurz gesagt, die englische Partei des Landes, die ihm dabei als Vorspann dienten.

## *Der amerikanische Minderwertigkeitskomplex*

Im Frühjahr 1938 hatte Roosevelt einen neuen Botschafter am Hofe von St. James zu bestellen. Es war bereits bekanntgeworden, daß die Wahl des Präsidenten auf einen seiner alten Freunde und Vertrauten,

den reichen Südstaatler Joseph Kennedy, gefallen war. Nun ist es für die Nordamerikaner immer schon ein ganz besonderes Ereignis gewesen, wenn ein Personenwechsel auf dem Londoner Posten stattfand. Gerade dort will sich das Land von seiner besten Seite zeigen, nur sind die Meinungen von je darüber geteilt, ob im Verkehr mit Briten Klugheit oder Prachtentfaltung, äußere Reserve oder Eigenstolz von größerem Nutzen für die nordamerikanischen Interessen sind.

1938 schien es schon zu kriseln in der Welt. Kein Wunder also, daß der neue Mann in beiden Ländern lebhaft debattiert wurde. Mit unverfälschtem Schmunzeln druckte nun die Londoner Presse einen offenen Brief, den General Hugh Johnson, ein enger Mitarbeiter Roosevelts in dessen ersten Präsidentenjahren und später sein erklärter Gegner, soeben an den neuen Botschafter gerichtet hatte. Es war ein sehr amerikanisches Dokument, betont amerikanisch auch in seiner Sprache, die offenkundig darauf zielte, den königlichen Purpur von »Sinjims« (so würden wohl die Lippen eines Texas Ranchers das Wort »St. James« zerkauen) mit yankeehaftem Demokratentum zu treffen. Es wimmelte von unbeschwertem Slang in diesem prächtigen Briefe, und der Verfasser war darauf versessen, mit seinem knalligen Mutterwitz und seiner grobkörnigen Ausdrucksweise den sehr blasierten Ton von Oxford zu verhöhnen: Tu es nicht, Joe, nimm den Posten nicht an! Ich warne dich, dir dieses Ding von ihnen andrehen zu lassen — »to let 'em slip that one over on you, Joe!« Das Amt in London sei ein »frosted-cake job« — kalt und ungemütlich wie eine Eisbombe. Ebensowohl sei es geraten, den Boxer Dempsey eine große Pariser Modefirma leiten zu lassen. Vor allem aber seien die Briten allzu schlau und verschlagen:

»Laß dich nicht auf diese Redensarten von dem plump beherzten, mit seinen beiden Fäusten begabten Amerikaner ein, der sich darum

bemühen soll, das diplomatische Geschäft um eine neue Note ungeschminkter, freier und gewürzter Redlichkeit zu bereichern. Genau so kann man auch versuchen, den Black Bottom mit einer neuen Note auszustatten oder aus einem Kriegstanz der Apachen ein Menuett zu machen... Glatter Humbug ist das übrige Gerede vom gerissenen, alterfahrenen Yankeekaufmann, der es seinem britischen Onkel beibringen soll, wie man den Dotter aus den Eiern saugt. Zeig mir auch nur einen einzigen Fall, wo es einem von euch Yankeehändlern geglückt ist, sich aus einem Konkurrenzgeschäft mit jenen Babys herauszuwinden, ohne sehr viel mehr als seine Unterwäsche zu retten — zeig mir einen!«

Die Sorge Johnsons war in diesem Falle nicht berechtigt. Kennedy hat in den wenigen Jahren seiner Londoner Botschaftertätigkeit nicht einen Augenblick vergessen, daß er amerikanische Interessen zu vertreten hatte. Er dachte durchaus unabhängig, und eben deshalb wurde er im Winter 1940 zurückberufen, als sich ergab, daß er nicht jederzeit nach Churchills Pfeife tanzen wollte. Man hatte ihn in London wie jeden einflußreichen Yankee umschmeichelt: Kennedy im Kreise seiner vielen Kinder, Kennedy beim Golfspiel, Kennedy in Downing Street und Kennedy in seinem Arbeitszimmer — kaum ein Tag verging, wo nicht sein Bild die Blätter Londons geschmückt hätte. Und dennoch blieb er fest und unbestechlich — ein Amerikaner, der dem Volke der Vereinigten Staaten diente und nicht unbedingt der Überzeugung war, daß solch ein Wirken Englandhörigkeit erfordert.

In der langen Reihe der amerikanischen Politiker und Diplomaten, die für ihr Land in London tätig waren, hat er das feste und gesunde Mittelmaß verkörpert. Er dienerte vor keinem Lord und König, doch lag es ihm auch fern, bombastisch sein Amerikanertum herauszukehren. Dies letzte tat ein anderer, Charles Dawes, der auf der Höhe seines kurzlebigen Finanzruhmes stand, als er die Botschaft

in London übernahm. Er präsentierte sich als Originalbild eines Yankees und suchte mit den Umgangsformen von Chikago aufzufallen. Den Gegentyp vertrat der Weltkriegsbotschafter der Vereinigten Staaten beim britischen Hofe, der neuenglische Verlagsbuchhändler Walther Hines Page, den schon sein Blut und Bildungsgang in jedem Staatsmann oder Peer von England die Erfüllung menschlicher Vollkommenheit erblicken ließen. Er verfälschte alle Instruktionen seines Staatssekretärs in Washington, sobald sie nicht dem englischen Wunsch entsprachen. Er war entzückt, wenn ihm von Sir Edward Grey gestattet wurde, ihn bei der Widerlegung irgendwelcher amerikanischen Einwände zu beraten. Kultur und England waren ihm gleichbedeutend, desgleichen Hunnentum und Deutschland.

Wie erklärt sich diese innere Unsicherheit, die wohl den meisten Nordamerikanern eignet, sobald sie im Verkehr mit Briten stehen? Erschöpfend wird sich eine solche Frage nie beantworten lassen. Das Volk als Ganzes ist nicht angelsächsisch, obwohl es seine Führerschichten häufig sind und, wo der Nachweis schwierig ist, es gerne scheinen möchten. Die Masse pocht auf ihre echte oder eingebildete Gleichheit und reibt sich immer wieder an der Arroganz, mit der ein Brite sich ein wenig fröstelnd dem echten Yankee nähert. Ihr Slang, der für das englische Ohr wie ein Jargon von Asphaltherkunft klingt, scheint ihr noch viel gewürzter von der Zunge zu fließen, sobald ihr irgendwo der Tonfall Oxfords begegnet, der für das nordamerikanische Gehör die Summe aller Anmaßung bedeutet. Im Schauspiel, auf der Leinwand und im Witzblatt ist es an der Tagesordnung, den Engländer im Zerrbild darzustellen. Man lacht darüber mit Vergnügen, obwohl man ihn so häufig und so gerne nachäfft. Was irgendwo in Oklahoma oder Tennessee Gesellschaft heißt, erstirbt in Ehrfurcht vor dem Abgeordneten, Professor oder Lord aus London, der ihre hinterwäldlerische Gegend eines Vortragsabends würdigt. Das Knie,

das je den Knicks vor Englands Throne machen durfte, verheißt dem Girl, das es besitzt, die glänzendste Partie.

Sind es Minderwertigkeitsgefühle, die mindestens bis an die Schwelle unserer Gegenwart die große Mehrheit aller Nordamerikaner zwischen den Extremen schwanken ließen, wo immer es geboten schien, sich mit der Politik, dem Brauchtum und dem Wesen Englands auseinanderzusetzen? Ist es der Zwiespalt im amerikanischen Leben, die englische Gesinnung einer einflußreichen Führerkaste und ihr entgegenwirkend der Eigenstolz des nur amerikanischen, seit langem eingesessenen Menschen, was diese Zwitterhaftigkeit des Urteils über England möglich macht? Mit Sicherheit steht eines fest: Was Johnson sich mit Witz und Galle in seinem Brief an Kennedy von der Seele rang, ist auch die Sorge vieler anderer Amerikaner. Es ärgert sie, daß allzu viele ihrer Landsleute, wo es die USA. und England angeht, nicht jene Unabhängigkeit des Geistes an den Tag legen, die der politischen Unabhängigkeit und Stellung ihres Kontinentes entsprechen würde.

Die wachsende Bedrängnis Englands, die ja lange schon vor 1939 sichtbar wurde, hat natürlich auch das englische Verhältnis zum Amerikanertum beeinflußt. Es war gewiß erstaunlich, daß der englische König noch vor Kriegsausbruch das Weiße Haus besuchte. Noch unerhörter für die alten britischen Begriffe schien es, daß die Londoner Behörden am 4. Juli 1941, dem Tag der Unabhängigkeitserklärung (der Independance Day ist Feiertag in USA.), auf ihren Dächern die Sterne und Streifen setzten. Ob Willkie oder Hopkins als persönliche Vertraute ihres Präsidenten, ob Winant als der Nachfolger des Botschafters Kennedy, sobald sie sich im Unterhause zeigten, hielt sich die Regierung für verpflichtet, in schmeichelhaften Worten das Lob der USA. und ihrer hohen Abgesandten zu singen. Das hat es niemals vorher in der englischen Geschichte gegeben.

Und niemals hat es England innerlich den USA. verziehen, daß sie sich politisch vom Mutterlande trennten. Was sich drüben an Eigenem gebildet hat, was dort auf zivilisatorischem Gebiet geleistet wurde, und was sich dort — vor allem auch durch deutschen, skandinavischen und holländischen Beitrag — an neuen, wirklich nur amerikanischen Wesenszügen formte, das alles wird der Brite, wenn das Schicksal ihn nicht dazu zwingt, aus freien Stücken niemals anerkennen wollen. In seinem tiefsten Herzensgrund kann er die dreizehn Kolonien nicht vergessen. Das Märchen von den »beiden« angelsächsischen Mächten ist nur eine andere Form des nie erlöschenden Bemühens um die englische Überfremdung der Vereinigten Staaten. Auf diesem Wege wurde eine neue und höchst bedeutsame Etappe erreicht, als Churchill im Dezember 1941 bei seinem Besuch in Washington den nordamerikanischen Bundessenat mit einer Ansprache beglückte, die den unabhängigen Kurs der nordamerikanischen Außenpolitik von 1919 bis etwa 1936 scharf verurteilte und unverhüllt auf eine engere Vereinigung der beiden englischsprechenden Mächte abzielte: »Wenn wir nach dem letzten Krieg zusammengehalten, wenn wir gemeinsame Maßnahmen für unsere Sicherheit getroffen hätten, so wäre diese Erneuerung des Kriegsfluches niemals auf uns gefallen. Sind wir es nicht uns selbst, unseren Kindern und der Menschheit schuldig, daß diese Katastrophe uns nicht ein drittes Mal überfällt? — Ich will sagen, daß derjenige mit Blindheit geschlagen sein muß, der nicht sehen kann, daß hier in Washington große Pläne ausgearbeitet werden, deren getreue Diener zu sein wir die Ehre haben. Es ist uns nicht gegeben, in die Geheimnisse der Zukunft zu blicken. Jedoch bekenne ich, daß meine Hoffnung und mein Vertrauen unerschüttert sind, daß in künftigen Tagen das britische und nordamerikanische Volk für ihre eigene Sicherheit und zum Besten aller zusammenwandeln werden.«

Ein britischer Premierminister im Oberhause der Vereinigten Staaten als Künder einer dauernden Gemeinschaft der beiden englischsprechenden Mächte, womöglich ihrer künftigen Verschmelzung! Es war das Zeichen einer neuen Ära auch in den britisch-nordamerikanischen Beziehungen. Was Churchill — wenn auch nicht mit diesen Worten, so doch dem Sinne nach — den Senatoren Nordamerikas im Beisein ihres Präsidenten als britisches Programm des neuen, zweiten Waffenbundes der beiden englischsprechenden Mächte enthüllte, das war im Grunde nur die Krönung der Entwicklung, die England und die englische Partei in USA. durch vier Jahrzehnte zielbewußt und bald in stiller Arbeit, bald durch laute Propaganda gefördert hatten. Es hieß, vom Standpunkt des amerikanischen Volkes und im Lichte seines staatlichen Werdeganges: Auslöschung des Jahres 1776 und Verzicht auf eine Politik der echten Unabhängigkeit vom britischen Interesse.

Durch den spanisch-amerikanischen Krieg wurden die ersten Pfeiler aus der antibritischen Tradition der USA. gerissen. Die Jugend konnte nun von Kuba und den Philippinen schwärmen. Sie brauchte nicht mehr bloß von Washington zu hören, wie er mit seinen Truppen den Delaware überquerte, um England aufs Haupt zu schlagen. Dann kam der Weltkrieg, und zum ersten Male, wenn auch auf beiden Seiten keineswegs in ungetrübter Kameradschaft, ging der Yankee mit dem Briten in den Kampf. Der Gegenwart indessen blieb es vorbehalten, daß in Nordamerika ein Buch zu massenweiser Verbreitung gelangte, dessen klarer Zweck es ist, Geburt und Kämpfe der amerikanischen Unabhängigkeit aus ihrer Tradition von mehr als anderthalb Jahrhunderten herauszulösen. Der Held, der diesem Werk »Oliver Wiswell« von Kenneth Roberts auch den Namen gab, ist einer der vielen Loyalisten, von denen die Geschichte jener welthistorischen Epoche berichtet. Sie gaben nach der Unabhängigkeitserklärung ihre neuenglische Heimat auf, weil ihre Treue Englands

König galt, und weil sie mit der neuen Republik sich nicht befreunden konnten. Das ist es, was wir englische Überfremdung der Vereinigten Staaten nannten. Die Väter der Verfassung werden zu Rebellen gestempelt, weil sie Nordamerika begründet haben, und die Loyalisten umgefälscht in Helden, weil sie Briten bleiben wollten.

In manchem Bürger der Vereinigten Staaten schlummert heute noch die loyalistische Gesinnung. Wir sprachen von der englischen Partei der reichen Führerschicht. Sie ist indessen nicht das Volk. Dies Rassenungetüm, das man als nordamerikanische Nation bezeichnet, denkt vielfach so wie Johnson oder seinesgleichen. Doch was es denkt, hat nicht verhindern können, daß die kleine, aber zielbewußte Führerschicht zum zweitenmal in fünfundzwanzig Jahren das Land dem englischen Interesse einzuordnen wußte.

# ÜBERSTAAT UND WELTPOOL

## *Der britische Völkerbund*

Wenn an den Anfang unseres dritten Abschnitts das Churchill-wort vom »Old man River« gesetzt wurde, geschah es deshalb, weil in diesem Bilde der Gedanke einer künftigen Fusion des Britischen und nordamerikanischen Reiches anklang. Unaufhaltsam wie der Lauf des Mississippi, so hatte es geheißen, würde die Bewegung beider Reiche zueinanderstreben. Was sich in dem Ausspruch kundgab, war zunächst die nackte Not der Insel nach dem Fall von Frankreich. Neu indessen war ein solches Trachten Englands nach amerikanischen Bezirken nicht. Immer ist es, wie wir sahen, seit dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, dem letzten englischen Versuch, durch Spaltung der Union das »Unglück« ihrer Unabhängigkeitserklärung gewaltsam wiedergutzumachen, britisches Bestreben geblieben, in friedlicheren Formen zueinanderzuführen, was durch die Torheit eines Königs voneinander getrennt wurde. Echte britische Imperialisten wie Cecil Rhodes hatten schon vor der Jahrhundertwende den Gedanken eines angloamerikanischen Weltblocks auf ihr Banner geschrieben. Und Gladstones Nachfolger als Premierminister, Lord Roseberry (1894 bis 1895), hielt eine sehr berühmt gewordene Rede, in der sogar bereits

die mögliche Verlegung des Reichssitzes auf die amerikanische Halbkugel erträumt wurde:

> »Es würde die feierlichste Machtübertragung sein, von der die Geschichte der Menschheit weiß. Unsere Einbildungskraft vermag sich kaum diese Prozession über den Atlantischen Ozean auszumalen — den größten Souverän auf der größten Flotte, Minister, Regierung und Parlament in dem Augenblick, wo sie sich festlich nach der andern Hemisphäre begeben, nicht wie jene portugiesischen Monarchen, die unter dem Druck der Notwendigkeit nach Brasilien auswanderten, sondern unter dem Jubel der Neuen Welt.«

Was derlei Äußerungen seit mehr als vier Jahrzehnten möglich machte, das war zum Teil der Wunsch, den 4. Juli 1776 um seinen nordamerikanischen Sinn zu betrügen, ihn gleichsam umzufälschen in einen Irrweg, der die Welt der englischsprechenden Nationen nur eine Weile von den gottgewollten Bahnen ihrer weltpolitischen Bestimmung abzudrängen vermochte. Ferner kam darin die Sorge einer Insel zum Ausdruck, die überseeisch Rückendeckung brauchte, wofern sie immer noch entschlossen war, sich auf dem Festland gegen jede stärkste Macht zu wenden. Die klugen Leute Englands sahen lange schon voraus, was diese Politik vielleicht einmal bedeuten könnte: Die Isolierung Englands von Europa nämlich, wofern die stärkste Macht des Kontinentes sich auch im Kampf der Waffen als die stärkste erweisen würde. So ist es ganz natürlich, daß die britische Schwenkung gegen Deutschland vor dem Weltkrieg und vor 1939 das britische Interesse an den Nordamerikanern steigerte, von denen sich, wenn sonst auch wenig Gutes, doch das eine sagen ließ, daß sie die gleiche Sprache wie die Insel sprächen.

Das Spiel barg, wie die Gegenwart bewiesen hat, die größten Risiken. Es konnte das vom Kontinent verjagte England eines Tages

derart an die Mauer drücken, daß es rettungslos dem Ehrgeiz seines nordamerikanischen Partners ausgeliefert wäre. Und eben deshalb wurde früh schon die Legende von den englischsprechenden Nationen gestartet, von den Gemeinsamkeiten ihrer Ideale und der gleichen Front, in der sie sich im Kampfe gegen Dritte vereinigt fänden. »Blood is thicker than water«, Blut ist dicker als Wasser: Diese englische Parole wurde lange vor dem Weltkrieg auf die Minderwertigkeitsgefühle jener nordamerikanischen Schichten gemünzt, die sich beglückt ihr Angelsachsentum bescheinigen lassen, auch wenn es kaum in ihrem Stammbaum verzeichnet steht. Die echten Angelsachsen der Vereinigten Staaten wurden ohnehin von ihr erfaßt. In jedem Falle schrieb schon 1908 ein Mann der Harvarduniversität in Boston, der Historiker Archibald Cary Coolidge: »Es kommt nicht darauf an, daß die amerikanische Blutsmischung sich in der Zukunft sehr beträchtlich von der englischen unterscheiden wird — aus jedem Kinde wird durch Adoption ein Mitglied derselben Familie. Viele Leute in Italien und Frankreich begrüßen die südamerikanischen Republiken als ‚lateinische Schwestern', obwohl sich unter ihnen einige von ziemlich schwarzem oder braunem Aussehen befinden.«

Adoption — Familie — Blutsgemeinschaft: England kennt die Yankees. Gerade weil es sie als Arrivierte niemals schätzen lernte, versteht es sich in ihre Seele zu versetzen — in die Seele eines Volkes, das im Grunde nur ein Staatsvolk ist und darum doppelt leicht auf rassische Parolen reagiert. Es spricht ja englisch, wächst mit Shakespeare auf und sieht am Broadway ganz dieselben Stücke wie in Shaftesbury Avenue — also ist es angelsächsisch. Und selbstverständlich ist es demokratisch, wie es England immer schon gewesen ist. Im Weltkrieg und auch 25 Jahre später war es englisches Bemühen, das demokratische Gewissen eines Menschenschlages aufzupeitschen, der in dem Glauben aufgewachsen ist, daß Gottes Ozean den Frieden seines Kontinents beschirmt. Die Insel, selber durch und durch ein

oligarchisches Gebilde, weckte die Furcht um diesen Frieden und brachte zugleich die missionarische Seite des amerikanischen Wesens zum Erklingen, die einfältige Überzeugung, daß alle Menschen gleich geschaffen sind und alle Völker deshalb auch die gleiche, dem amerikanischen Geschmack entsprechende Regierungsform haben müssen.

Der englische Gesellschaftsbau ist selbstverständlich keineswegs der Inbegriff der menschlichen Gleichheit. Doch der Nimbus, der von Adelstiteln oder Kronen ausgeht, fasziniert den Nordamerikaner, und Englands Führerkaste ist auch klug genug, Gewerkschaftsmänner in das Kabinett des Königs einzulassen. So gelang es England immer wieder, sich dem Volke der Vereinigten Staaten als den Schützer aller Menschenrechte vorzustellen[1]. Ja, der Demokratismus, wie er in der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung als die geistige Waffe eines jungen Staates gegen seine britischen Unterdrücker geschmiedet wurde, ist seit langem schon die geistige Waffe Englands in seinem stillen, aber zähen Kampfe gegen diese Unabhängigkeit geworden. Und daß dies möglich war, ist keine Überraschung. Die politischen Freiheitsthesen, die Amerika als Republik ins Leben riefen, wurden aus der englischen Geistesgeschichte entwickelt, entflammten schon den Aufstand Cromwells gegen Stuartdynastie und Hochadel. Es sind infolgedessen englische

---

[1] Ein beredtes Beispiel lieferte Churchill persönlich, als er, der Nachfahr Marlboroughs und Sohn des Hocharistokraten Lord Randolph Churchill, sich in der schon zitierten Rede vor dem nordamerikanischen Bundessenat vom 27. Dezember 1941 bei seinen biederen Hörern mit Sätzen einführte, die ihrem Geschmack entgegenkommen sollten: »Ich bin ein Kind des Hauses der Gemeinen. In meines Vaters Hause wurde mir der Glaube an die Demokratie anerzogen. ‚Vertraue dem Volke', war seine Devise. Deshalb war ich auch in meinem ganzen Leben stets mit der Bewegung verbunden, die zu beiden Seiten des Atlantik gegen Privilegien und Monopole anstürmte. Ich bin stets voll Überzeugung auf das Ideal der ‚Volksregierung' zugesteuert. Ich verdanke meinen Aufstieg ausschließlich dem Hause der Gemeinen, dessen Diener ich bin.«

Begriffe, die für das öffentliche Leben Nordamerikas bestimmend wurden.

Es gibt aus diesen Gründen keine amerikanische Weltbeglückungslehre als eigenständige Schöpfung des amerikanischen Geistes. Die Idee vom auserwählten Volk, die dem Bewußtsein der amerikanischen Führerschichten eingegraben ist, hat ihre tiefen Wurzeln in der Urgeschichte der Vereinigten Staaten. Sie ist das Erbgut jener englischen oder schottischen Puritaner, die unter der katholischen Restauration der letzten Stuartkönige aus ihrer Heimat an die Küste von Rhode Island und Massachusetts geworfen wurden. Noch heute steckt in manchem führenden Amerikaner etwas von dem Fanatismus religiöser Eiferer, die sich berechtigt glauben, Seelen zu erwecken oder eine politische Heilsbotschaft über den Erdball zu tragen. Und das England Miltons, das die Wiege dieser Art von Denken bildet, hat es leicht, die nordamerikanischen Massen für eine Weltordnung zu gewinnen, von der sie ehrlich glauben, daß sie ihres Geistes ist, obwohl sie damit lediglich das Weltsystem Britanniens rechtfertigen helfen.

In diesem Sinne war das Völkerbundsstatut von 1919 ein Geschöpf des nordamerikanischen Weltverbesserungstriebes, obwohl es, wie die ganze Tätigkeit von Genf bewiesen hat, ausschließlich dazu diente, das weltumspannende Machtsystem des Britischen Reiches auch juristisch gegen jede Form der Auflehnung zu sichern. Es war bezeichnend für die englischen Methoden, daß man Woodrow Wilson als den geistigen Urheber der Satzung feiern ließ, obwohl es längst erwiesen ist, daß die verschiedenen Entwürfe zum Teil schon auf dem Höhepunkt des Weltkrieges von ausgeprägten britischen Imperialisten — Imperialisten im Schafspelz einer pazifistischen Gesinnung — wie Lord Phillimore, Lord Robert Cecil und General Smuts vorbereitet worden waren. Wilson steuerte als Wesentlichstes seinen Namen, das Ansehen seiner hohen Stellung und schließlich

auch das weihevolle Wörtlein »Covenant« für ein Gehege sehr abstrakter Paragraphen bei, in dem der Lebenstrieb der unbefriedigten Nationen für alle Zeiten eingeschlossen werden sollte.

Covenant — das war der feierliche Bund, zu dem sich 1638 die Gläubigen der schottischen Kirche gegen die anglikanische Staatskirche verschworen hatten. Wilson fühlte sich nach Blut und nach Bekenntnis als der geistige Erbe seiner schottischen Väter. Ihm schwebte eine heilige Gemeinschaft aller Völker vor, ein Bund der Makellosen, der mit der Kraft des Schwertes jede ketzernde Nation geächtet haben würde. Nur sah er nicht, daß Frömmigkeit in einem solchen Bunde Unterwerfung unter Englands Weltsystem erforderte. Sein Bildungsgang und seine Herkunft, das Blut der schottisch-englischen Puritaner, das in seinen Adern kreiste — sie hatten ihn zum Träger britischer Machtideen werden lassen, die ganz besonders auch die Bändigung der nordamerikanischen Eigenwilligkeit erstrebten.

Und darum rebellierte auch das Volk der Nordamerikaner gegen seinen eigenen Präsidenten. Es erkannte 1919, als die USA. den Eintritt in den Völkerbund verweigerten, daß Wilson nur das Werkzeug Englands gewesen war. Es fürchtete um seine schwer erkämpfte Unabhängigkeit. Es wollte selber Herr in seinem Hause sein. Und auch für England war nun eine neue Taktik geboten. Das Statut von Westminster, das im Jahre 1931 vom britischen Parlament verabschiedet wurde, verwandelte das Weltreich alten Stiles in den »British Commonwealth of Nations«. Das Parlament verzichtete auf seine frühere überragende Stellung als »Imperial Parliament«, als gesetzgebende Körperschaft des Empire. Es war in Zukunft nur noch Parlament der britischen Insel, wie es solche auch in Kanada und in Neuseeland gab. Die Hauptstadt London war nur eine unter anderen Hauptstädten des Reichsverbandes. Die Dominions beyond the seas verwandelten sich dem Namen nach, wenn schwerlich auch im machtpolitischen Sinne, in selbständige Staaten mit eigener Gesetzgebung.

Was London damit zugestand, war nur die Anerkennung einer schon vollzogenen Entwicklung, aber die Methode war ohne jede Frage auf das Denken der Vereinigten Staaten zugeschnitten. Diese wußten aus geschichtlicher Erfahrung besser noch als andere Völker, daß Gewalt die Weltherrschaft Britanniens errichtet hatte, und waren deshalb stets geneigt, sich für die Themen Irland oder Indien zu interessieren. Es lohnte sich aus diesem Grunde für die Briten, einen »geläuterten« Imperialismus ins Leben zu rufen und von dem neuen Commonwealth die These zu verbreiten, daß es sich auf jene Prinzipien der Gleichheit und der Selbstbestimmung gründe, die in der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung zuerst Gestalt gewonnen hätten. Mit dieser Art von Propaganda wurde das Bollwerk der Vereinigten Staaten unentwegt schon seit Beginn der dreißiger Jahre berannt.

Auch hinter dem Statut von Westminster verbarg sich nur das ewige, wenn auch nicht ausgesprochene Ziel der britischen Politik. Es verwirklichte die staatlichen Eigenrechte sämtlicher Dominions und vermittelte ihnen die schöne Illusion, daß England selber nun ein Gleicher unter Gleichen geworden war. Da aber souveräne Staaten jetzt dem Reichsverbande angehörten, gab es für souveräne Staaten auch kein Hindernis, sich diesem Reichsverbande anzuschließen. Daß man in London kaum an Japan oder Deutschland dachte, braucht wohl nicht betont zu werden. Das British Commonwealth of Nations war dafür aber etwas Greifbares geworden, eine Art von britischem Völkerbunde, der die lächerliche Abstraktion von 1919 gut ersetzen konnte. Es gab sich demokratisch als ein Völkerbund von englischsprechenden Nationen, der die stille Hoffnung in sich trug, zu irgendeinem nahen oder fernen Zeitpunkt auch die USA. als Gleiche unter Gleichen willkommen heißen zu dürfen. In diesem Sinne sprach Lord Halifax im März 1941 auf einem Bankett der Neuyorker Pilgrim Society — vor höchster nordamerikanischer Gesell-

schaft also — vom Commonwealth als einer »Brücke zu der größeren Gemeinschaft in der Welt von morgen«.

### *»Federal Union«*

Es ist bisher schon dargelegt worden, daß der Gedanke einer gradweisen Verschmelzung der britischen und nordamerikanischen Reiche nicht erst in der Gegenwart entstanden ist, daß seine ersten Künder Briten waren, und daß er schließlich auf das Auserwähltheitsdogma einer puritanischen Gesinnung zurückzuführen ist, die auch die Führerschichten der Vereinigten Staaten tief beeinflußt hat. Das Weltgefühl der Engländer, das sie im letzten Sinne überall zu Hause sein läßt, hat unschwer die Idee der Pax Britannica, dann des Völkerbundes und heute eines englischsprechenden Weltpools zeugen können. Die Insel, die aus sich heraus nicht existieren kann, für die der Handel und die Schiffahrt mehr als anderswo die Quellen ihrer ganzen Kraft bedeuten — sie lebt und stirbt mit ihrem Weltsystem. Die Pax Americana ihrerseits, die von den Intellektuellen und der Hochfinanz im Osten der Vereinigten Staaten als nordamerikanische Form der Weltbeherrschung erträumt wird, ist nur das Spiegelbild der englischen Gedanken.

Beide Mächte treffen sich, wie wir schon sahen, an jenem Punkte, wo es darum geht, die Seeherrschaft der englischsprechenden Nationen zu behaupten und auf diese Weise allen Weltverkehr nach ihrem Wunsch zu lenken. Das ist schon lange vor dem Krieg von 1939 offenbar geworden: Die Zweiteilung der ozeanischen Aufgaben beider Flotten — die USA. als Polizist auf dem Pazifik und England als der Ordnungshüter im atlantischen Bereich — ist nicht mehr jungen Datums und wurde eine zwingende Notwendigkeit, als Großbritannien nach dem Weltkrieg seinen Waffenbund mit Japan löste.

Insofern wurden beide Mächte Partner in der gleichen Firma. Die Verwandtschaft ihrer politischen Ideale wurde durch das feste Fundament verwandter Machtinteressen gestützt.

Anders als Britannien aber sind die USA. von Haus aus keineswegs ein ozeanisches Machtgebilde. Die Menschen, die den nordamerikanischen Kontinent als Staat begründeten und Stück um Stück erschlossen, suchten in der Neuen Welt den Raum, den ihnen ihre alte Heimat vorenthalten hatte. Sie fanden ihn, sie wurden, wie man sagt, begütert und fühlten sich geborgen hinter ungefährdeten Küsten. Als spätere Geschlechter auch die Macht des Landes wachsen sahen, da wurde es ihr Stolz, den ganzen Erdteil vom Kap Horn bis hin zur Behringstraße als eine Welt aus eigenem Rechte zu begreifen. Es war zwar ein Gewaltrecht, das den iberischen Schwesterrepubliken mit List und Tücke aufgezwungen werden mußte, doch schien es lange Zeit, daß hier zum ersten Male der großartige Versuch unternommen wurde, das britische System der Weltbeherrschung durch den Gedanken eines befreiten, sich nach eigenen Gesetzen ordnenden und sich aus eigener Kraft ernährenden Kontinents zu überwinden.

Das Panamerika, das völkerrechtlich durch die Monroedoktrin angebahnt wurde, ist freilich nie die echte Völkergemeinschaft geworden, als die es von den USA. bis in die Gegenwart gefeiert wird. Die Kriegsschiffe Onkel Sams, die immer wieder in den mittelamerikanischen Gewässern demonstrierten, mußten ja vor aller Welt bekunden, daß zwischen — angeblicher — europäischer und einer nordamerikanischen Bevormundung nicht allzu große Unterschiede bestanden. Gerade als Verbrämung eindeutiger Machtansprüche war die Doktrin des Präsidenten Monroe unverfälschten englischen Geblütes. Und endlich war es kaum »amerikanisch«, kaum der Ausdruck eines kontinentalen Gestaltungswillens, daß die USA. sich aus dem Kontinent herausbegaben und — seit dem Jahre 1937 ohne jede falsche Scham — in fremden Kontinenten Händel suchten.

In diesem Licht betrachtet, wird der Julitag des Jahres 1941, als nordamerikanische Marinetruppen die europäische Insel Island besetzten, auch dem nordamerikanischen Urteil für alle Zukunft als ein umwälzendes Ereignis ersten Ranges erscheinen. Die Doughboys, die 1918 auf französischem Boden erschienen waren, kämpften immerhin auf Grund der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an das Deutsche Reich. Sie wurden später auch zurückgezogen, ohne daß ihr Land sich irgendwo mit europäischem Gebiet bereichert hätte. Island aber ist ein Fall eigener Art. Durch die Besitzergreifung dieser Insel wurde die nordamerikanische Monroedoktrin dem Raritätenkabinett der Weltgeschichte überantwortet. Die Vereinigten Staaten hatten sich, indem sie auf das Eigentum des europäischen Kontinentes übergriffen, als eine Macht mit ozeanischen Ansprüchen enthüllt. Sie waren, teils dem weltpolitischen Geltungsdrange ihres Präsidenten folgend, teils als Partner und als Hörige der britischen Seebeherrschung, in fremde Zonen eingedrungen. Ihre Flotte hatte sich nun eingereiht in jene weltstrategische Linie von Stützpunkten und Kriegsschiffen, auf der das englische System seit einigen Jahrhunderten beruhte.

Man mag die Dinge sehen, wie man will, es läßt sich nicht bestreiten, daß die USA. mit dieser Wendung ihrer eigenen Geschichte den Rücken gekehrt hatten. Was ihr Amerikanertum bis dahin bedeutet hatte, das war nun hinfällig geworden. Was war die Unabhängigkeitserklärung, die Tradition des Aufruhrs gegen Englands Weltbeherrschung, was war die Pflege eines nordamerikanischen Volkscharakters von eigenem Gewicht noch wert, nachdem das außenpolitische Bollwerk dieser Unabhängigkeitserklärung, die Monroedoktrin, gefallen war? Als Inbegriff amerikanischer Emanzipation von europäischer und insbesondere britischer Bevormundung, als Lehre von der Eigenständigkeit der beiden amerikanischen Kontinente, von einem alter orbis, von einer allamerikanischen Welt in sich war die Doktrin natürlich nicht mehr anwendbar von jenem

Zeitpunkt ab, in dem die Ära Franklin Roosevelt dazu bereit war, genau wie England und im Bund mit England einen angloamerikanischen Universalismus zu vertreten, der für sein Wirken keine Grenzen anerkennen will. Von der Warte einer langen und wechselvollen Entwicklung durfte Großbritannien sich fortan mit gutem Grunde zu dem Urteil bekennen, daß die Überfremdung der Vereinigten Staaten geglückt war. Diese hatten aufgehört, allein dem Kompaß ihrer wohlverstandenen amerikanischen Interessen zu folgen.

Denn auch der Ehrgeiz, England zu beerben oder selbst ein Weltsystem nach britischem Muster zu errichten oder irgendeinen utopischen Weltstaat, eine »Federal Union« zu begründen, ist dem Denken jener Nordamerikaner fremd, die den weiten Westen ihres Kontinentes erschlossen und den Typus seiner Menschen geprägt haben. Union now! Dies Buch von Astor Clarence Streit, das 1939 in den Vereinigten Staaten veröffentlicht wurde, verriet, auch wenn es einen Nordamerikaner zum Autor hatte, in mehr als einer Hinsicht englische Gedankengänge. Sein Titel wurde in der öffentlichen Diskussion der beiden Länder Schlagwort und Fanal zu einer Zeit, als England, arg bedrängt, das dringende Bedürfnis empfand, sich um die Zukunft einer Welt besorgt zu zeigen, die es im Jahre 1919 um ihr Zukunftsglück betrogen hatte. Die Nordamerikaner, die den Weltkrieg finanziert, die ihn entschieden und im frommen Glauben an ein schöneres Morgen bejubelt hatten, waren mittlerweile doch ein wenig weiser geworden. Sie waren nicht so leicht wie fünfundzwanzig Jahre früher einzufangen. Als eine Plattform für den kommenden Konflikt erschien das Buch von Clarence Streit infolgedessen sehr geeignet. Wenn in gewissen nordamerikanischen Kreisen selbst die »Federal Union« als das Ideal von morgen gefeiert wurde, dann war es für Britannien ganz entschieden leichter, die USA. aus ihrem Kontinent herauszulocken, sie einzuspannen für den Schutz des britischen Systems.

Das Programm, das seither sehr viel von sich reden machte, forderte den Überstaat von weltanschaulich verwandten Völkern, einen Bund der englischsprechenden Nationen, der 1939 auch noch Frankreich, Belgien, Holland und die skandinavischen Staaten einbeschließen sollte[1]. Es enthielt, in einem Satz, die staatsrechtliche Ausprägung der demokratischen Internationale und ging sogar so weit, die nationale Souveränität der einzelnen Staaten in der Federal Union aufgehen zu lassen: Die nordamerikanische Union mit ihren achtundvierzig Bundesstaaten wurde als das leuchtende Vorbild gefeiert. Wo es um höhere Zwecke ging, galt diese billige Verbeugung vor den Nordamerikanern, die ja schließlich um die souveränen Hoheitsrechte ihrer vielgeliebten Republik betrogen werden sollten, den Briten als geringstes aller Übel. Clarence Streit war selbst gezwungen, sich dem Vorwurf zu entziehen, daß er die Freiheit seines amerikanischen Vaterlandes auf dem Altar eines englischen Überstaates opfern wolle. Er tat es mit der ganzen Dialektik, deren sich der dogmengläubige Amerikaner zu bedienen pflegt, wo immer er genötigt ist, den Standpunkt seiner Gegenwart mit zweckentsprechend dargebotenen Aussprüchen von Großen der amerikanischen Geschichte zu begründen (Clarence Streit in »News Review«, 18.11.1941): »Würde durch eine Union die Unabhängigkeitserklärung zunichte gemacht werden? — Nein, ganz im Gegenteil. Tom Paine, der als

---

[1] Die »Federal Union« sollte ursprünglich fünfzehn Staaten umfassen: USA., Großbritannien, Kanada, Australien, Neuseeland, die Südafrikanische Union, Irland, Frankreich, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland. Ihre Mitgliedsstaaten sollten durch das Institut der Bundesbürgerschaft, durch eine Bundeswehrmacht, durch Bundesfreihandel, Bundeswährung, Bundespostwesen und Bundesverkehrsmittel in einem festgefügten Überstaat vereinigt werden. Dieser sollte andere Nationen zum Beitritt ermutigen und »sich friedlich über den Erdball verbreiten«. Lediglich die unabhängige Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten verblieb den einzelnen Gliedstaaten — gleichgültig, ob in republikanischen oder monarchischen Formen, jedoch im Rahmen demokratischer Grundsätze.

erster auf eine Trennung von den Briten drang, sagte: ‚Die Unabhängigkeit Amerikas, wenn man sie nur als eine Trennung von England betrachtet, wäre von untergeordneter Bedeutung gewesen, wenn sie nicht von einer Revolution der Prinzipien und in der Politik der Regierungen begleitet gewesen wäre. Sie hielt stand, nicht allein zum Nutzen Amerikas, sondern zum Nutzen der ganzen Welt.' Wir Anhänger der Federal Union würden die Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung über die ganze Welt verbreiten. Welchen größeren Sieg als diesen könnten wir für die Unabhängigkeitserklärung suchen?«

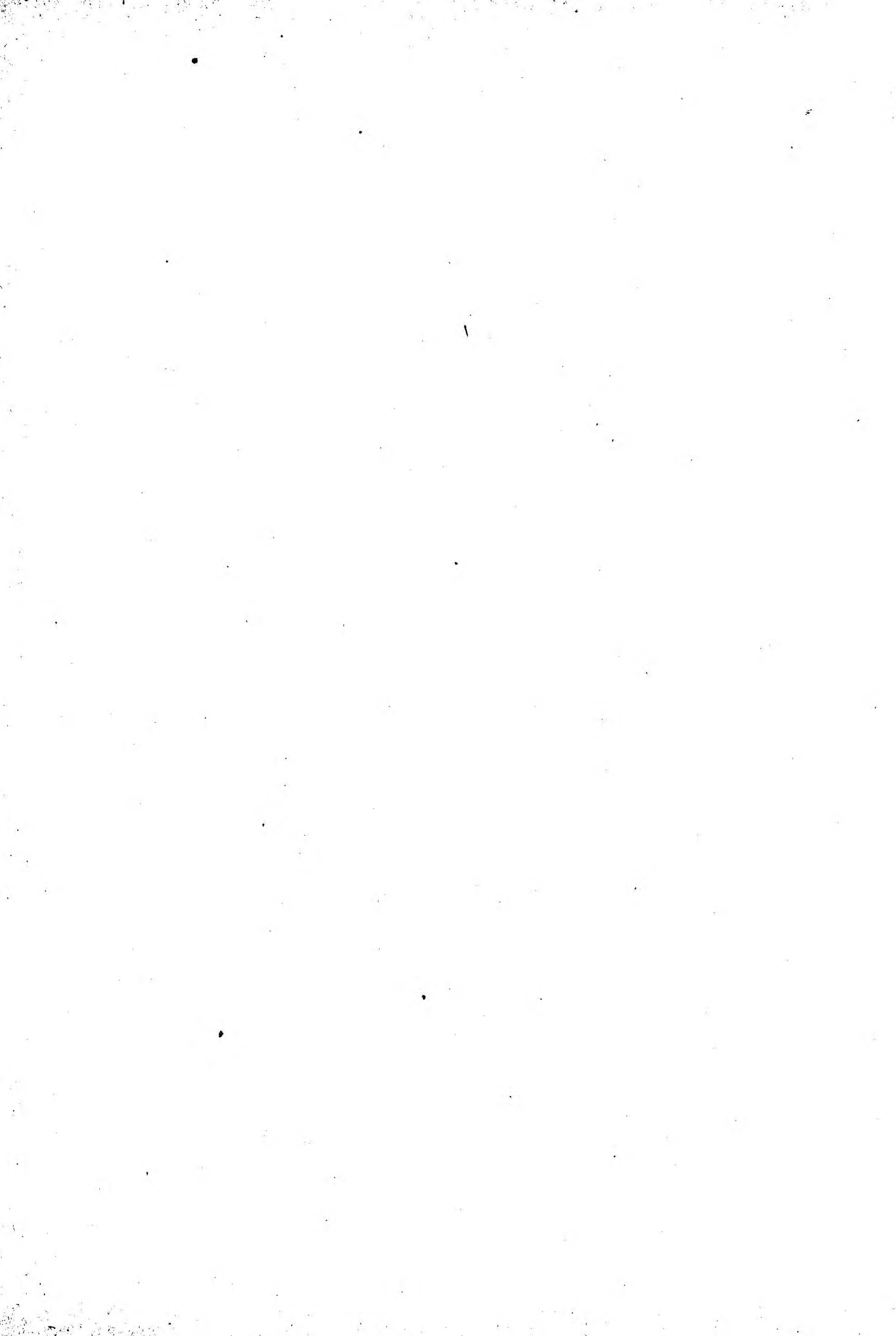
Schon am 15. Juni 1940, wenige Tage vor dem französischen Waffenstillstandsbegehren an Deutschland, gelangte die programmatische Verkörperung des Weltbeherrschungswillens der englischsprechenden Nationen zu historischer Bedeutung. An diesem Tag wagte es die britische Regierung, der französischen Nation den Verzicht auf ihre Volkspersönlichkeit in einem diplomatischen Antrag zuzumuten, der die folgenden Punkte enthielt:

1. Die britische Regierung und die Regierung der französischen Republik erklären, eine unteilbare Union ihrer beiden Völker zu schließen.
2. Um die französisch-britische Union abschließen zu können, erklären beide Regierungen, daß Frankreich und Großbritannien aufhören, getrennte Einheiten zu sein.
3. Die Union wird eine gemeinsame Führung der Verteidigung, der Außenpolitik, der Finanzen und der Wirtschaft haben.
4. Jeder französische Bürger erwirbt sofort die britische Nationalität, und jeder britische Untertan wird französischer Bürger.
5. Während des Krieges wird ein gemeinsames Kriegskabinett gebildet, dem alle bewaffneten Kräfte Großbritanniens und Frankreichs unterstellt werden.
6. Die beiden Parlamente werden formal vereinigt.

So wurde der utopische Gedanke eines Überstaates, eines Weltpools in der Praxis sehr robust und britisch ausgedeutet. Die Franzosen lehnten selbstverständlich ab. Auch in der schwersten Stunde ihres Werdens blieben sie Franzosen. Jene echten Nordamerikaner, die ganz ähnlich denken würden, sind die Menschen, die den weiten Raum des Kontinentes abseits von der Ostküste bewohnen, die einen Lebensstil von eigenem Charakter herangebildet haben, und die ihr Land nicht überfremdet sehen wollen. Sie hören es mit sehr gemischten Gefühlen, wenn ein englischer Publizist wie Ward Price das Bild einer »angelsächsischen« Zukunft entwirft, die den Präsidenten der Vereinigten Staaten einen Teil des Jahres in der Hauptstadt Großbritanniens verbringen läßt. Auch wird ihr farmerhaftes, bauernschlaues Mißtrauen geweckt, wenn englische Staatsmänner ihr Commonwealth als demokratische Grundform einer künftigen Völkergemeinschaft, natürlich unter Einschluß der Vereinigten Staaten, preisen. Sie finden es begreiflich, wenn der bittere Zwang die britische Insel dazu drängt, noch mehr als ehedem den Pool der englischsprechenden Nationen in der — begründeten oder eitlen — Hoffnung zu betreiben, daß sie dieser Firma einer nahen oder fernen Zukunft das Gepräge ihres britischen Wesens aufzudrücken vermag. Wer aber nötigte die USA. im Jahre 1941, weltpolitisch ihre angestammte Hemisphäre zu verlassen und die Grenzen zu verwischen, die nicht allein ein großer Ozean, die auch das heilige Vermächtnis von 1776 zwischen Großbritannien und seinen ehemaligen Kolonien aufgeworfen hatte? Es mag der Zeitpunkt kommen, wo der echte Nordamerikaner diese Frage sehr vernehmlich stellen wird.

VIERTER ABSCHNITT

# DIE INNERAMERIKANISCHE PROBLEMATIK



# ZWISCHEN DIKTATUR UND DEMOKRATIE

## *Roosevelt und die Verfassung*

Menschen, die er einer offenherzigen Unterhaltung würdigte, haben Roosevelt sich neidvoll über Adolf Hitler äußern hören, von dem er wohl gesagt hat, daß er mit der Machtfülle seines Führeramtes ausgestattet sei und sich deshalb nicht in seiner Arbeit von allen möglichen Paragraphen gehemmt sehe. Beide Männer traten ungefähr zum gleichen Zeitpunkt an die Spitze ihres Staates, der Präsident fünf Wochen später als der Führer der nationalsozialistischen Revolution. Beide hatten sich schon in den ersten Wochen ihres Wirkens mit Zuständen auseinanderzusetzen, die nur mit einem Chaos zu vergleichen waren. In beiden Ländern war die Krise Ausfluß einer Erschütterung, die über die ganze Welt gespürt wurde. In beiden Fällen war damit den Männern, die ans Ruder kamen, die große Aufgabe gesetzt, auf radikalen Wegen aus der Not der Zeit herauszufinden.

Die Unterschiede, die hier nur gestreift werden können, erscheinen freilich keineswegs geringer. Roosevelt ist nicht mit irgendeinem festgefügten neuen Weltbild in das Weiße Haus gezogen. Gerade als der Politician alter Schule, der sich mit Hilfe der Parteimaschine stufenweise zum höchsten Amt emporgewunden hatte, war er kaum

geneigt, den Staat als solchen aus den Angeln zu heben. Und das System, an das er glaubte, war ihm durch Geburt und Reichtum vorgezeichnet. Die Wirtschaftsnot des Landes zwang ihn allerdings zum Handeln. Sie zwang ihn auch, die Vollmacht, die sein Amt ihm gab, beständig auszuweiten, und mit der Vollmacht wuchs die Freude am Regieren. Doch war es ein verhinderter Autokrat, der hier im Ringen vieler Jahre nach Verlängerung seiner Amtszeit und Vertiefung seines Einflusses strebte. Ihn, den Realisten, drängte weder das Schöpferische weltbewegender Gedanken noch ein innerer Gestaltungstrieb. Der eigentliche Motor seines vielverschlungenen Wirkens war die Macht und nur die Macht. Um sie sich weitere vier Jahre zu erhalten, scheute er vor keinem Mittel zurück. Es ist der meisterhafte und bedenkenlose Taktiker in Franklin Roosevelt, der sich so unwahrscheinlich lange an der Spitze seines Staates behaupten konnte.

So hat die Ära, die nach seinem Namen heißt, der Inbegriff von Unwahrhaftigkeit und Widersprüchen werden können. Weil er als Autokrat aus innerer Neigung die tausend Widerstände der amerikanischen Verfassung spürte, war er genötigt, sich als glühender Demokrat zu erweisen. Er schützte, wie er unentwegt betonte, die Verfassung, obwohl er sie um ihren tiefsten Sinn betrog, indem er für sich selbst die schrankenlose Stellung eines Kriegsdiktators errichtete. Er sprach von sich als einem Isolationisten, als er schon im Begriff stand, weltpolitisch in die Ferne zu schweifen. Die gleichen Lippen, die am Rundfunk für den Frieden und das Wohl der Menschheit erglühten, wiesen im vertraulichen Gespräche einen Bullitt an, den Frieden, der sich in Europa formen wollte, zu verhindern. Die Neutralität der nordamerikanischen Außenpolitik, die der Kongreß gesetzlich seinem Präsidenten auferlegt hatte, war jahrelang der Inhalt jeder Regierungserklärung, obwohl das Weiße Haus sich hinter den Kulissen mit Erfolg bemühte, Stein um Stein aus diesem Bollwerk eines friedliebenden Volkes herauszureißen. Der forgotten man, der vergessene

Arbeitslose, der für den ersten Wahlkampf Roosevelts im Jahre 1932 die Plattform hergeben mußte, war wirklich der Vergessenheit anheimgefallen, als sich sein hoher Anwalt seit Beginn der zweiten Präsidentschaft auf die stürmische See der weltpolitischen Spannung begab.

Es wurde schon im zweiten Abschnitt unseres Buches geschildert, wie der Urteilsspruch des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten in den Jahren 1935 und 1936 die Verfassungswidrigkeit von wichtigen Bestandteilen des Rooseveltschen Reformprogrammes feststellte. Der Präsident versuchte, sich den Schlingen dadurch zu entwinden, daß er die Zahl der Richter durch Berufung von Männern seines persönlichen Vertrauens vermehrte. Doch dies verbot ihm der Kongreß, der die Berufung nicht bestätigte. Auch die Zukunft wird in diesen weit zurückliegenden Ereignissen einen wesentlichen Grund dafür zu erblicken haben, daß Roosevelt sich schließlich in eine abenteuerliche Außenpolitik zu retten suchte. Für Europa und die Welt ist es verhängnisvoll gewesen, daß die Sonderheiten der amerikanischen Verfassung einen Mann, der nicht das Zeug zum echten Kämpfer für ein inneramerikanisches Reformwerk großen Stils besaß, allmählich auf ein Feld geringeren Widerstandes, auf die Störung der zwischenstaatlichen Beziehungen lenkten.

Kongreß und Oberster Gerichtshof, Gesetzgebung und Rechtsprechung — das waren die Gewichte, die dem Tatendrange eigenmächtiger Präsidenten nach dem Willen der nordamerikanischen Staatsgründer entgegenzuwirken hatten. Sie hemmten auch den Präsidenten Roosevelt, und dieser wich dem offenen Kampfe immer wieder aus. Statt dessen war er sehr gewandt und zäh bemüht, sich seinerseits die breiten Massen als Bundesgenossen zu sichern. In diesem Punkte Nordamerikaner durch und durch, verstand er es bei jeder neuen Phase seiner Politik, zunächst der allgemeinen Stimmung auf den Zahn zu fühlen, sich pflichtgemäß in seinem eigenen Verhalten

danach zu richten, der Presse einen Witz, in dem sich seine wahre Absicht zeigte, hinzuwerfen, die Absicht rund heraus zu leugnen, wenn sich Widerspruch bemerkbar machte, die Diskussion hervorzulocken und also zu erreichen, daß die Massen lange vorbereitet waren, wenn er endlich den Kongreß mit seinen Plänen überraschte. Auch fälschte er Begriffe um, die bis dahin ziemlich klar umrissen waren: »Meine Ansicht, was zur westlichen Hemisphäre gerechnet werden muß, ist immer davon abhängig, mit welchem Geographen ich zuletzt gesprochen habe. Ich habe es aufgegeben, Gebiete und Interessensphären der westlichen Halbkugel innerhalb genauer Grenzen zu definieren« (Pressekonferenz des Weißen Hauses, 8. Juli 1941).

So wurde der Kongreß in Lebensfragen wie der Neutralitätsakte, der Geleitzugstellung für die Lieferungen an England und der Aufgabe der Monroedoktrin stets aufs neue überrundet. Das Volk war ziemlich ahnungslos im Angesicht von so abstrakten Dingen. Es wurde mit geschickten Taschenspielerkünsten vor vollendete Tatsachen gestellt. Zwei volle Monate waren notwendig, um dem Kongreß zu Märzende 1941 die Annahme des Englandhilfegesetzes abzunötigen. Er stimmte schließlich zu, weil ihm vom Weißen Haus versichert wurde, daß Geleitzüge nordamerikanischer Flagge laut Neutralitätsgesetz auch für die Zukunft untersagt bleiben würden. Schon im April 1941 aber wurde das unpopuläre Wort »Geleitzüge« vom Präsidenten selber durch den völlig neuen und vieldeutigen Begriff »Seepatrouille« ersetzt. Als dann im Juli nordamerikanische Marinestreitkräfte in Island gelandet waren, da war es nicht mehr schwer, die Versorgung dieser Truppen durch nordamerikanische Geleitzüge zu vertreten.

Und noch ein anderes Beispiel Rooseveltscher Taktik: Seit Jahresbeginn 1941 wurde Englands Druck auf die Vereinigten Staaten mit jedem Tag fühlbarer. Es wollte endlich Taten sehen von dem Manne, ohne dessen Zusagen sich London und Paris wohl kaum zum Kriege

gegen Deutschland entschlossen haben würden. Taten aber waren, wie die Lage sich entwickelt hatte, gleichbedeutend mit der offenen Herausforderung an Deutschland, mit der Aggression, dem kriegsähnlichen Eingriff der Vereinigten Staaten. Das Volk indessen war nicht reif für solch ein Vorgehen. Auch gab es jenes Wahlversprechen Roosevelts, das einem Angriffskrieg im Weg stand, und Deutschland lieferte dem Präsidenten keinen Vorwand. Der Krieg Europas blieb der nordamerikanischen Erdhälfte fern, und deshalb mußte Roosevelt dem Krieg nachlaufen: »Wenn wir das Wort ‚Angriff' gebrauchen, dann müssen wir es in ein Verhältnis zu der Blitzgeschwindigkeit moderner Kriegführung bringen. Manche Leute denken, daß wir so lange nicht angegriffen sind, bis die Bomben tatsächlich auf Neuyork oder San Franzisko niedergegangen sind. Niemand kann heute voraussagen, wann die Pläne der Diktatoren zum Angriff auf die amerikanische Halbkugel und uns reif werden. Aber wir wissen genug, um jetzt zu erkennen, daß es Selbstmord wäre, so lange zu warten, bis sie vor unserer Tür stehen. Unser Bunker Hill von morgen mag einige tausend Meilen von Boston entfernt sein« (Rede Roosevelts vom 27. Mai 1941). Und wirklich: Sechs Wochen später wurde das ersehnte, neue Bunker Hill (ein Schlachtort aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg) in der europäischen Kriegszone um Island gesucht. Der Kongreß war überrumpelt worden. Das Volk nahm alles wie ein Schicksal hin.

Auf diesem wahrhaft riesenhaften Umweg über Krieg und Wirren in der ganzen Welt war Roosevelt zu guter Letzt der unumschränkte Autokrat des Landes geworden. Wo die Verfassung ihn als Spitze der Regierung noch zu bändigen vermochte, zog er es vor, als Chef der Wehrmacht zu regieren. Er hielt sich nicht einmal gebunden, wichtigste Verträge, die er mit dem Ausland abgeschlossen hatte, vom Senat bestätigen zu lassen. Das Tauschgeschäft mit England über den Erwerb der nordamerikanischen Stützpunkte auf britischem

Boden, der Scheinvertrag mit Island über die Entsendung nordamerikanischer Marinetruppen, die Bildung eines gemeinsamen Verteidigungsausschusses mit Kanada und vieles andere mehr: Entscheidende Verpflichtungen, die das Land aufs tiefste in den Krieg Britanniens verwickeln mußten — sie wurden dem Senat nur aus der Presse bekannt, obwohl er nach dem Sinn und Wortlaut der Verfassung jedes Recht darauf besaß, zuvor gefragt zu werden.

So hat der Revolution der nordamerikanischen Außenpolitik die inneramerikanische Umwälzung entsprechen müssen, die freilich keineswegs mit einem Wandel des Systems, mit einem Umsturz überlieferter Formen oder einer weltanschaulichen Umwertung verwechselt werden darf. Hier wurde nicht um einen neuen Staat gerungen, sondern lediglich das alte Staatsgefüge für den Ehrgeiz eines einzelnen Mannes zurechtgebogen. Sogar die eigentliche Leistung Roosevelts — sein taktisches Geschick, die Bleigewichte der Verfassung durch das Gegengewicht der stumpfen und mit wachsendem Erfolg gegängelten Massen auszugleichen — war nicht allein persönlichen Talenten zuzuschreiben. Publizität und Werbung, Diktatur des Schlagworts und der öffentlichen Meinung, die der Masse als ihr eigenes Erzeugnis aufgeredet wird, sind stets und immer die bewährten Wesenszüge eines Landes gewesen, das als Schmelztiegel der verschiedensten Nationen den modernen Massenmenschen in idealer Reinheit hochgezüchtet hat.

### *Der Bruch mit dem Herkommen*

Der Umbruch, der das Nordamerika der Ära Roosevelt erfaßte, ist in keinem Augenblick von den gestaltenden Kräften einer neuen Staatsidee getragen gewesen. Mit nichts als taktischer Behandlung der Massen werden selbstverständlich keine Probleme gelöst, und

ernste Zukunftsfragen waren gerade hier in Fülle gegeben. Seit dem Jahre 1937 wehten immerfort die salbungsvollen Sätze schöner Präsidentenbotschaften nach Europa herüber, die den Dingen, die gewesen, alles Gute nachsagten und den Eindruck zu erwecken suchten, als ob Amerika das unveränderliche Paradies der hemmungslosen Wirtschaftsfreiheit, des ungezügelten Erwerbstriebes und der Erfolgsmoral um jeden Preis geblieben sei.

Keine Ansicht über die Vereinigten Staaten der bewegten Gegenwart ist freilich falscher als diese. Wir wagen sogar die Behauptung, daß es eine innere Problematik des Landes gibt, die sich an Schärfe mit den deutschen Zuständen vor 1933 oder den innerfranzösischen Entwicklungen der Jahre vor dem Kriegsausbruch zu messen vermag. Daß diese Problematik anders aussieht als bei uns, will sagen: nach Maßgabe der nordamerikanischen Möglichkeiten ausgetragen wird, ist eine Selbstverständlichkeit, die im amerikanischen Verfassungsleben, in der Geschlossenheit des Kontinentes, in den wirtschaftlichen Kraftquellen des Landes und seinen gänzlich uneuropäischen Gewohnheiten begründet liegt. Dennoch hat die Zeitenwende, deren erregte Zeugen und Mitspieler wir sind, gerade auch die Vereinigten Staaten gepackt und einen Bruch in ihrer Entwicklung herbeigeführt, der allen denen geläufig ist, die das Amerika der Zeiten vor der Ära Roosevelt gekannt haben.

Wir sprechen in diesem Buche immer wieder mit betonter Absicht von der Ära Roosevelt. Schon die beiden ersten Regierungsperioden des Präsidenten hatten ungeachtet ihrer gesetzgeberischen Fehlschläge für den Ablauf der amerikanischen Geschichte eine neue Epoche eingeleitet. Dann, im November 1940, mußte es dem Urteil des amerikanischen Durchschnittsmenschen als ein revolutionäres Ereignis erscheinen, daß dieser eine Mann es fertigbrachte, die seit dem Bürgerkriege eingewurzelte Herrschaft der republikanischen Parteimaschine in drei Wahlgängen zu brechen und, was noch mehr besagte, dem

verfassungsgläubigsten Volk der Erde den »third term«, den Sieg in einer dritten Kandidatur abzunötigen. Seit dem Jahre 1861 hatten die Republikaner nicht weniger als dreizehn, die Demokraten aber als die zweite Partei des Landes nur drei Männer, nämlich Grover Cleveland, Woodrow Wilson und Franklin Delano Roosevelt, für die höchste Würde der Vereinigten Staaten gestellt. Von den acht Jahrzehnten zwischen 1861, dem Beginn des Bürgerkrieges, und 1941, dem Jahr des Präsidentenwechsels, hatte die demokratische Partei nur 24 Jahre die Zügel der Regierung an sich reißen können.

Das will nicht wenig bedeuten. Im Republikanertum der Prägung, wie es 1933 in der Person des Präsidenten Herbert Hoover abdankte, verkörperte sich sozusagen der klassische Amerikanismus, das geschäftliche Freibeutertum eines Landes, das sich im Besitze eines maßlos weiten und noch immer unerschlossenen Kontinentes dünkte — der erwerbsfreudige Aberglaube an den ewigen Kreislauf einer Prosperität, der bei dem natürlichen Reichtum des Landes keine Grenzen gesetzt schienen — der yankeehafte Erfolgskult, der allen bürgerlichen, moralischen und religiösen Werten den »success« als ordnendes Prinzip voranstellte. Die puritanische Herkunft des nordamerikanischen Wirtschaftsdenkens schließt natürlich jeden Gedanken daran aus, daß derlei Anschauungen heutzutage keine Gültigkeit mehr besitzen. Aber es ist stiller um sie geworden. Das Land hat sein Gesicht geändert. Es ist von sozialen und wirtschaftlichen Krisen durchschüttelt worden, die tausend Zweifel an den »American ideals« der reinen Individualwirtschaft geweckt haben. Der selfmademan ist nicht mehr derart tonangebend, wie es in den Zeiten eines Rockefeller, Carnegie und Vanderbilt gewesen war. Ihn hat zum guten Teil der »Executive«, der Generaldirektor, ersetzt, der für das anonyme Kapital der Wall Street den Verwalter abzugeben hat. Und endlich hat sich auch der Bürokrat der wirtschaftlichen Dachregierung ein-

geschoben, mit der die Ära Roosevelt von Anfang an den wirtschaftlichen Nöten zu begegnen suchte.

Als das Land dann vollends zum »Rüstungsarsenal der Demokratien« gestempelt wurde, da war ein Gipfelpunkt der staatlichen Wirtschaftsinitiative erreicht. Wieder ist es nötig, die Ära Roosevelt mit den Zuständen in Vergleich zu setzen, die in mehr als sieben Jahrzehnten das politische Leben des Landes getragen hatten. Die beiden Parteien, die seit dem Bürgerkriege wechselseitig das Schicksal der Vereinigten Staaten kontrollierten, wiesen keinerlei Verwandtschaft mit den entsprechenden Einrichtungen in Europa auf. Sie waren alles andere als weltanschaulich ausgerichtet. Sie waren nicht auf unveränderliche Programme eingeschworen und unterschieden sich in ihrem Wollen wenig voneinander. Was sie als Ausdruck desselben politischen Systems erscheinen ließ, das war der unerschütterliche Glaube an die Heiligkeit der nordamerikanischen Überlieferungen und Lebensgrundsätze. Sie waren beide auch darauf bedacht, die demokratischen Spielregeln einzuhalten, den Ast nicht abzusägen, auf dem sie saßen.

Die Ära Roosevelt war auch in diesem Punkte ketzerisch. Die Allmacht der Parteimaschine, ihre Diktatur im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten, wurde durch die leidenschaftlichen Erörterungen, die das New Deal auslöste, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Es hatte sich noch nie zuvor in der amerikanischen Geschichte ereignet, daß beide Parteien ihre Kandidaten für den Wahlkampf 1940 nicht nach dem Wunsche derer bestimmten, die bis dahin die Parteimaschine nach ihrem Gutdünken zu lenken gewohnt waren. Wendell Lewis Willkie war ein »dark horse«, ein Mann, der bei den Republikanern plötzlich an die Oberfläche gelangte, obwohl er nicht die übliche Laufbahn des abgestempelten »politician« durchlaufen hatte. Ein einflußloser Industriebeamter der Wall Street, war er dazu ausersehen, im Falle seines Sieges an den Urnen die Millionen Nordameri-

kaner zu betrügen, die in ihm den Gegner einer nordamerikanischen Beteiligung am europäischen Konflikt zu wählen glaubten.

Ähnlich war es bei den Demokraten: Roosevelt konnte alle Bande des Herkommens zerreißen, sich über das Testament George Washingtons und Thomas Jeffersons hinwegsetzen und den »third term« erzwingen. In beiden Lagern wurden die eigentlichen Anwärter auf die Kandidatur, die Favoriten der Parteimaschine, die Bonzen, die die Pfründen zu vergeben haben, einfach aus dem Weg gerannt. Männer wie Jim Farley und Garner bei den Demokraten, Taft, Dewey und Vandenbergh bei den Republikanern, die Hüter des parteipolitischen Erbes sozusagen und Gläubigen der »American ideals«, sie mußten sich dem eigenmächtigen Mann im Weißen Hause und dem unbekannten Wirtschaftsspezialisten Willkie beugen.

Sie hatten keine andre Wahl. Die alten, abgeleierten Methoden der Bestechung und des Stimmenkaufes hatten in dem klugen Präsidenten ihren Überwinder gefunden. Genau so, wie er sich von der Verfassung löste, ohne sie zu brechen, verstand er es, sich von der Aufsicht der Parteimaschine freizumachen, indem er einen Stimmenkauf modernen Musters organisierte. Er war der erste Präsident, dem es gelingen sollte, sich mit den Bürokraten des New Deal (mehr als eine Million Angestellte zählte dieser über Nacht gezimmerte Apparat), mit der Armee von staatlich unterstützten Farmern und den Massen der Kostgänger seines Sozialsystems eine eigene Parteimaschine zu schaffen, die sich mit ihren sehr persönlichen Interessen blindlings auf ihn eingeschworen fühlte. Notgedrungen mußte auch der republikanische Gegner neue Wege beschreiten. Roosevelt verwischte alle Grenzen. Vierzehn Tage nach der Wahl bereits war Willkie des Präsidenten »höchst getreue Opposition« geworden. Beide zogen — Willkie zweifellos im Auftrag Morgans, der den Präsidentschaftskandidaten Willkie finanziert hatte — an dem gleichen Strang der zügellosen Hetze gegen Deutschland. Zwei andere Männer, die ihr

ganzes Leben in der republikanischen Partei verbracht hatten, die Minister Knox und Stimson, liefen mit fliegenden Fahnen zum Weißen Hause über und verrieten ihre alten politischen Freunde, um den Krieg nach Kräften schüren zu helfen.

Schließlich wurde schon angedeutet, daß der »third term« des Präsidenten, seine dritte Amtsperiode, eine verfassungsrechtliche Umwälzung von allererster Ordnung darstellte. Niemals vorher hatte ein nordamerikanisches Staatsoberhaupt länger als acht Jahre im Weißen Haus verweilen und den Grundsatz durchbrechen dürfen, wonach der regelmäßige Wechsel an der Staatsspitze die beste Garantie für die Unantastbarkeit der demokratischen Einrichtungen des Landes bietet. Es ist eine Ironie der Zeitgeschichte, daß ausgerechnet jener Staatsmann, der die zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen mit seinem Kampfe gegen die »Dictatorships« verschärfte, in seinem eigenen Lande immerfort dem Vorwurf begegnete, nach diktatorischer Allgewalt zu streben. Die 22,3 Millionen Stimmen, die von den 49,8 Millionen Stimmen insgesamt November 1940 bei der Präsidentenwahl für Willkie abgegeben wurden, entstammten wohl der schwelenden Feindschaft derer, die sich von oben her in ihren Rechten betrogen wähnten, gegen diejenigen, die auf Kosten der Staatskasse mit »unamerikanischen« Privilegien gefüttert wurden. Sie kamen aber auch zum großen Teil aus Kreisen, die eine dritte Amtsperiode Roosevelts als ebenso »unamerikanisch« und als gefährliche Brücke zu einem selbstherrlichen und traditionswidrigen Regime ablehnten. Wenig später sollten ihre Sorgen sich bereits bestätigt sehen, als der Präsident der Außenpolitik des Landes jene universale Wendung gab, der es bis dahin mit Betonung auszuweichen suchte — als ihm das Englandhilfegesetz die Vollmachten erteilte, die ihm das ganze Schicksal seines Volks in die Hände lieferten.

Es wurden damit Fragen aufgeworfen, die zwar zunächst von Kriegsgeschrei und wilder Hetze überschattet wurden, die aber an

die Grundfesten des nordamerikanischen Staatsgebäudes rührten — eines Verfassungswerkes, das vor allem darauf zielte, die Freiheit des einzelnen gegen den Zugriff von oben und das Eigenleben des vielgegliederten Kontinentes gegen den Zentralismus der Union zu schützen. In jedem Falle hat es inneramerikanische Probleme von dem Umfang und der Tiefe, die schon die erste Präsidentschaft Roosevelts bedrängten, bei seinen Amtsvorgängern nicht gegeben. Ein neues Nordamerika ist im Entstehen. Das Land ist in unserer Gegenwart aus anderthalb Jahrhunderten seiner jungen Geschichte, aus dem Kämpfertum seines Grenzergeschlechts, aus der langen Periode seiner Gründerzeit herausgetreten. Als Staatsvolk eingewanderter oder eingebürgerter Menschen aller Rassen und Erdteile entstanden und entwickelt, ist ihm die ungeheuer schwere Aufgabe gestellt, sich seinen endgültigen Charakter zu prägen und die ordnenden Maximen für sein künftiges Zusammenleben zu finden.

# VOLK UND LANDSCHAFT

## *Die Hierarchie der Rassen*

Wir Amerikaner sind dazu ausersehen, vor Gott im Lichte der Menschheit zu wandeln!« Dies Wort, das Franklin Roosevelt in einer seiner vielen Reden prägte, ist so amerikanisch wie der »Uplift« eines Bibelmeetings irgendwo in Kalifornien oder wie der Kult, der mit dem Worte Freiheit betrieben wird. Das Volk der USA. ist nicht wie andere geworden und gewachsen. So viele seiner Menschen, ihre Eltern oder Großeltern, suchten hier und fanden eine neue Heimat, die ihnen als gelobtes Land, als Gottes Land erscheinen mußte oder mindestens geschildert wurde. Sie lernten ihre neue Flagge schwenken und empfanden das Bedürfnis, sich den eingesessenen Amerikanern durch besonders lautes Patriotentum als ebenbürtig zu erweisen. An die Auserwähltheit der Gemeinschaft, in die sie nun als Bürger eingelassen wurden, glaubten sie auch deshalb gern und willig, weil sie vor sich selber nicht als Renegaten ihrer alten Heimat dazustehen wünschten.

Das auserwählte Volk als nordamerikanisches Kredo ist selbstverständlich puritanisches Erbe und aus diesem Grund Abklatsch

jener englischen Geisteshaltung, die mit Milton und mit Cromwell erst den Staat und dann das Weltreich eroberte. Die Human Rights indessen, die Menschenrechte, sind, obwohl auch sie gedanklich von Europa errungen wurden, zum ersten Male auf dem Boden der Vereinigten Staaten programmatischer Bestandteil einer politischen Gemeinschaft geworden. Hier allein entsprachen sie bis an die Schwelle unserer Gegenwart dem Menschenhunger eines großen Kontinentes. Dem Raume ohne Volk fiel es nicht schwer, die Freiheit und die Gleichheit seiner Bürger auszurufen. Im Gegenteil, es war hier jeder Grund gegeben, den Europäern, die herüberkamen, die Welt, der sie entstammten, zu verekeln und statt dessen das Idealbild einer makellosen Staatengründung auf dem Boden ihrer neuen Heimat vorzuspiegeln. Daraus entstand die Neigung des amerikanischen Menschen, auch die alltäglichsten Bezirke seiner Tätigkeit mit vielen Worten anzupreisen, mit »Keep Smiling« Berge versetzen und endlich einen ganzen Erdball führen zu wollen.

Die reichen Kaufherren aus Boston und vornehmen Pflanzer aus Virginia, die 1776 mit den Menschenrechten in Philadelphia Geschichte machten, haben freilich kaum geahnt, wie ihr Gedanke sich einmal entwickeln würde. Sie wußten nichts von »alien races« auf nordamerikanischem Boden, von Slawen und Romanen, die sich hundert Jahre später zu Millionen und aber Millionen als Bürger der Vereinigten Staaten vereidigen lassen würden. Noch gab es keinen Juden in der Neuen Welt. Die Negerfrage war noch nicht entstanden, weil die Sklaven, die man hielt, als Menschen gleichen Rechtes nicht betrachtet wurden. Es war unmöglich, sich das Nordamerika von heute vorzustellen: Neger, die im Weißen Haus empfangen werden — Juden in den höchsten Stellen der Regierung — die Bevölkerung der Hudsonmetropole, deren Urstock einfach von dem Meere fremden Blutes überschwemmt wird — und die Menschengleichheit als den weiten Mantel, der das alles liebevoll zu decken hat.

Wer in Europa vom Volke der Vereinigten Staaten spricht, der wird sich immer auch vor Augen halten müssen, wie dies Volk beschaffen ist und wie es sich zusammensetzt. Die Human Rights sind, wie man weiß, der Inbegriff der Botschaft Nordamerikas an andere Nationen. Indessen ist es mit den Menschenrechten in den Staaten selber eine eigene Sache. Obwohl die Gleichheit aller Nordamerikaner seit dem Bürgerkriege auch für Farbige verwirklicht wurde, läßt sich die Brüchigkeit der äußeren Fassade unschwer ahnen, wenn man die folgende Tabelle durchschaut, die deutlich macht, wie sehr das Volksproblem die Gegenwart und Zukunft der Vereinigten Staaten beschäftigt:

Bevölkerung der USA. 1870—1930

| Jahr | Gesamtbevölkerung | Weiße mit nordamerikanischen Eltern | Weiße (im Ausland geboren oder mit mindestens einem ausl. Elternteil) | Farbige (überwiegend Neger) |
|---|---|---|---|---|
| 1870 | 38 552 371 | 22 771 397 | 10 811 980 | 4 968 994 |
| 1900 | 75 994 575 | 40 949 362 | 25 859 834 | 9 185 379 |
| 1910 | 92 339 776 | 49 488 575 | 32 243 382 | 10 607 819 |
| 1920 | 106 411 161 | 58 421 957 | 36 398 958 | 11 590 246 |
| 1930 | 122 775 046 | 70 136 614 | 39 727 593 | 13 910 839 |

Mindestens jeder neunte Nordamerikaner war also 1930 farbig. Die gelbe Rasse und die einigen hunderttausend Rothäute, die ohnehin zum Aussterben verurteilt sind, darf man getrost beiseitelassen. Es bleiben aber zwölf Millionen Neger, die durchaus im natürlichen Wachstum begriffen sind und die sich überdies in etlichen Südstaaten bedenklich zusammenballen: Alabama zählte 1930 bei rund 1,7 Millionen eingesessenen Weißen 950 000 Neger, Florida 980 000 Weiße und 430 000 Neger, Georgia 1,8 Millionen Weiße und 1,07 Millionen Neger, Louisiana 1,3 Millionen Weiße und 780 000 Neger, Mississippi bei 990 000 Weißen sogar 1,01 Millionen Neger

und Südkarolina bei 939 000 Weißen 794 000 Neger. So hat es sich ergeben, daß der Süden auch noch heute vom »Nigger« als dem Menschen spricht, der seinen Platz im Leben zugewiesen erhält (»who knows his place«), daß die Straßenbahnen abgesonderte Bänke für ihn reservieren und daß Hotels und Restaurants für ihn verschlossen bleiben. In einer ganzen Reihe nordamerikanischer Bundesstaaten kennt man den Begriff der Rassenschande und gesetzliche Verbote einer Eheschließung zwischen Angehörigen der weißen und der schwarzen Rasse.

Aber damit ist der Tatbestand noch nicht beseitigt, daß zwölf Millionen Menschen, die das Bürgerrecht der USA. besitzen, sozial geächtet und zum mindesten im Süden nicht imstande sind, ihr Stimmrecht auszuüben oder unparteiisch Recht gesprochen zu erhalten. Gewiß, es gibt nicht wenig Millionäre unter Niggern, große Grundbesitzer, Ärzte oder Rechtsanwälte. Sie sind auf Colleges für schwarze Bürger aufgezogen worden und haben, wenn sie über die entsprechenden Mittel verfügten, ihre Universität in Atlanta (Georgia) besuchen können, die sich den besten Hochschulen des Landes an die Seite stellen darf. Es wurmt sie aber der Gedanke, daß sie Bürger heißen und doch nicht gleichen Ranges wie die weißen Nordamerikaner sind. Sie müssen täglich, selbst im Norden, die Erfahrung machen, daß sie bestenfalls am Rand der großen Welt geduldet werden, die sich am Broadway oder an der Seefront von Chikago amüsiert. Sie selber und auch manche Weiße stellen sich mit gutem Grund die Frage, ob der Neger nun im echten Sinn ein Teil des Volkes der Vereinigten Staaten ist und ob er nicht das Recht besitzt, sich seinen gleichen Rang, soweit er ihm verweigert wird, allmählich zu erobern.

Das Farbigenproblem wird seit Jahrzehnten schon in seinem ganzen Ernst gewürdigt, obwohl sich eine Lösung kaum zu bieten scheint. Bevölkerungspolitisch wichtig, wenn auch grundverschieden,

ist daneben der Komplex der »alien races« — jener vielen kleineren und größeren Nationalitäten, die nicht dem »nordic stock«, dem englisch-irisch-schottisch-niederländisch-skandinavisch-deutschen Urstock der Bevölkerung angehören. Mehr als jeder dritte Bürger weißer Rasse war nach unserer Tabelle noch im Jahre 1930 im Ausland geboren oder hatte mindestens einen ausländischen Elternteil. Viele unter ihnen werden, weil aus nordischen Ländern gebürtig, ohne Schwierigkeiten mit dem nordamerikanischen Volk verschmolzen werden können. Dennoch bilden sie die Minderheit in der Gesamtzahl der Eingewanderten. Schon seit den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts — in einem Zeitraum also, wo der Zustrom zahlenmäßig immer breiter floß — wurde der nordische Anteil an der Einbürgerung stetig mehr zugunsten der »dirty white races« (es ist ein in den Staaten viel gehörter Ausdruck), der slawischen, lateinischen und besonders auch der jüdischen Blutselemente, verdrängt. Zwischen 1860 und 1870 machten die nordeuropäischen Völker 98,4 Prozent und die romanisch-slawische und die jüdische Rasse zusammen ganze 1,6 Prozent der Gesamteinwanderung aus. Für 1900—1910 bzw. 1910—1920 betrugen die entsprechenden Zahlen, die sich inzwischen völlig umgekehrt hatten: 23,3 und 76,7 Prozent bzw. 22,8 und 77,2 Prozent.

Von hier erscheint das Wachstum einer neuen, einer nordamerikanischen Rasse stark beeinträchtigt. Diese war und ist gesichert in Gebieten, die vom »nordic stock« im zähen Ringen mit dem stetig mehr sich öffnenden Kontinent erobert und im alten Grenzergeist erhalten wurden. Der Mittelwesten ist um viele Grade amerikanischer als der Küstenrand Neuenglands, der sich allzusehr dem alten Mutterland verhaftet fühlt, und als der Süden, den der Bürgerkrieg um seinen ehemaligen Einfluß betrog. Die »alien races« aber kamen erst ins Land, als aus dem Grenzerkampf des Kontinentes das Parasitentum der großen Städte emporzuschießen anfing. Sie blieben meistens schon

im Osten hängen, bevölkerten die Slums, die Elendsviertel der Metropolen, und brachten eine gänzlich neue Note in das nordamerikanische Leben. Das Staatsvolk der Vereinigten Staaten begann sich gleichsam aufzuspalten in den Urstock, der sich wirklich als amerikanisch empfinden durfte, in die Millionen, die als »alien element« und deutlich abgeschieden ihr Eigenleben in den großen Städten weiterführten, und endlich in die Neger, die ja ohnehin im bürgerlichen Sinn nicht voll gerechnet wurden.

Das ist der Stand der Dinge in der Gegenwart. Das Volk der Nordamerikaner ist nicht einheitlich zusammengewachsen. Es ist gegliedert nach den ungeschriebenen Gesetzen des Instinktes, der die angestammten Träger des neuen, noch labilen Volkscharakters und jeden Menschen ihres Blutes sich unbewußt von allem abzusondern heißt, was auch noch sich als Bürger zu bezeichnen pflegt. Es hat sich eine Hierarchie der Rassen entwickelt, die den Enkel einer puritanischen Familie aus Neuengland an die Spitze ihrer Stufenleiter stellt, die dann die Deutschen, Iren oder Skandinavier folgen läßt, von wo die Ordnung über viele Grade, über Italiener und Franzosen, über Griechen oder Spanier, über Polen oder Balkanesen, über Inder und Chinesen bis zum Neger als der untersten Sprosse herabsinkt. Die Rassenpyramide ist zugleich auch eine Hierarchie der Arbeit, die dem »alien element«, als ob es ewig so gewesen wäre, jede Art von minderwertiger Beschäftigung zuweist. Und schließlich ist sie eine Hierarchie der Bildung. In den zwei Monaten zwischen Mitte Mai und Juli 1941 mußten 92 000 militärdienstpflichtige Rekruten zurückgestellt werden, da sie weder lesen noch schreiben konnten. Von diesen Analphabeten waren 37000 Weiße, deren weitaus größere Zahl zum »alien stock« zu rechnen war, und 55 000 Neger.

Auf diese Weise aber wird die Frage, was amerikanisch sei, dem Lande immer wieder auch in seiner täglichen Erfahrung aufgedrängt. Seit dem Einwanderungsgesetz von 1924 ist der Menschenzustrom

aus den slawischen, lateinischen und fernöstlichen Ländern praktisch unterbunden worden. Dennoch wirkt die Problematik des nordamerikanischen Mischvolks in ihrer ganzen Tiefe weiter. Wird sich jene Hierarchie der Rassen in der Zukunft aufrechterhalten lassen? — Wird der Urstock sich allmählich mit dem fremden Blut verschmelzen wollen? — Wird dann nicht das Nordamerika der Grenzerüberlieferung in seiner starken Eigenart verfälscht werden? — Oder aber wird sich schärfer noch als heute auseinanderleben, was sich fremd und ohne Neigung gegenübersteht?

Wir wagen nicht, auf Fragen einzugehen, die im Schoß der Zukunft ruhen. Wir können nur der Ansicht Ausdruck geben, daß sie in der Ära Roosevelt entschieden an Bedeutung gewonnen haben. Die demokratische Partei, auf deren Schultern sich der Präsident zu höchsten Würden emporzuschwingen vermochte, ist zwar, wie wir früher schon zu zeigen suchten, hervorgegangen aus der Tradition der Südstaaten, die den Verlust des Bürgerkrieges auch nach acht Jahrzehnten noch nicht überwunden haben. In den großen Städten aber, in Neuyork, Chikago, Boston oder Philadelphia, empfiehlt sich die Partei von alters her dem »alien element« als die Vertreterin der unverfälschten Menschenrechte, als Führerin der eingewanderten Massen im stillen Kampfe um die Gleichheit mit den eingesessenen Elementen. Neuyork mit seinen drei Millionen Juden sei nicht Amerika, sagt man im Westen der Vereinigten Staaten. Franklin Roosevelt jedoch ist zeit seines Lebens nach Herkunft, Umgang und politischem Milieu ein unverfälschter Sohn Neuyorks gewesen. In jedem Fall hat sein System dem »alien element« zu einem Einfluß auf die USA. verhelfen können, von dem es noch um 1925 in solchem Ausmaß schwerlich träumen mochte.

Die Juden waren die letzten unter allen Einwanderern in die Vereinigten Staaten. Die große Masse sitzt erst seit einer oder zwei Generationen im Lande. In diesem kurzen Zeitraum aber haben sie

die wichtigen Plätze, darunter auch Philadelphia, Chikago und Boston, nach Hunderttausenden als Stätten ihrer Tätigkeit bevorzugt. Wir entsinnen uns, wie uns der Präsident der Neuyorker Kolumbia-Universität, Nicholas Murray Butler, von dem wachsenden Zustrom jüdischer Studenten in seine Hörsäle erzählte. Diese Juden, die zumeist aus Polen oder Rußland kamen, brachten auch die Lebensweise ihres heimatlichen Gettos an den Hudson mit. Noch heute wird, wer ihre »Eastside« zwischen Brooklyn-Brücke und 34. Straße durchwandert, staunen dürfen über die Zähigkeit, mit der sich hier die allbekannte Eigenart galizischer Städte in der glänzenden Nachbarschaft der Fünften Avenue behauptet. Und ebenso kann er in Neuyork erleben, wie schnell der Jude sich den Lebensstil des Nordamerikaners aneignet, wie sich sein Aufstieg auch im Wechsel seines Wohnviertels kundtut und wie der Sohn des Vaters, der auf die altvertraute Atmosphäre seiner Eastside nicht verzichten will, bereits den Wohlstand aufzuweisen hat, um sein Apartment am Riverside Drive, im Angesicht der Hudsonhöhen, zu beziehen.

Hollywood hat sich dies Thema nicht entgehen lassen. In mehr als einem Film hat es den Werdegang des armen, eingewanderten Juden dramatisiert, dem sich beim Freiheitsmonument in der Neuyorker Hafeneinfahrt die Tore zum Gelobten Land, zum »Promised Land«, zu öffnen scheinen. Der Jude hat sich unverhältnismäßig leichter als jeder andere Volksschlag in das amerikanische Leben einzureihen vermocht. Er hatte wenig zu verlieren, aber alles zu gewinnen, und seinem rechnenden Verstande kam die Zweckkultur der Neuen Welt, der Tanz ums Goldene Kalb und die Erfolgsmoral der Nordamerikaner in jedem Sinn entgegen. Er fühlte sich auch wohl in einem Lande, das der langen Überlieferung entbehrte, in dessen Tageslärm sich seine eigenen Talente bewähren konnten und das ihm nicht von vornherein mit Mißtrauen entgegentrat. Er lernte ohne Mühe Englisch, weil das jiddische Idiom, die Sprache seines Gettos, ihm

nicht allzuviel bedeuten konnte. Gerade Nordamerika war Lebenselixier für seinen Menschenschlag.

Natürlich gab es Widerstände, die er überwinden mußte. Sie erwachten aus den Urinstinkten eines jungen Volkes, dessen Wesenszüge sich in letzter Schärfe noch herauszubilden hatten. Und dennoch sind die Nordamerikaner an ihre politische Überzeugung gebunden oder besser: an die geistigen Parolen, die das Nordamerika von 1776 geschaffen haben. Die Menschenrechte sind für sie kein leerer Wahn — schon deshalb nicht, weil sie die große Tradition des Landes sind, im Grunde auch die einzige von weltgeschichtlicher Fernwirkung. So empfindet sich der Jude der Vereinigten Staaten als die Summe aller amerikanischen Bürgertugenden, denn auch die Plattform seines Aufstiegs ist das Ideal der Menschengleichheit. Er glaubt — und ohne Zweifel auch aus innerem Bekenntnis — an die Vereinigten Staaten als die irdische Heimat seines Weltbürgertums. Ihm sind die Human Rights das Evangelium des nordamerikanischen Menschen, die Botschaft, die er allen Völkern zu verkünden hat. Aus dieser Perspektive wirkt es unamerikanisch, wenn die Menschen, die am Boden ihrer Väter haften, den Frieden und das Selbstgenügen ihres reichen Kontinentes auf die Fahne ihres Landes schreiben wollen.

## *Das Gewissen Nordamerikas*

Die Problematik der amerikanischen Rasse findet ihren Ausdruck in der landschaftlichen Gliederung des Kontinentes. Die Staatengruppen des Ostens und des Fernen Westens, die des Mittelwestens und des Südens sind nicht lediglich verwaltungsmäßig voneinander unterschieden. Neuyork und San Franzisko, Chikago und Neuorleans oder Atlanta als die Mittelpunkte dieser mächtigen Gebilde sind sich

vor allem auch bewußt, besondere Interessen zu vertreten, die aus der Stimmung, dem geschichtlichen Erbe und der Rassenmischung ihrer landschaftlichen Eigenwelt erwachsen. Die Außenpolitik der USA. wird niemals voll gewürdigt werden können, wofern man sie nicht ständig als den Ausfluß inneramerikanischer Gegensätze begreift, die auf dem Hintergrund der landschaftlichen Spannungen ausgetragen werden.

Der Süden führt auch heute noch mit stummem Groll ein abgeschiedenes Dasein. Die elf Staaten, die sich 1861 als »Konföderierte Staaten von Amerika« aus dem Verband der Vereinigten Staaten trennten (Südkarolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, Virginia, Arkansas, Nordkarolina und Tennessee) und ihm gewaltsam wieder angegliedert werden mußten, bilden bis zur Gegenwart politisch einen festen Block — den »Solid South«, der immer wieder demokratisch wählen wird, weil er die republikanische Partei als die Partei der Nordstaaten, der Sklavenbefreiung und der finanziellen Vorherrschaft mit allen Fasern seines Herzens haßt. Es war schon eine Sensation und auch ein Sonderfall, daß bei der Präsidentenwahl von 1928 fünf von diesen elf Staaten zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte die alte demokratische Parteifahne verließen. Doch sprach auch hier ein tief verwurzeltes Vorurteil des Südens mit: Der Kandidat der Demokraten, Alfred E. Smith, war irischer Katholik, und nirgend äußert sich der Aberglaube mancher protestantischer Sekten in groteskeren Formen als im Süden, wo so mancher Weiße in der Kindheit mit dem Teufelsspuk und den beschwörenden Sprüchen seiner schwarzen Amme aufgewachsen ist.

Wenn man von Florida und Texas absieht, die sich wirtschaftlich zu ihrem Vorteil stark entwickelt haben, so wird man feststellen müssen, daß die Grenze zwischen Nord und Süd noch heute zwei Gebiete mit verschiedenen Entwicklungsstufen voneinander scheidet. Weite Strecken Georgias und Alabamas bieten sich als dünn besiedeltes

Farmland mit den armseligsten Bretterhütten dar, in denen Neger oder arme Weiße (der »poor White« ist ein Begriff im nordamerikanischen Schrifttum) häufig noch als Illiteraten wohnen. Virginia, einst die vielbesungene Heimat aller Pflanzerfeudalität, zehrt in unseren Tagen von der Größe seines untergegangenen Ruhmes. Der Süden ist Erinnerung an Gewesenes und Hader mit dem Heute. Wo er, noch 1938, vom großen Kriege sprach, da meinte er nicht etwa den Weltkrieg, sondern den »war between the states«. Seine Schlachtfelder sind die blutigen Kampfstätten auf dem Boden Georgias. Die Riesenmonumente, die er immer noch den Führern seiner großen Zeit errichtet, gelten eben jenen Helden, die im Bürgerkrieg das Staatsgebilde der Union vernichtet haben würden, wenn sich der Sieg an ihre Fahnen geheftet hätte.

Der Nordosten von Portland und von Boston bis nach Baltimore und Norfolk ist mit seinen Handelsinteressen auf Europa und vor allem England eingestellt. Kommerziell in seinem ganzen Denken, fühlt er sich auch innerlich dem britischen Wesen verpflichtet. In diesem Punkt gibt es, ungeachtet aller sonstigen Verschiedenheiten, manche Brücke, die den Fernen Westen mit der atlantischen Küste verbindet. Dort, in Seattle und San Franzisko, in Los Angeles und San Diego, sind die Blicke freilich über den Pazifik gerichtet, aber diese ozeanische Begriffswelt ist es eben, die in allen großen Fragen der Nation beständig aus dem Kontinent herausstrebt. Die Rolle, die Europa an der atlantischen Küste spielt, wird für den Fernen Westen durch die alten, immer wachen Gegensätze zu Japan ausgefüllt. Auf diesem Umweg aber trifft man sich im Seelenbunde mit dem britischen Weltsystem.

Eingebettet zwischen Fernem Westen, Süden und Nordosten, abgesondert von den Küsten durch die mächtigen Gebirgsketten der Rocky Mountains und der Appalachen, stolz und unangreifbar in ihrer kontinentalen Weite und erfüllt von ihrer uramerikanischen

Mission, so strecken sich von Idaho bis nach Ohio die blühenden Prärien und die Weizenfelder des Mittelwestens mit Farmern, die von Jahr zu Jahr mit ihrer Scholle mehr verwachsen, und mit einem Volkstum, das sich durch gesunde Mischung nah verwandten Blutes und durch gleiche Lebensideale zu einem neuen, sehr amerikanischen Gebilde formte. Hier will man wenig von den Fragen hören, die Neuyork und Washington bewegen. Hier träumt man nicht von Weltbeherrschung. Hier ist man wirklich Demokrat genug, um Lords und Könige Englands selbst in öffentlicher Rede mit derben Worten zu beschimpfen. Hier schwört man auf die »Saturday Evening Post« mit ihrer nach Millionen zählenden Auflage. Hier weiß man nichts von jenen uferlosen Federkriegen, die in dem Sprachenbabel der Neuyorker Metropole über ferne europäische Dinge ausgetragen werden. Hier ist Europa wenig mehr als ein Begriff, mit dem man auf der Schulbank geärgert wurde.

Eigenbrötlerisch sind diese Yankees, die den Middle West bevölkern, hartgesotten und der Unabhängigkeit des Landes verschworen. Minnesota und Wisconsin heißen die Herzstaaten ihrer ungeheuer ausgedehnten Landschaft, sehr bemerkenswerterweise Staaten, die von skandinavischem und deutschem Blut für die Union gewonnen wurden. Von den 2,9 Millionen Einwohnern Wisconsins werden 900000 dem deutschen Elemente zugerechnet werden müssen. Aber hier wie überall in den Vereinigten Staaten ist das deutsche Volkstum nie zu einer reinen Mehrheit gediehen, was zur Folge hatte, daß es sich mit dem verwandten Blut zu einem neuen Menschenschlag verschmolz. Immerhin, der Nordamerikaner des Mittelwestens ist das Mitglied einer Rasse, die aus angelsächsischen Pionieren, aus deutschen Achtundvierzigern und nordischen Bauern zu einer kraftvollen Mischung zusammenwuchs.

Was man im Mittelwesten heute denkt, so sagt ein nordamerikanisches Sprichwort, das wird schon morgen oder übermorgen vom

ganzen Land gedacht werden. Zum mindesten im Weltkrieg ist das richtig gewesen. Männer wie die Senatoren William E. Borah und Senator Robert La Follette stammten aus Idaho und Wisconsin. Mit ihrem zähen Glauben an das kontinentale Schicksal der Vereinigten Staaten, mit ihrer unerschütterlichen Überzeugungstreue und ihrem harten Ringen für den Frieden ihres großen Vaterlandes waren sie Amerikaner durch und durch. Noch im Leben war es ihnen beschieden, den späten Beifall ihres Volkes zu erfahren. Beide gaben sich als schärfste Gegner Wilsons als des Exponenten einer Politik, die Human Rights und Weltbeglückung auf ihr Sternenbanner schrieb und eben darum die Vereinigten Staaten vom Wege ihrer wirklichen Bestimmung abzudrängen schien. Beide kämpften 1917 gegen die nordamerikanische Kriegserklärung, und wahrlich nicht um irgendwelcher Sympathien mit dem kaiserlichen Deutschland willen. Sympathien mit dem Ausland sind dem Mittelwesten denkbar fern. Gerade als Amerikaner wollten Borah und La Follette freilich auch die Bindung an Britannien vermieden sehen. Sie stritten für den Kontinent und für sein friedliches, mit keiner fremden Macht verquicktes Gedeihen.

Und darin sollten beide sich bestätigt sehen durch die weitere Entwicklung. Selbst in der Gegenwart ist ihr politisches Vermächtnis nicht geleugnet worden. Ihr Geist ist immerfort lebendig geblieben, obwohl die Ära Roosevelt ihr Mögliches versuchte, ihn totzuschlagen. Wir wissen nicht genau, seit wann man sich des Ausdrucks »Isolationism« bedient, um jene atmosphärische Strömung der nordamerikanischen Politik zu kennzeichnen, die hier auf ihrem mittelwestlichen Hintergrund beleuchtet wird. Das Wort ist wenig schön und dennoch eine Kraft im Leben der Vereinigten Staaten, auch wenn sie 1917 und erneut seit 1937 von den englischen und jüdischen Einflüssen des Ostens in den Hintergrund gedrängt zu werden vermochte. Die Millionen Nordamerikaner, die als Isolationisten dachten, waren

es, die lange Zeit als Bremse an dem Kriegsgefährt des Weißen Hauses wirkten. Und später zwangen sie den Präsidenten Roosevelt zum mindesten, sich immer tiefer in die Schuld des Mannes zu verstricken, der einem Kriege nachlief, der ihn nicht bedrohen wollte.

Der Isolationismus Nordamerikas ist nicht parteipolitisch zu verstehen. Weit eher wird man ihn als eine Bewegung auffassen dürfen, in der sich Menschen des verschiedensten Gepräges zusammenfinden. Immer sind sie Demokraten oder Republikaner und auch Sozialistenführer wie Norman Thomas gewesen, die schon aus Grundsatz für den Frieden einzutreten hatten. Ob Schriftsteller wie Sinclair Lewis, ob Unternehmer vom Range Henry Fords, ob berühmte Historiker wie Charles Beard, ob Kirchenfürsten wie der irische Kardinal O'Connell — manche unter ihnen mochten stets als innerpolitische Anhänger des Präsidenten Roosevelt gegolten haben, sie alle aber führte wohl die eine Überzeugung zusammen, daß ihrem Kontinente, dieser wohlgeschützten Insel innerhalb der Weite zweier Weltmeere, vom Schicksal selbst die »splendid isolation« gerade auch als eine nordamerikanische Aufgabe gestellt worden war.

Die Niederlagen, die der nordamerikanische Isolationismus in der Gegenwart erlitten hat, sie sind ihm auch im Weltkrieg beschieden gewesen. Burton Wheeler, Charles Lindbergh und andere, die nach dem Vorbild Borahs und La Follettes von Anfang an die Außenpolitik des Präsidenten Roosevelt bekämpften, haben ähnliche Erfahrungen wie diese Gegenspieler Woodrow Wilsons sammeln müssen. Das ist, in größerem Zusammenhang gesehen, nicht entscheidend. Der Isolationismus ist kein plötzlich aufgetauchtes Phänomen der nordamerikanischen Politik. Seine eigentlichen Kräfte sind ihm immer schon aus jenem breiten Tal des Mississippi zugeströmt, das sich mit Stolz als »Valley of Democracy«, als Hüter nordamerikanischer Überlieferung empfindet.

Der Mittelwesten ist amerikanisch und nichts anderes. Gerade deshalb ist er nicht davor gefeit, der Stimmung zu verfallen, die das Land in diesem oder jenem Augenblick fortreißt. Er bleibt indessen, was er immer war: Ein fest umrissener Ausschnitt der amerikanischen Landschaft mit einem rassisch ausgeprägten Volksschlag, der sein Nordamerikanertum in einer kontinental umgrenzten Politik und in unbedingter Isolierung gegen alle fremden, nicht zuletzt auch britischen Einflüsse bestätigt sehen will. Der Nährboden dieses Menschentums ist zugleich die größte Kornkammer der Welt, seine Bildungsstätten sind bestimmt nicht Harvard oder Yale, wohl aber eine sehr amerikanische Universität wie Madison, Wisconsin, und seine Presse in Chikago deutet das politische Geschehen zum mindesten um einige Grade unabhängiger, als es der englisch inspirierten Presse in der Hudsonmetropole möglich ist.

Im Isolationismus regte sich von je das nordamerikanische Gewissen vor der eigenen Geschichte, die zunächst einmal, wenn irgend etwas überhaupt, die Unabhängigkeit von Großbritannien und das Wachstum einer nordamerikanischen Nation von eigenem Geblüt und eigener Kultur voraussetzt. Die isolationistische Bewegung ist geradezu das nationale Gewissen der Vereinigten Staaten von Amerika. Als solche mag sie in politischen Gefechten Schlappe über Schlappe erlitten haben, sie wird auch künftighin als atmosphärischer Bestandteil der amerikanischen Szene ihre Bedeutung behalten. Sie wird sich immer wieder geltend machen, sobald das Land auf Wege gewiesen werden soll, die seiner kontinentalen Bestimmung zuwiderlaufen.

# DIE WIRTSCHAFTLICHE UMWÄLZUNG

## *Das dumme Dollarzeichen*

Lincoln ausgenommen, gibt es in der Geschichte der Vereinigten Staaten schwerlich einen Präsidenten, der in seinem eigenen Lande mit solcher Heftigkeit erörtert und umstritten, mit solcher Leidenschaft gehaßt und wiederum bewundert worden wäre wie Franklin Roosevelt. Lincoln, dem das Volk der USA. in unseren Tagen seine schönsten Monumente errichtet, war der Präsident des Bürgerkrieges, jener nachhaltigen Umwälzung, die den Kontinent zu einer Einheit straffte und den Feudalismus des amerikanischen Unternehmers auf die Gipfelpunkte seiner Machtentfaltung führte. Roosevelt ist den Amerikanern ebenfalls der Inbegriff für eine Zeit geworden, in der die alten Werte zu verfließen scheinen und, was ehedem als unumstößliche Gewißheit galt, dem Schicksal einer ungewissen Zukunft ausgeliefert ist.

Gegen Jahresende 1940 war es, daß Franklin Roosevelt das sensationelle Wort vom »dummen Dollarzeichen« prägte. Er hatte seine Gründe dafür: Er wollte seine Englandhilfe nicht an der nach seiner Ansicht einfältigen Vorstellung des Durchschnittsbürgers scheitern lassen, daß erst einmal die alten Schulden Englands aus dem Weltkrieg zurückerstattet werden müßten. Dennoch war es wohl ein Wendepunkt von ungeahnter Tragweite, daß dem Volke der Ver-

einigten Staaten von seinem eignen Präsidenten das vielgeliebte Sinnbild seiner Wohlfahrt als ein dummes, überlebtes Geldzeichen dargestellt wurde. Das Paradoxe der Entwicklung ließ sich kaum noch überbieten. Sie hatte sich für Nordamerika an sich so unerhört erfreulich gestaltet. Seit Ausbruch des Konfliktes in Europa war der Goldbestand der USA. bis Juli 1940 von 16,6 Milliarden auf 20 Milliarden Dollars angewachsen. Acht Zehntel allen Goldes in der Welt befand sich jetzt, in Barren aufgeschichtet, in den Gewölben von Fort Knox, und noch immer floß dieser Strom des Reichtums in die nordamerikanischen Häfen, bis eines Tages auch der letzte Barren in den Büchern der Bundesbank verzeichnet werden würde. In diesem Augenblicke höchsten wirtschaftlichen Machtbewußtseins für das Denken der Vereinigten Staaten war nun das System des Goldes selbst in solchem Grade problematisch geworden, daß Franklin Roosevelt es für geraten hielt, das »dumme Dollarzeichen« zu belächeln.

Sicherlich hat dieser vielgewandte Mann auf keiner Stufe seiner langen Präsidentschaft einen vorgefaßten Plan verfolgt und etwa mit der privatkapitalistischen Überlieferung des Landes brechen wollen. Die Theoretiker, die ihn in seinen ersten Regierungsjahren berieten, mochten vielfach Sozialisten sein. Sie konnten aber seinen angeborenen Realismus, seine echt amerikanische Anpassungsfähigkeit an diese oder jene praktische Lage, niemals für die Dauer überschatten. Indessen hatte sich die Wirtschaft Nordamerikas schon vor dem Amtsantritt des Präsidenten in ihren vielen Schwächen, ja, in ihren schweren Erkrankungssymptomen offenbart. Da war auch Roosevelt nicht Schöpfer irgendeiner neuen wirtschaftlichen Zukunft, sondern von der Not der Zeit getrieben, die willenskräftige Entschlüsse verlangte.

So war die freie Wirtschaft aus sich selbst heraus zu Taten nicht mehr fähig. Die Krise, die sie in der ersten Zeit nach 1929 noch als Wellental vor einem neuen Aufschwung empfinden mochte, nahm

mit jedem Jahre deutlicher die Wesenszüge einer Dauerkrise an, die mit den orthodoxen Mitteln nicht gelöst werden konnte. Das Sozialprogramm des Präsidenten wurde deshalb nicht um seiner selbst willen aufgestellt. Es wäre höchstwahrscheinlich nie erdacht worden, wenn nicht das dringende Bedürfnis bestanden hätte, von oben her durch Gelder, die nicht aus der Produktion der Wirtschaft stammten, die Kaufkraft der erwerbslosen Massen in Bewegung zu bringen. Doch eben damit zog sich Roosevelt den Zorn der meisten Unternehmer zu, die ihn in seinen ersten beiden Präsidentschaftsperioden unentwegt bekämpften, obwohl sie selber nicht imstande waren, das Land aus seiner vielgestaltigen Bedrängnis herauszuführen.

Dieses Ringen zwischen einem Präsidenten, der im Grunde seines Herzens keineswegs den Wunsch besaß, die Grundlagen der amerikanischen Kapitalwirtschaft zu zerstören, und einem Unternehmertum, das seiner ganzen Wesensart entsprechend schon die sozialpolitischen Notgesetze der Regierung als einen revolutionären Umschwung betrachten mußte, hat die Ära Roosevelt durch alle Phasen ihres Wirkens begleitet. Wenn irgendwo, dann hatte sich in den Vereinigten Staaten, dem Land der Dollarkönigreiche eines Ford und Rockefeller, eines Mellon und Dupont, eines Carnegie und Morgan, der Tummelplatz für ungehemmte Gründerenergien, für rücksichtslose Rafftriebe und schließlich auch für imposante industrielle Leistungen gebreitet. Jetzt schien das alte Selbstvertrauen und die alte Forschheit aus dem Land gewichen. Und da die Wirtschaft ihre Schwungkraft aus vergangenen Tagen nicht mehr aufzubringen vermochte, war der Staat gezwungen, seinerseits die Steuerung der Wirtschaft zu übernehmen.

Ihm kam die weltpolitische Spannung, wie wir sahen, als die Rettung in der Stunde schwerster innerer Krisen. Es wurden äußere Gefahren proklamiert und daraus das Erfordernis der radikalen rüstungspolitischen Umstellung des nordamerikanischen Industrie-

körpers abgeleitet. Das Unternehmertum war jetzt gezwungen, mitzugehen. So sehr es gegen Roosevelt als inneren Reformer gehadert hatte, so willig war es ihm aus innerer Verbundenheit mit Englands Weltsystem auf seinen außenpolitischen Wegen gefolgt. Es sah sich in die Widersprüche seiner eigenen Haltung verstrickt. Dieselben Kreise, die in siebzig langen Jahren sehr viel mehr als nur die Nutznießer des amerikanischen Wohlstandes gewesen waren, die das Dollarzeichen auch als Szepter ihrer unumschränkten Macht im Staate geschwungen hatten, wurden immer wahrnehmbarer in die Stellung von Beauftragten des neuen Unternehmers Staat hinabgedrückt. Selbstverständlich waren sie noch keineswegs im wahren Sinn des Worts entmachtet. Auch Roosevelt war schließlich ihren Schichten, ihrer überkommenen Geltung schon durch seine Herkunft verpflichtet. Aber würde sich die Planwirtschaft des Krieges jemals wieder zugunsten alter Lebensformen beseitigen lassen? —Würden ihre Spuren sich dem Lande nicht für alle Zukunft aufprägen? — Wo würden dann jedoch die demokratischen Freiheiten bleiben, die Roosevelt im Kampfe gegen alle totalitären Mächte zu verteidigen vorgab?

Es war kein Zweifel: Dieser Präsident stand im Begriff, sich selbst der totalitären Führungsmethoden zu bedienen. Und die Wirtschaft konnte sich nicht sträuben, da er sein gewaltiges Rüstungsunternehmen im Namen der »national defense«, der Landesverteidigung, aufzog. Sie war in keinem Sinn begeistert von der Wendung, die die Dinge nahmen. Aber alles in allem war sie nur noch der Schatten ihrer kondottierehaften, unbekümmerten Vergangenheit. Sie scheute Risiken und war nur selten zu bewegen, sich mit ihrem eigenen Vermögen an der riesenhaften Umstellung der amerikanischen Industrie zu beteiligen. Für amerikanische Begriffe war es ohne Frage ein bemerkenswertes Schauspiel, daß die Börse sich nur zögernd der Bewegung anschloß, die das Rüstungsfieber der Regierung anzukurbeln

vermochte. Der ungeheure Krach von 1929 steckte noch nach einem Dutzend Jahren allen, die aus ihm entronnen waren, in den Knochen. Und wo sich einst der Optimismus eines ganz auf den Erfolg erpichten Menschenschlages jedem Risiko zu überlassen pflegte, da war man jetzt, wo endlich wieder Auftrag über Auftrag winkte, auf jede Weise bestrebt, das Risiko dem Staate aufzubürden. Allbekannte Werke der Nation wie Chrysler, General Motors oder Dupont bauten zwar die angeforderten neuen Fabriken, verlangten aber staatliche Garantien für eine schnelle Abschreibung der Posten und mußten sich im Austausch damit einverstanden erklären, daß die neuen Anlagen nach einer festgesetzten Frist in den Besitz des Staates übergingen.

Das war vom Standpunkt derer, die Amerika, den Staat und den gesellschaftlichen Aufbau, mit ihrer Art von Unternehmertum gelenkt und auch gesinnungsmäßig tief durchdrungen hatten, ein ganz erstaunliches Geschehen. Es war, ob man es wollte oder nicht, der Auftakt einer neuen Zeit, von der man kaum erahnen konnte, wo sie einmal enden würde.

### *Die psychologische Wandlung*

Die Ära Roosevelt war ketzerhaft von Anbeginn, wofern sie an den Werten der amerikanischen Entwicklung bis zum Jahre 1929 gemessen wurde. Vom Stand der europäischen Entwicklung beurteilt, hatte sie so gut wie gar nichts aufzuweisen, was in Deutschland, England oder Frankreich nicht schon lange vorher versucht worden wäre. Das Sozialprogramm des Präsidenten stützte sich auf die Erfahrungen, die Europa seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gesammelt hatte. Es war nichts Neues, daß die »Wagner Act« von 1933 das Recht des Arbeiters auf gewerkschaftlichen Zusammenschluß und damit den kollektiven Arbeitsvertrag im Grund-

satz anerkannte. Von den fünfzig Millionen Arbeitern des Landes waren aber selbst im Jahre 1941 nicht mehr als elf Millionen organisiert, woraus gefolgert werden darf, daß Nordamerika um diese Zeit den offenkundig angestrebten Stand der Dinge in anderen Staaten mit verwandter Gesetzgebung bei weitem nicht erreicht hatte.

Der Widerstand kam aus verschiedenen Ecken. Unternehmer von der Geisteshaltung eines Henry Ford vertraten jahrelang in zähem Ringen mit den Bundesbehörden das alte Ideal der freien Wirtschaft, den »open shop« — die Werkstatt, die dem Gewerkschaftsmitglied wie dem unorganisierten Arbeiter gleichermaßen offenstände. Sie hatten eine patriarchalische Wirtschaftsphilosophie entwickelt, die den Unternehmer selber zum Betreuer seiner Belegschaft machte. Die beiden Gewerkschaften ihrerseits — weniger die konservative »American Federation of Labor«, die ohnehin nur ausgesuchte Arbeitskräfte aufnimmt, als das radikale »Committee of Industrial Organisation«, das unter Roosevelt zu starkem Einfluß gelangte, indem es ganz besonders auch das »alien element« unter den Arbeitern organisierte — versuchten mit den Methoden des Klassenkampfes ihre Mitgliederzahl in den Betrieben zu erhöhen.

Die Rüstungskonjunktur, die nach Erlaß des Englandhilfegesetzes eintrat, verschärfte diese Spannung. Wo immer der soziale Kampf sich auf amerikanischem Boden austobt, da wird er hart und unerbittlich ausgetragen. So war es auch im Sommer 1941 in den Fordwerken bei River Rouge, wo eine Anzahl Toter auf der Strecke blieb, und ähnliches geschah in vielen andern Betrieben. Die Dinge trieben einer Krise zu, und für den Präsidenten war der Augenblick gekommen, wo sich der Freund Britanniens gegen den Beschützer des »forgotten man« entscheiden mußte. Das Weiße Haus verhängte den uneingeschränkten Ausnahmezustand, und schon wenige Tage später wurde eine große Flugzeugfabrik in Kalifornien von zwei mit Panzerwagen und Maschinengewehren ausgerüsteten Regimentern besetzt.

Der Streik war unterdrückt, und auch der kleine Mann erkannte ähnlich wie der Unternehmer, daß in Washington ein anderer Geist als in den ersten beiden Perioden der Ära Roosevelt regierte — ein Geist, der keiner Hülle mehr bedurfte, als im Dezember 1941 die ersten wirtschaftlichen Kriegsgesetze alles, was gewesen war, in ihrem Wust erstickten.

Rentenversicherung, Arbeitslosenhilfe und Kinderschutz sind zweifellos die bleibenden Taten der Ära Roosevelt. Es handelt sich dabei um Maßnahmen, die nicht deshalb die amerikanische Szene aufgerüttelt haben, weil sie für die Menschheit etwas Neues bedeutet hätten, sondern einfach, weil sie nach amerikanischem Maßstab Unerhörtes zum Gesetz erhoben. Die ewige Prosperität als wahre Religion des Yankees — jener unverwüstliche und diesseitige Glaube, der eine Chance für jedermann verheißen hatte und den übervölkerten Verhältnissen der engen Heimat, die zurückgelassen wurde, die unbegrenzten Möglichkeiten einer neuen Welt entgegenstellte: Dieser soziale Optimismus war so uramerikanisch wie der Rio Colorado, der sich durch die hundertfarbigen Felsencañons Arizonas wälzt. Vor allem aber war er auch das Band, das alle einte — das große Kredo eines Staatsvolkes, das erst Gemeinschaft aus Instinkt und Zwang des Herzens werden wollte.

Die Revolution, die durch die sozialen Reformen Roosevelts herbeigeführt wurde, war deshalb vornehmlich psychologischer Natur. Sie war im wesentlichen amerikanischen Charakters. Ein öffentliches Recht des einzelnen auf Unterstützung bei Erwerbslosigkeit zugestehen, hieß die Umkehrung aller Werte, die das Land im Denken jedes eingesessenen Amerikaners groß gemacht hatten: Jener Riesenhaftigkeit des Kontinentes, der nun plötzlich nicht mehr seine Menschen zu tragen schien, und jenes Evangeliums der Schulbücher, das die Kinder fremden Blutes mit dem erhebenden Bewußtsein erfüllte, Bürger einer besseren, weil unermeßlich reichen und

weiträumigen Heimat zu sein. Das zielstrebige Draufgängertum eines Volkes, dessen eingebürgerte Menschen keinen bodenständigen Stolz nach unseren Begriffen gekannt und ihren Amerikanismus vor allem anderen als Tanz ums Goldene Kalb befriedigt hatten, mußte notgedrungen einen ernsten Schock erleiden. Man war um viele Illusionen ärmer geworden.

Und vollends brachen für die Massen wie die Unternehmer neue Zeiten an, als die amerikanische Wirtschaft für die »national defense« gerüstet wurde. Die USA. vor 1933 waren, steuerlich gesehen, das wahre Eldorado. Die USA. von 1938 sahen schon ein Fünftel ihres Volkseinkommens von damals, etwa 63 Milliarden Dollars, fortgesteuert. Die USA. von 1940 aber hatten sich bedenklich dem Steuerniveau der europäischen Länder angenähert, die schließlich ihre ganze Existenz verteidigen mußten. Neben allen anderen Abgaben hatten die Aktiengesellschaften eine eben eingeführte »Kriegsgewinnsteuer« zu tragen, die bei einem anerkannten »Normalverdienst« in Höhe einer achtprozentigen Verzinsung des investierten Kapitals volle fünfzig Prozent der Überschüsse an die Bundeskasse abzweigte. Auch seither wuchs die Steuerlast im Einklang mit dem ständigen Anschwellen des Bundeshaushalts. Die Staatsschuld, die bei Roosevelts Regierungsantritt ganze 21,2 Milliarden Dollars betragen hatte, war Oktober 1940 schon auf 60 Milliarden Dollars emporgeschnellt, obwohl der Rüstungstaumel und die Englandhilfe sich um diese Zeit noch gar nicht auszuwirken vermochten. Vor allem stand das Land noch nicht in einem riesenhaften Krieg nach beiden Weltmeerfronten, der natürlich, sobald er nackte Wirklichkeit geworden war, nachdem er vorher nur die Phantasie gewissenloser »politicians« beflügelt hatte, die Haushaltslasten und die Steuersummen steil emporschnellen ließ.

Nordamerika ist nie das Land beschaulichen Genusses, der liebevoll gepflegten Städte, der ländlichen Idylle und der Ehrfurcht vor

Gewordenem gewesen. Dem Stolz des europäischen Menschen auf die großen Stätten seiner langen und bewegten Geschichte hat es seinerseits mit nicht geringer Selbstzufriedenheit die praktischen Errungenschaften seiner Zivilisation, den flimmernden Lichtertanz des Broadway, die Bequemlichkeiten seiner Pulmanwagen, den Überfluß an allem täglichen Bedarf, auch seine Filmpaläste, seine Autos, seine Patentküchen und ganz besonders seine Badewannen entgegengehalten. Es mag ihm manches fehlen, was es in Europa immer geben wird, in einem Punkte aber will es stets aufs neue seine Überlegenheit betont wissen, und das ist der berühmte »American way of life«. Nur Asketen werden alles das verachten, was das äußere Behagen ausmacht. Für die Masse der Amerikaner ist es aber Sinn und Zweck des Lebens überhaupt.

Wird das Land den Standard seiner bisherigen Lebensweise behaupten können? — Nicht von uns wird diese Frage gestellt. Es ist die dumpfe Ahnung eines großen Wandels, die man von Amerikanern selber immer häufiger erörtert hört. Der weltpolitische Ehrgeiz, der das Land aus seiner Hemisphäre drängte, hat ihm wohl zum ersten Mal in seiner Geschichte den Gedanken nahegebracht, daß ein großes Abenteuer hohe Opfer fordert. Seitdem die »national defense« zum Schlagwort ungezählter Millionen wurde, verdeckte auch der joviale Onkel Sam sein altes Biedermannsgesicht mit einer neuen, ungewohnten Maske. Es wurde ihm Gewohnheit, auf der Leinwand für die neue Zeit zu werben, drohend seinen Finger zu erheben, allen Bürgern ihre Pflichten einzuhämmern, seinen vornehmen Zylinderhut durch eine Arbeitsmütze zu ersetzen und seine Ärmel beispielgebend aufzukrempeln. Und was er selbst zu sagen unterließ, das plauderten die Notgesetze der Regierung bald nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in das säkulare Ringen aus. Rundfunkapparate, Kühlschränke, Seidenstrümpfe und viele andere Luxusartikel — für jeden Yankee Inbegriff der nordamerikanischen Lebensweise — ver-

schwanden aus dem Markte. Die schon hergestellten Autotypen verfielen der Beschlagnahme. Die Erzeugung aller Wagen für private Zwecke wurde untersagt und damit eine von Grund auf motorisierte Zivilisation an ihrem empfindlichsten Punkte getroffen. Das ruckartige Steigen der Lebenshaltungskosten mußte durch Höchstpreise für viele Waren bekämpft werden. Der »German ersatz« — im Weltkrieg und auch 1939 wieder das beliebte Thema aller nordamerikanischen Karikaturisten — fand nun plötzlich, wenn zunächst auch nur auf einigen Gebieten, Eingang in die USA.: Schokolade und der unvermeidliche Kaugummi wurden nicht mehr in Stanniolpapier verpackt und Zahnpasten in Ersatztuben verkauft. Aber was noch mehr bedeuten mochte, war es wohl, daß Nordamerika, das klassische Land der riesig aufgetürmten Autofriedhöfe, plötzlich damit anfing, Sammelkolonnen durch die Straßen zu schicken, die nach Altmetall und ähnlichen Dingen jagten. Was man erlebte, war das stufenweise Absinken eines sprichwörtlichen Wohlstandes, der die USA. zum Zufluchtsort für ungezählte Menschen der verschiedensten Länder gemacht hatte. Was indessen schwer begreiflich schien, das war die Tatsache, daß eben manche jener Männer, die den Kriegseintritt der USA. gefördert hatten, jetzt plötzlich nach dem Beispiel Willkies die Bilanz der letzten Jahre zogen und gefährliche Umwälzungen auf allen möglichen Gebieten voraussagten.

Ohne Richtung wie die Ära Roosevelt an ihrer Spitze, taumelte das Land Etappe um Etappe in die neue Zeit hinein, die heute noch ihr eigentliches Antlitz verschleiert hält. Das Volk als Ganzes dachte wenig über seine Tagessensation hinaus. Wie immer schon verschlang es irgendeine letzte Mordgeschichte, las es spaltenlang von aufgeregten Kämpfen zwischen »Racketeers« und Bundespolizisten, träumte es vom Baseballsiege seiner Lieblingsmannschaft und jazzte es durch die berühmten Amüsierlokale seines heimatlichen Broadway. Der »graft« — die öffentliche Korruption — war immer schon

ein sprichwörtliches Zubehör der inneramerikanischen Verhältnisse gewesen. Auch die Popularität von früheren Präsidenten hatte in den großen Metropolen wie Neuyork, Chikago, Boston oder Jersey City zum guten Teil vom engen Einvernehmen zwischen der lokalen Parteimaschine und der Unterwelt mit ihren zweifelhaften Elementen abgehangen.

Das alles war nicht neu. Neu war nur die ideelle Armut dieser Epoche — die Grundsatzlosigkeit, mit der man ihre öffentliche Meinung selbst in Schicksalsfragen ganzer Völker machte — der Zynismus, der ein ziemlich ahnungsloses, unbedrohtes Land mit der Parole beglückte, daß der Weg zu einer neuen sozialen Ordnung durch den Krieg führe. Ralph Landon, der republikanische Präsidentschaftskandidat bei der Wahl von 1936, hatte damals schon die Sorge, die sein Inneres erfüllte, mit den Worten ausgedrückt: »Wir haben tatenlos zugesehen, wie materielle Dinge die großen religiösen und ethischen Werte unseres Volkes in den Hintergrund drängten. Das Leben einer Nation erfordert aber mehr als Brot allein. Der Charakter ist das wichtigste, und wir haben alle charakterbildenden Eigenschaften in uns brachliegen lassen. Es wäre ein unfaßbares Unglück, wenn wir vergäßen, daß die Zukunft einer Nation allein durch ethische Werte bestimmt wird.«

Geistig und moralisch ohne Standort, so geriet das Volk der Nordamerikaner in den Krieg, der in dem Augenblicke, als er endlich auf die weiten Räume des Pazifik ausgriff, kaum erwartet wurde. Gerade weil der Präsident seit 1937 unentwegt zum Kriege trieb, gerade deshalb war der Krieg für viele Nordamerikaner zu einer Theorie geworden, die man zu Tode debattierte, zu einem Tummelplatz der Phantasie von Amateurstrategen, aber nicht zu einer Schicksalsfrage, die sich aus dem lärmenden Alltag nordamerikanischer Parteikämpfe heraushob. Alle gesetzgeberischen Maßnahmen der Ära Roosevelt, durch die das Land aus seiner stolzen Neutralität

herausgedrängt wurde, hatten nur mit Mühe vom Kongreß erschlichen werden können. Das Pacht- und Leihgesetz wie später auch die Freigabe der Schiffahrt in die Kriegszonen wurden mit den knappsten Mehrheiten ertrotzt. Und wie die beiden Häuser des kapitolinischen Hügels in Washington, so war auch die Nation gespalten in der Frage Krieg und Frieden. Man war nur einig in dem Wunsch nach Rettung Englands — einig aber mit der einschränkenden Formel: Unter Ausschluß des kriegerischen Einsatzes der Vereinigten Staaten. Auch wenn die Diskussion verstummte, sobald die große Schicksalsstunde für die USA. geschlagen hatte, auch wenn das Volk jetzt wie ein Mann dem Ruf der nationalen Pflicht gehorchte, so wird es immer von Bedeutung bleiben, daß die Geister sich bis dahin an der Frage geschieden hatten, ob das Land im sicheren Hafen seines Kontinentes verharren oder aber sehr riskante Abenteuer auf der stürmischen See der weltpolitischen Spannung suchen solle.

Fürwahr: Der Krieg, um dessen Für und Wider sich die Kirchen und politischen Parteien, die Presse und die Interessenten jeglicher Schattierung seit Jahren fieberhaft gestritten hatten, war allzuviel zerredet worden. Ihn wollte nicht der Mittelwesten, den man, wie wir sahen, von je als Zitadelle einer nur amerikanischen Kontinentalpolitik anzusprechen hatte. Es wollten ihn auch nicht die fünfundzwanzig Millionen Katholiken, deren großer Orden, die Knights of Columbus, schon den Flirt des Weißen Hauses mit dem Kreml mißvergnügt zur Kenntnis genommen hatte. Es gab auch jene Selbstgefälligkeit gewisser intellektueller Kreise, die sich lange an dem Traum ergötzte, am Ende eines Krieges, der die ganze Welt zermürben sollte, den ungeschwächten USA. die Nachfolge Englands in einem amerikanischen Jahrhundert der Zukunft zu sichern. Endlich war es sehr amerikanisch gewesen, daß die große Mehrzahl derer, die an der Debatte teilnahmen, keinen Anspruch auf die innere Aufrichtigkeit ihres Standpunktes erheben konnte. Viele hatten sich ihr

rednerisches Wirken von ihren Hintermännern teuer bezahlen lassen. Andere schwankten wie ein Rohr im Wind von einer Wahl zur anderen. So kam es, daß im Grunde gar nichts mehr geglaubt wurde, und daß die öffentliche Meinung steuerlos dem Ungewissen entgegentrieb. Dann aber, als das Schicksal über Nacht hereinbrach, fühlten sich die lange aufgepeitschten Nerven eines immer schon der Massenhysterie verfallenen Landes von einem Schock ergriffen, der nur allmählich überwunden wurde. Man hatte sich — und das war schwer für einen Dünkel, der von oben her gezüchtet worden war — auf die Erkenntnis einzurichten, daß man den Gegner jenseits des Pazifik gröblich unterschätzt hatte. Es kamen schließlich jene Hammerschläge aus der Bundeshauptstadt, die dem Volke die Wahrheit nahebrachten, daß der Ernst des Krieges an die Tore eines jeden Hauses pochte: Streikverbot und pausenlose Arbeitswoche, Wehrpflicht für alle Männer zwischen einundzwanzig und vierundvierzig Jahren, nationale Dienstpflicht für alle zwischen achtzehn und fünfundsechzig Jahren.

Der Idealismus des amerikanischen Menschen, den der »sense of business« nicht überall verkümmern ließ, war allerdings seit Jahren kaum zu Wort gekommen. Die politische und wirtschaftliche, die geistige und soziale Krise aber, die schon vor dem Jahr 1932 anhub, die dann gewaltig durch den Ausbruch des pazifischen Krieges gesteigert und durch den Bieneneifer Roosevelts in keinem Sinn gebändigt wurde, wird das amerikanische Geschehen noch lange Zeit beherrschen.

FÜNFTER ABSCHNITT

# DIE WESTLICHE HEMISPHÄRE

# DAS OZEANISCHE AMERIKA

## *Roosevelt gegen Monroe*

Wenn das Nordamerika von 1939 die eigenen Wertmaßstäbe für die europäischen Kriegsvorgänge hätte gelten lassen, dann hätte es mit innerer Genugtuung beobachten müssen, wie auch Deutschland in Europa jenes Ziel verfolgte, das alle Nordamerikaner seit dem Präsidenten Monroe für die beiden Kontinente der westlichen Erdhälfte mit sichtlichem Erfolg beansprucht hatten. Schließlich hatte der Aufbruch gegen den britischen Universalismus nicht am 1. September 1939 an den Grenzen Deutschlands und Polens, sondern am 4. Juli 1776 in der Independance Hall von Philadelphia begonnen.

So wurde auch die Außenpolitik der USA. durch den Konflikt, der in Europa ausgebrochen war, vor die entscheidende Frage ihrer Zukunft gestellt. Sie konnte durch die Beibehaltung ihrer wesentlich amerikanischen Bestrebungen ihre eigenen Interessen schützen, die Dinge in Europa und Ostasien sich großraumartig entwickeln und so ein neues weltpolitisches Gleichgewicht entstehen lassen. In dieser Zukunftsordnung wäre das freie Meer der Träger aller Handelsbeziehungen zwischen modern gelenkten und gegliederten Reichen

gewesen. Indessen hatte Washington noch eine andere Wahl. Es konnte sich mit seiner Macht und seinem Einfluß in die ozeanische Verteidigungslinie des britischen Weltsystems einreihen — sei es, um als englischsprechende Nation die Vorherrschaft des Angelsachsentums verewigen zu helfen, oder sei es, um sich selber für die Zukunft diese Ozean- und Weltbeherrschung zu sichern.

Die Doktrin des Präsidenten Monroe hätte, wenn sie wirklich der alleinige Richtpunkt nordamerikanischen Handelns geblieben wäre, auch die USA. zum ehrlichen Verfechter eines neuen Zeitalters der großen Raumgebilde machen müssen. Sie war im Jahre 1823 verkündet worden, um den russischen Ansprüchen auf das Territorium von Alaska entgegenzutreten und um die Unabhängigkeit der jungen iberoamerikanischen Republiken gegen europäische Mächte zu schützen. Ihre wichtigsten Stellen sagten: »Kraft der Freiheit und Unabhängigkeit, die sie errungen und erhalten haben, dürfen die amerikanischen Kontinente künftig nicht mehr als Gegenstand der Kolonisierung durch irgendeine europäische Macht betrachtet werden... Wir haben niemals an Kriegen europäischer Mächte in Fragen, die nur sie angehen, teilgenommen, auch würde eine solche Handlungsweise nicht dem Geiste unserer Politik entsprechen... Wir schulden es der Offenheit und auch den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen uns und jenen Mächten herrschen, zu erklären, daß wir jeden Versuch von ihrer Seite, ihr System auf irgendeinen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit ansehen würden... Die Vereinigten Staaten werden ihre Hände von Europa fernhalten. Sie erwarten, daß auch Europa seine Hände von Amerika fernhält.«

Diese Politik besagte in knappen Worten: Eigengesetzlichkeit der beiden amerikanischen Kontinente — Hände weg von europäischen Angelegenheiten — Unabhängigkeit der gesamtamerikanischen Staatenwelt vom Rest des Erdballs. In dieser aus ihrem Wortlaut abge-

leiteten Bedeutung wurde die Gültigkeit der Doktrin von den Vereinigten Staaten sogar noch Sommer 1940 in einem Notenwechsel mit dem Großdeutschen Reich beansprucht. Es war dies der Anlaß, der den Staatssekretär Cordell Hull am 6. Juli öffentlich das Folgende erklären ließ: »Die Monroedoktrin ist lediglich eine Politik der Selbstverteidigung, die dazu dient, die Unabhängigkeit und die Unversehrtheit Amerikas zu bewahren. Die Monroedoktrin war und ist noch immer dazu bestimmt, eine Angriffshandlung irgendeiner nichtamerikanischen Macht auf der westlichen Halbkugel zu verhindern und jedem nichtamerikanischen Regierungssystem eine weitere Ausdehnung auf dieser Halbkugel unmöglich zu machen... Die Vereinigten Staaten verfolgen eine Politik der Nichtteilnahme an und der Nichtverwicklung in rein politische Angelegenheiten Europas.« Und am 8. Juli 1940 vollends ließ sich Franklin Roosevelt persönlich dahin vernehmen, daß er sich weder in die Neuordnung Asiens noch in diejenige Europas einzumischen gedenke, und daß er auch nicht unabhängig über das Schicksal der europäischen Besitzungen in Amerika verfügen werde.

Das war ein immerhin bemerkenswertes Bekenntnis, unerwartet aus dem Munde eines Mannes, der seit 1937 der erklärte Gegner jeder Neuentwicklung in der Welt gewesen war. Auf einen Augenblick — es war wahrhaftig nur ein Augenblick — schien er geneigt, die naheliegende Folgerung aus der gesamtamerikanischen Geschichte selbst zu ziehen, das Raumgesetz des amerikanischen Erdteils auch anderen Erdteilen zuzugestehen und dem älteren Satz »Amerika den Amerikanern« die neuen Parolen »Europa den Europäern« und »Ostasien den Ostasiaten« ebenbürtig an die Seite zu stellen. Genau so aber, wie der Präsident die Neutralität der USA. so lange nur vertreten hatte, wie er glaubte, der Stimmung der amerikanischen Massen Rechnung tragen zu müssen, war er auch hier der Taktiker, der einer äußerst unbequemen Lage auszuweichen hatte.

Diese neue und auffallende Zurückhaltung war nämlich ebenso unfreiwillig wie zeitbedingt. Man stand im Sommer 1940. Eben hatte Deutschland in Europa Frankreich niedergeworfen. Englands Schicksal lag durchaus im Ungewissen. Im Fernen Osten hatte Japan um den gleichen Zeitpunkt seinen ostasiatischen Führungsanspruch angemeldet. Auch war die Präsidentenschlacht in USA. noch nicht geschlagen. Das Volk der Nordamerikaner dachte wenig nur an Singapore und Aden, Malta oder Freetown. Es strebte nicht in Weiten, die ihm uferlos erschienen. Es wußte aber um den Monroeismus, um den gesamtamerikanischen Frieden innerhalb der sehr verworrenen Gegenwart und um den Panamakanal als das strategische Kernstück dieses ganzen Raumes. Der Monroeismus war ihm tief ins Blut gedrungen. Er war ihm Herzenssache und, was mehr bedeutet, ein sehr realer Ausdruck für ein festumrissenes amerikanisches Wirken in der Welt. Solcherlei Gefühle wollten nicht herausgefordert werden, solange die Entwicklung noch nicht reif dafür geworden war.

In Wahrheit aber war der Monroeismus, wie in früheren Kapiteln gezeigt wurde, schon längst nicht mehr das unumstrittene Prinzip der nordamerikanischen Außenpolitik. Er konnte auch in keinem Sinne mehr wie einst bei seinem Künder Nichteinmischung in die außeramerikanische Welt bedeuten. Schon 1898 hatte sich das damals neue Machtgebilde der Vereinigten Staaten auf den Philippinen eine militärische Basis im Angesicht von China und von Japan erobert. Es gab infolgedessen einen amerikanischen Imperialismus in doppelter Richtung: Einen solchen, der die Führung innerhalb der westlichen Erdhälfte anstrebte, und einen solchen, der die Führung im Pazifischen Ozean beanspruchte. In beiden Fällen hatte er, wie wir gesehen haben, sich im engsten Einvernehmen mit der britischen Weltmacht entfalten dürfen.

Die Politik indessen, die Roosevelt alsbald nach seiner Wiederwahl November 1940 verkündete, vollzog den Bruch mit allen Leit-

gedanken, die bis zu diesem Augenblick das weltpolitische Handeln der Vereinigten Staaten bestimmt hatten. Die Doktrin des Präsidenten Monroe hatte von den zwei »amerikanischen Kontinenten« gesprochen. Sie dachte nicht an Meere, die amerikanisch zu sein hätten, oder an Außenstellungen jener Kontinente, auf denen die Sterne und Streifen wehen müßten. Die Doktrin des Präsidenten Roosevelt dagegen entwickelte den geographisch allbekannten, politisch aber revolutionären Begriff der »Western Hemisphere«, der westlichen Halbkugel, für die er, ohne allzu deutlich zu werden, die Schutzherrschaft der USA. verlangte. Er hatte damit durch Verwendung eines einzigen neuen Wortes volle 118 Jahre nordamerikanischer Tradition um ihren Sinn betrogen.

Bei diesem Worte »Western Hemisphere« verlohnt es sich, ein wenig zu verweilen. Da es bekanntlich nur zwei Erdhälften gibt, war also eine dieser Hälften zum Jagdrevier des Präsidenten geworden. Es handelt sich dabei um jene Hemisphäre, die immerhin vom Ostzipfel Sibiriens und von Neuseeland bis nach London und der afrikanischen Goldküste reicht. Auch weist die westliche Erdhälfte noch eine zweite, sehr bedeutungsvolle Eigenschaft auf: Sie deckt den Stillen Ozean zum weitaus größeren Teil und den Atlantischen Ozean in seiner Gesamtheit. Grönland, Island, Irland, Schottland, England, Spanien, Portugal, Marokko, die Azoren, die Kapverdeschen Inseln, Nordwestafrika und Dakar liegen, geographisch gesehen, in ihrem Bereich — älteste Nationen und Besitztümer der europäischen Kulturwelt. Aus allen diesen Gründen hörte man mit einigem Erstaunen, zu welchen Himmelsflügen sich der Ehrgeiz Roosevelts durch den Konflikt, der in Europa ausgebrochen war, ermuntert fühlte.

Zwei Weltmeere, die beiden amerikanischen Kontinente, und natürlich Außenposten, die das ozeanische Verbindungsnetz der westlichen Hemisphäre mit ihrer östlichen Schwester, der eurasisch-afri-

kanischen Erdhälfte, gegen diese abzuriegeln vermöchten — das war die Seeherrschaft der englischsprechenden Nationen, jetzt vom gelehrigen amerikanischen Schüler durch dessen Hemisphärenbrille gesehen. Hier regte sich der alte Flottenmann in Franklin Roosevelt, der gar nicht anders als in seestrategischen, in ozeanischen Begriffen denken konnte. Von hier aus fühlte er den keineswegs amerikanischen Drang, die eigenen Interessen mit denen Englands gleichzusetzen. Aus diesem radikalen Imperialismus gelangte er dazu, ein Weltbild zu ersinnen, in dem die beiden Ozeane, wie immer auch die weltpolitische Entwicklung sich gestalten mochte, ein Reservat der englischsprechenden Nationen bleiben und nach Belieben für Eurasien und Afrika geöffnet oder auch geschlossen werden könnten.

Das Programm war gleichbedeutend mit der Preisgabe der Monroedoktrin. Es opferte die kontinentale Überlieferung der Vereinigten Staaten in ihrem Verhältnis zu Europa und ersetzte sie durch einen ozeanischen Führungsanspruch, der für die USA. und England in Gemeinschaft vertreten wurde. Die wiederholt zitierte »Hemisphärenplauderei am Kamin« vom 27. Mai 1941, die wirklich einen neuen Abschnitt in der Außenpolitik des Landes eröffnete, enthielt deshalb auch diese weitere These Roosevelts: »Wir stellen aufs neue die alte amerikanische Doktrin der Freiheit der Meere auf.« An sich war damit nur die Freiheit für die Waffenlieferung der USA. nach England gefordert. Doch eben dies war keineswegs die »völlige Freiheit der Schiffahrt im Frieden wie im Krieg«, die Woodrow Wilson im zweiten seiner Vierzehn Punkte für sämtliche Nationen als den zentralen Punkt in einem Weltsystem befreiter Völker betrachtet hatte. Denn immer war die Freiheit der Meere ein Konfliktstoff und einmal auch, im Jahre 1812, ein Kriegsgrund zwischen England und den Vereinigten Staaten gewesen. Immer hatte Englands Seeblockade dem Wunsch der Nordamerikaner nach freiem Handel mit allen Kriegführenden Europas im Wege gestanden. So war es schon im

Unabhängigkeitskrieg, so war es in den Napoleonischen Kriegen und später auch im Weltkrieg gewesen.

Wilson verlor für die Vereinigten Staaten schon auf der Friedenskonferenz von 1919 den Kampf um die alte, echte Freiheit der Meere. Auch seine Drohung mit einem Separatfrieden vermochte damals Lloyd George nicht umzuwerfen. Die Dinge lagen denkbar klar: Amerika besaß nicht mehr wie einst die kleinen USA. von 1812 die innere Unabhängigkeit vom britischen Weltsystem, um seinen Anspruch auf die freie Schiffahrt für sich selbst und für den Rest des Erdballs ernsthaft durchsetzen zu wollen. Bis etwa 1915 versuchte es noch in einigen schwachen Ansätzen die Freiheit seines Handels durch Protest in London zu erwirken. Das Wortgefecht am runden Tische von Versailles dagegen entbehrte auf amerikanischer Seite jeder Überzeugungskraft, weil Wilson ja zuvor im Kriege gegen Deutschland Partner der britischen Seeblockade gewesen war.

Schon damals also hatten sich die USA. den Seegesetzen Englands unterworfen. Die Freiheit der Meere, die 1941 von Roosevelt verkündet wurde, beruhte gleichfalls auf der Anerkennung der britischen Seekontrolle, da sie allein für England, die Vereinigten Staaten und die Länder, die sich ihrem Willen beugten, gelten sollte. Doch kam noch etwas anderes hinzu: Der Ehrgeiz eines Mannes, der die angloamerikanische Seebeherrschung zur Ausgangsbasis seiner Hemisphärenpolitik zu machen wünschte. England zu helfen und Amerika auch im Atlantik aus seiner kontinentalen Befangenheit zu lösen, das war für ihn dasselbe geworden. So streckten die Vereinigten Staaten ihre Hand nach fremden Kontinenten aus, anstatt mit ihnen, wie der Monroeismus es verlangt haben würde, gemeinsam eine neue Zukunft aufzubauen.

*Die USA. im Pazifik*

Im nordamerikanischen Denken — das wird man niemals übersehen dürfen — begann die große weltpolitische Umwälzung der Gegenwart nicht erst am 1. September 1939 in Europa, sondern bereits mit der Eroberung der Mandschurei durch Japan (1931), mindestens aber am 7. Juli 1937, dem Tage nämlich, an dem der Zusammenstoß japanischer und chinesischer Truppen auf der Marco-Polo-Brücke bei Peiping den Krieg im Fernen Osten auslöste. Auch in Europa wurde selbstverständlich die Wichtigkeit der damaligen Vorgänge erkannt, doch ihre Wirkung auf die breiten Massen der Vereinigten Staaten war ohne Frage ungleich größer. Historisch, wirtschaftlich und geographisch erschien das mannigfach begründet.

Nicht als atlantische, sondern als pazifische Macht ist Nordamerika zuerst mit weltpolitischen Ansprüchen hervorgetreten. Noch bis zur Gegenwart war deshalb auch die Flotte der Vereinigten Staaten so verteilt, daß sich ihr Schwergewicht auf San Diego an der kalifornischen Küste und Hawai, die Inselgruppe im Pazifischen Ozeane, stützte. Das atlantische Geschwader und die ostasiatische Flotte waren sozusagen von der eigentlichen Basis abgezweigt. Diese Planung fußte auf der ozeanischen Zusammenarbeit der beiden englischsprechenden Weltmächte, die schon um die Jahrhundertwende eingeleitet wurde, die dann im Weltkrieg ihre erste Prüfung ablegte, und die der britischen Flotte seither die atlantischen Polizistenaufgaben zuteilte.

Der europäische Konflikt von 1939 und die Bedrängnis Englands wurden dann der Anlaß für die Ära Roosevelt, mit der Parole vom »Zwei-Ozean-Standard« neue Ziele für die Flottenrüstung der Vereinigten Staaten aufzustellen. Es ist hier nicht der Platz, die Frage zu untersuchen, wann und in welchem Umfang sich ein solcher Zukunftstraum in Wirklichkeit verwandeln lassen wird. Es kommt nicht nur

auf Gelder an, die im Kongreß auch pflichtgemäß bewilligt wurden. Noch bis zum Ausbruch der europäischen Feindseligkeiten war die Flotte der Vereinigten Staaten im Vergleich mit ihren Hauptrivalen Großbritannien und Japan nach Alter und nach Qualität der Schiffe arg im Rückstand geblieben. Auch nach dem Niederbruch der Flottenbaubeschränkung (1936) trat Nordamerika nur zögernd in das Wettrüsten ein, das jetzt von England eingeleitet wurde. Es hatte also Boden wettzumachen, bevor es an den Ausbau seiner ozeanischen Stellung denken konnte.

Uns interessieren deshalb überwiegend die politischen Gedanken, die den Zwei-Ozean-Standard aus der Taufe gehoben haben. Sie verkörperten beste englische Tradition in ihrem unerschütterlichen Bestreben, von beiden Weltmeeren her den Gang der Dinge auf dem ganzen Erdball zu bestimmen und zu lenken. Sie beruhten ferner auf der Sorge, daß Amerika allein mit seinen überkommenen Machtmitteln bei weitem nicht imstande sein würde, das Monopol der englischsprechenden Nationen zu behaupten, wofern Britannien im Atlantik eine entscheidende Schwächung erleiden würde. Und eben deshalb wurde allem militärischen Denken die politische Erwägung zugrunde gelegt, daß die USA. als Kontinent sich eines Tages in der Lage sehen könnten, nach beiden Seiten ihre Hemisphäre verteidigen zu müssen. Anders ausgedrückt: Wer in der Krise des Jahrhunderts wie die Ära Roosevelt für Englands Seeherrschaft optierte, der war aus diesem Grunde gezwungen, mit dem erhofften Vorteil eines solchen Bundes auch das Risiko zu übernehmen.

So gesehen, bildete der Zwei-Ozean-Standard die militärische Ergänzung der neuen Hemisphärenpolitik. Diese war das große Gegenprogramm zu der riesigen Umwälzung geworden, aus der sich in Europa unter Deutschlands und Italiens Führung, im Fernen Osten unter Japans Führung Zukunftsformen einer neuen und gerechten Weltverteilung zu entwickeln schienen. Gerade an dem Widerstand

Amerikas, der sich auf beide Eckpfeiler und Kraftfelder des eurasischen Raumes richtete, erwies sich die Verwandtschaft dessen, was im Fernen Osten und Europa vor sich ging. Es zeigte sich indessen auch, daß der amerikanische Imperialismus jetzt in seiner Zielsetzung identisch mit der britischen Tradition der Weltbeherrschung durch Beherrschung der Meere geworden war.

Neu war hierbei das amerikanische Interesse am Atlantik, alt dagegen der pazifische Ehrgeiz der Vereinigten Staaten. Dieser hatte sich bereits in einer Zeit geregt, als Nordamerika noch keine nennenswerte Flotte besaß. Das war im neunzehnten Jahrhundert, als alle machtpolitischen Entscheidungen noch im Atlantik gefällt wurden, und als der Stille Ozean gerade auch politisch seinem Namen Ehre machte. Zur See erlebten die Vereinigten Staaten ganz den gleichen Glücksfall, der sie zu Lande größer, immer größer hatte werden lassen. Wohin sie sich mit ihrem Tatendrang auch wandten, da konnten sie, von keinem Widerstand belästigt, in ungeahnte Weiten stoßen. In diesem Sinne wurde der Pazifik für die ersten Imperialisten des Landes, was der Weite Westen für den Landhunger seiner ersten Pioniere gewesen war: Ein Feld, auf dem sich mit geringem Einsatz hohe Spiele gewinnen ließen.

Der Januskopf der USA. hat nach Europa bis zur Gegenwart fast immer nur sein friedliches Gesicht gezeigt. Sie konnten damit viele gläubige Gemüter täuschen, eben weil sie ihre militanten Eigenschaften zuerst in den europafernen Weiten des Pazifik erprobten. In jedem Falle hat die weltpolitische Unternehmungslust, der Drang zur Expansion und endlich auch der Chauvinismus das amerikanische Denken schon seit langem ganz gewiß nicht weniger, wahrscheinlich aber mehr als die Gedanken manches anderen Volkes beherrscht. Der Pazifik war die hohe Schule, auf der sich diese ungezügelten Instinkte früh entfalten und allmählich abschleifen konnten, ohne daß ein nennenswerter Schaden angerichtet wurde. Wen hatte es im Jahre

1903 schon ernsthaft ärgern können, daß Theodore Roosevelt in einer seiner lauten Präsidentenreden so gar nicht unbescheiden die Oberherrschaft der Vereinigten Staaten über den Pazifik proklamierte? — Die nordamerikanische Flotte, die den Anspruch hätte tragen müssen, gab es damals nur in unzureichendem Umfang. Nur im Einvernehmen mit Britannien schien ein solcher Ehrgeiz aussichtsreich.

Und dennoch: Theodore Roosevelt, der Volkstribun, sprach aus, was die Millionen seines Volkes dachten und ersehnten. Schon um die Zeit, als Kaliforniens Gold die Massen nach dem Westen lockte, entstand auch der pazifische Traum der werdenden Weltmacht. Er war romantisch wie nur je ein Traum, der schließlich Politik gestaltet hat. Nicht nur das schweigende Weltmeer und die reichen Inseln, die es barg, verhießen Macht und Abenteuer. Dahinter stand geheimnisvoll das Riesenreich, das China hieß. Hier ward die Phantasie der Neuen Welt in einem Augenblick befruchtet, in dem der Kontinent von einer Küste bis zur anderen durchschritten war. Und aus dem ungestillten Tatendrang erwuchs der Durst nach Macht.

So ist es keineswegs ein Zufall, daß der Monroeismus als die Lehre von den beiden Kontinenten, die gesondert von der übrigen Welt ihr friedliches Eigendasein führen wollen, zum ersten Male im Pazifik über die Küsten auf das weite Meer hinausgriff. Schon im Jahre 1842, fünf Jahre vor dem Erwerb von Kalifornien, erklärte Präsident Tyler in einer Botschaft an den Bundeskongreß, daß die Vereinigten Staaten jeder Besitzergreifung von Hawai durch irgendeine dritte Macht den Widerstand der Republik entgegensetzen würden. In den Jahren 1874 und 1889 landeten zum »Schutze der Gesandtschaft« die ersten nordamerikanischen Marinetruppen auf Hawai, und 1884 wurde als Vorläufer der Annexion von 1898 in Pearl Harbour der Flottenstützpunkt eingerichtet, der seither längst zum Mittelpunkt der nordamerikanischen Macht im Stillen Ozean geworden ist. Der Raub der Philippinen und der Insel Guam aber

trug den Einfluß der Vereinigten Staaten über die ganze Weite des Pazifik bis an den Rand des Südchinesischen Meeres.

Hier wurde ohne jede Frage Politik auf lange Sicht gemacht. Schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erklärte der spätere Staatssekretär Seward: »Die Küsten des Pazifischen Ozeanes, seine Inseln und die ungeheuren Gebiete, die sich hinter ihm erstrecken, werden der Schauplatz der bestimmenden Ereignisse in der großen Welt von morgen werden.« Und wirklich war es dem pazifischen Tatendurst der Nordamerikaner vorbehalten, gerade jenes Land aus seinem tausendjährigen Schlafe zu erwecken, das bald schon ihr entschiedener Gegenspieler im Bereich des Fernen Ostens werden sollte: Japan. Durch die berühmte Expedition des Commodore Perry (1853/54) wurde das bis dahin fremdenfeindliche System des Inselreiches gezwungen, die ersten Häfen für den Handel mit der Außenwelt zu öffnen, und für die weiteren Beziehungen der beiden Völker wurde es von größtem Einfluß, daß Amerika die ersten Schritte Japans auf dem Wege zum modernen Staate unterstützen durfte.

Noch im japanisch-chinesischen Kriege (1894/95) befand sich Nordamerika mit seinen Sympathien merklich auf der Seite Japans. Seine Eigenliebe, die sich dem reichen und gesitteten Europa gegenüber stets ein wenig bedrückt fühlte, war geschmeichelt, als es jetzt in Japans Taten das Ergebnis der amerikanischen Schule — zum guten Teile wenigstens — erblicken konnte. Aber dennoch war die Freundschaft nicht von Dauer. Sie zerbrach, als die Gelehrigkeit des Schülers einen eigenen Ehrgeiz entwickelte, der überdies nicht unberechtigt schien, weil Japans Boden keineswegs die Menschen tragen konnte, die es in stetig wachsender Zahl hervorbrachte. Die Philippinen, Guam und Hawai — als hier im Jahre 1898 die Sterne und Streifen gehißt wurden, da war auch schon der machtpolitische und militärische Grund der Spannung gegeben, die zwar zu Zeiten überbrückt, doch niemals auf die Dauer beseitigt werden konnte.

Auch die Rassenfrage spielte tief und nachhaltig in die keimenden Gegensätze hinein. Die japanische Einwanderung in die pazifischen Gebiete der Vereinigten Staaten hatte lange vor dem Weltkrieg ein derartiges Ausmaß angenommen, daß schwere Sorgen um das politische Gesicht der eben erst besiedelten Küstenstriche entstanden. Eine rigorose Gesetzgebung untersagte zunächst die Einbürgerung und später auch die Einwanderung von Japanern in die Vereinigten Staaten (ganze hundert japanische Bürger wurden nach dem Quotengesetz von 1924 jährlich zugelassen). In jenen Zeiten setzte die berüchtigte »yellow press« der USA. das Beispiel einer hemmungslosen Massenverhetzung, das dann vom nordamerikanischen Chauvinismus unserer Tage so wortgetreu wie denkbar befolgt wurde.

Wenn man den weiten Bogen der japanisch-nordamerikanischen Beziehungen überblickt, dann wird man zu dem Schluß gelangen müssen, daß nicht das Inselreich in nordamerikanische Zonen, wohl aber Nordamerika in die fernöstlichen Gebiete vorgestoßen ist. Im Jahre 1922 gelang es dem geballten politischen Einsatz der beiden englischsprechenden Weltmächte noch einmal, Japans Drängen nach Gebiet und Rohstoff an die Kette drückender Verträge zu legen: Das Vertragssystem der Konferenz von Washington — es war nichts anderes als das Versailles des Fernen Ostens und des pazifischen Raumes. Britannien und Amerika bestimmten das Gesetz: Die Unveränderlichkeit des Besitzstandes im pazifischen Raume, die »offene Tür« in China und die Unverletzlichkeit chinesischen Gebietes sowie die Flottenrelation von 10:3 zwischen der britisch-nordamerikanischen und der japanischen Seemacht.

Erst zehn Jahre später kam die Gegenwirkung aus dem Fernen Osten. Die Etappen: 1931 Japans Einmarsch in die Mandschurei, 1935 Japans Austritt aus dem Völkerbund und Kündigung des Flottenvertrages durch Tokio, 1937 Japans Einmarsch in die Nord- und Mittelprovinzen Chinas und 1940 Bildung einer chinesischen

Gegenregierung durch Japan. Die Vereinigten Staaten ließen nicht auf ihre Antwort warten. Sie führten ihren Krieg auf englische Weise, indem sie China mit Moral, mit guten Dollars und mit Waffen gegen Japan unterstützten. Das Pacht- und Leihgesetz war nicht allein als Englandhilfegesetz gedacht, es war von vornherein auch Chinahilfegesetz, und für die ozeanischen Interessen der Vereinigten Staaten stand sicherlich nicht weniger im pazifischen Meer als im Atlantik auf dem Spiel.

Die Chinahilfe der Vereinigten Staaten hat schließlich auch der eigentliche Grund für den endgültigen Bruch des ostasiatischen Großreiches mit seinem alten nordamerikanischen Rivalen werden müssen. Ohne die ständig wachsende Unterstützung der beiden englischsprechenden Mächte wäre der jahrelange Kampf Tschiangkaischeks bei aller Leistung, die man ihm persönlich zuzuschreiben hat, wohl schwerlich denkbar gewesen. Die Chinahilfe aber war nur eine neue Form der machtpolitischen Widerstände, die dem japanischen Vordringen in Ostasien seit der Jahrhundertwende von seiten Nordamerikas entgegenwirkten. Schon im Frieden von Portsmouth (1905) sah Japan sich durch Theodore Roosevelts persönliche Einflußnahme um viele Früchte seines glänzenden Sieges über Rußland betrogen: Es mußte sich mit der südlichen Hälfte der Insel Sachalin, mit den Pachtrechten auf der Halbinsel Kwantung und dem südlichen Teil der chinesischen Ostbahn begnügen — bescheidenen Gewinnen im Angesicht der völligen Vernichtung der russischen Flotte.

Es kam der Weltkrieg. Der Druck der Nordamerikaner zwang das Inselreich zur Räumung Wladiwostoks und jener anderen Gebiete Ostsibiriens, die es während der letzten Kriegsphase im Kampfe gegen die bolschewistische Umwälzung besetzt hatte. Auf Nordamerikas Betreiben hatte England seinen Bund mit Japan gelöst, und in der nordamerikanischen Bundeshauptstadt wurde diesem das Versailles des Fernen Ostens abgerungen. Zehn Jahre später erstrebte Washington in London und in Genf, wenn auch vergebens,

eine kriegerische Strafaktion, die Japan wieder aus der Mandschurei vertreiben sollte. Endlich fühlten sich die USA. im Jahre 1941 berufen, an die Spitze eines Mächteblocks (des sogenannten A-B-C-D-Blocks, bezeichnet nach den Anfangsbuchstaben der ihm angehörenden Staaten America, Britain, China und Dutch East Indies) zu treten, dessen offen proklamiertes Ziel es war, durch eine wirtschaftliche Fernblockade, die mit militärischen Einkreisungsplänen gekoppelt wurde, die ganze Kraft des Kaiserreiches lahmzulegen.

An diesen weltgeschichtlichen Vorgängen wurde schließlich auch die Parallelität der tragenden Probleme Ostasiens und Europas, der universale Herrschaftswille der angloamerikanischen Mächtefront sowie die ewig gleiche Pokertaktik ihres diplomatisch-wirtschaftlichen Krieges — noch im Zeichen eines Friedens, der im Grunde nicht mehr galt — erkennbar. Lediglich die Rollen waren zwischen England und den USA. gewechselt worden. Während jenes 1939 in Moskau, Warschau und Athen, in Ankara und Bukarest das Reich von allen Seiten einzukreisen suchte mit dem Ziel, es durch das Mittel der Pression zur Rückkehr in das Weltsystem der Angelsachsen zu bringen, waren 1941 die Vereinigten Staaten die Seele des ostasiatischen Blocks, in dem Singapore und Insulinde, die Philippinen und Hawai, Alaska und die Aleuten, Tschungkingchina und Burma als die Glieder eines unzerreißbar festen Ringes um das Inselreich des Fernen Ostens gedacht waren. In Europa war Roosevelt durch seine Botschafter die treibende Kraft zum Kriege gewesen, und in Ostasien fand jeder Zug der Nordamerikaner Londons ungeteilten Beifall. Im letzten Stadium des diplomatischen Ringens wurde Japan die Zurückziehung seiner Truppen vom ostasiatischen Festland zugemutet, genau wie man am 1. September 1939 den deutschen Rückzug aus Polen gefordert hatte. Dem »Stop Hitler« als dem Schlagwort, das auf München folgte, entsprach »Stop Nippon« als die nordamerikanische Parole des Jahres 1941.

Unvermeidlich war es so, daß sich die Mächte, die herausgefordert worden waren, zu einem weltpolitischen Interessenblock zusammenfanden — jenem Waffenbunde, der als Achse Berlin—Rom—Tokio Geschichte machen sollte. Die Nichteinmischung Nordamerikas und Englands in die Neugestaltung des ostasiatischen Raumes war ebenso zu einer Lebensfrage Japans geworden, wie sich die Nichteinmischung der englischsprechenden Mächte in die europäische Neugestaltung zum Kriegsziel Deutschlands und Italiens geformt hatte. In beiden Fällen explodierte lediglich der Zündstoff, der sich in Jahrzehnten angesammelt hatte. Der japanische Bruch mit Washington und London (8. Dezember 1941) vollendete die Krise eines Zeitalters, in dessen Mittelpunkt der ozeanische Weltherrschaftsgedanke des Britentums und seines nordamerikanischen Ablegers gestanden hatte.

Denn dies ist sicher: Nicht der Friede der amerikanischen Kontinente wurde von der Wandlung in Ostasien bedroht. Was sich in China immer wieder geltend machte, das waren der wirtschaftliche Ausbeutungsdrang und die ozeanischen Interessen des reichen Machtgebildes der Vereinigten Staaten. Die Summen, die Amerika auf die Befestigung seiner Inseln im Pazifik verschwendet hatte, sie rundeten das Bild der Hemisphärenpolitik, die nach Europa und zum Fernen Osten hin die Grenzen gern verwischen wollte. Der 180. Längengrad, der auch im geographischen Sinne die Scheide zwischen der amerikanischen Hemisphäre und den ostasiatischen Zonen des Pazifik bildet, war eben nicht mehr Scheide zweier Erdhälften, wenn Nordamerika mit jedem Jahre wahrnehmbarer seine Macht weit über diesen Längengrad hinauszutragen suchte. Dakar oder Island oder die Azoren waren genau so wenig lebenswichtige »Außenposten« der gesamtamerikanischen Sicherheit wie Guam, die Wake-Inseln oder die Philippinen.

Wo endet, wo beginnt die westliche Hemisphäre?

# DIE BEIDEN AMERIKAS

## *Der panamerikanische Gedanke*

John Hay, der fähige und erfolgreiche Staatssekretär des Präsidenten Theodore Roosevelt, erklärte einmal, daß die Monroedoktrin und die Goldene Regel der Mechanik eine hinreichende Basis für politische Aktionen böten: »Die Grundsätze, die uns geleitet haben, sind stets von einer kristallklaren Einfachheit gewesen.« Der dies zum Ausdruck brachte, war der Außenminister einer Macht, die nie die Spannungen der europäischen Geschichte erfahren hatte. Sie durfte früh schon sich der unbestrittenen Führerschaft auf ihrem Kontinent erfreuen und konnte es sich leisten, zweckbewußt und mit geringstem Kraftaufwande ihren weitgesteckten Zielen zuzustreben. Sie brauchte nicht die Künste europäischer Diplomaten anzuwenden. Sie ließ sich deshalb in den europäischen Hauptstädten mit Vorliebe durch Amateurpolitiker vertreten, die keineswegs in allen Fällen die Eignung für Gesandtentätigkeit besaßen. Das Gleichgewicht, das England dirigierte, das vielverschlungene Spiel verbündeter Mächtegruppen und die Zentnerlast von nationalen Überlieferungen, die sich gegenseitig auszuschließen schienen — das alles war die Spezialität Europas. Die Vereinigten Staaten hatten es beträchtlich leichter,

als sie — nicht zuletzt auch unter Hay's Ägide — ihr gesteigertes Machtgefühl in neuen und erweiterten Formen zu betätigen begannen.

Die Goldene Regel und die Monroedoktrin, das waren der gesunde Menschenverstand — der gute, alte Common Sense der Briten — und die nordamerikanischen Machtinteressen. Sie beide wählten den Weg des geringsten Widerstandes: den Pazifik, wie wir sahen, und den südlichen Kontinent der westlichen Halbkugel. Man kann ein ganzes Studium darauf verwenden, in welchem Umfang die Doktrin des Präsidenten Monroe nach dem Stande der Entwicklung umgewandelt oder in ihr Gegenteil verkehrt wurde. Immer aber war sie das bequeme Mittel, das den Aktivismus der Vereinigten Staaten in diesem oder jenem Augenblick zu rechtfertigen hatte. Ein halbes Jahrhundert lang — von etwa 1830 bis 1880 — schien sie dem Gedächtnis der meisten Zeitgenossen überhaupt entrückt. Es war die Zeit, in der die USA. mit ihrer Binnenkolonisation vollauf beschäftigt waren. Der Monroeismus wurde bei den Nordamerikanern wieder wirklich populär, als die Verdrängung Spaniens aus Westindien und die Idee des Panamakanals die Blicke der Vereinigten Staaten auf die mittelamerikanischen Gebiete als ein Feld der militärischen Expansion und wirtschaftlichen Ausbeutung lenkten.

Damals entstand die neue, die imperialistische Ausdeutung der Monroedoktrin. Sie wurde nun das diplomatische Kampfmittel, das den Machtbereich der USA. zum mindesten bis an die Zone Panamas zu tragen hatte. Washington diktierte 1895 durch den Mund des Staatssekretärs Olney: »Wirtschaftlich und politisch gesehen, sind die Staaten Nord- und Südamerikas durch geographische Nachbarschaft, durch natürliche Sympathien und durch die Verwandtschaft ihrer Regierungseinrichtungen Freunde und Verbündete der Vereinigten Staaten... Die Vereinigten Staaten sind heute praktisch der Souverän auf diesem Kontinent, und ihr Befehl ist hier Gesetz.« Das Zeitalter der »Dollardiplomatie« und des »Polizeiknüppels« wurde vor

dem Weltkrieg unter den Präsidenten McKinley, Theodore Roosevelt und Taft, nach dem Weltkrieg unter Harding und Coolidge richtunggebend für das Wirken der Vereinigten Staaten in den mittelamerikanischen Ländern.

Vor und nach dem Weltkrieg aber entsprach der Widerstand der südamerikanischen Länder dem Druck, der vom Koloß im Norden ausging. Er war durchaus nicht immer und in allen Staaten rege. Er war viel mehr mit der Stimmung zu vergleichen, die jeder Zwang hervorruft, der sich lediglich auf Macht und Reichtum stützen kann. Denn nicht bloß wirtschaftlich, auch kulturell und rassenmäßig war die Kluft, die beide Kontinente trennte, derart riesengroß, daß Sympathien schwer zu züchten waren. Aus diesem Grunde wurde wohl der panamerikanische Gedanke, den Simon Bolivar, der Freiheitsheld der Südamerikaner, schon 1826 populär zu machen suchte, vom Norden aufgegriffen, als der Wunsch der USA. nach Expansion auch den Bedarf nach einer ideellen Basis weckte.

Im Jahre 1889 trat in Washington die Erste Panamerikanische Konferenz zusammen. Das einzige Ergebnis war zunächst, daß sich die einundzwanzig amerikanischen Republiken ein ständiges Büro errichteten, dem später der klangvolle Name »Panamerikanische Union« gegeben und vom Stahlmagnaten Andrew Carnegie ein prächtiger Palast gebaut wurde. Die weiteren Konferenzen vor dem Weltkrieg (1901 in Mexiko, 1906 in Rio de Janeiro, 1910 in Buenos Aires) hatten keine sichtbare politische Bedeutung und widmeten sich kulturellen und wirtschaftlichen Rechtsfragen. Erst auf der Fünften Konferenz, die 1923 in Santiago tagte, wurden hochpolitische Themen wie der engere Zusammenschluß der amerikanischen Republiken zum ersten Male berührt, und auf der Sechsten Konferenz von 1928 in Havanna wurde sogar schon eine Übereinkunft der Panamerikanischen Union mit vierzehn Artikeln angenommen, worin sich die Union in eine »moralische Vereinigung der amerikanischen Staaten für die Ver-

wirklichung kultureller, geistiger und sozialer Ziele« verwandelte. Die Siebente Konferenz, von 1933 in Montevideo schließlich schuf zum ersten Male bestimmte politische Grundlagen für die interamerikanische Zusammenarbeit.

Um diese Zeit war zweifellos ein Wendepunkt in der Geschichte des panamerikanischen Gedankens erreicht. Die Union, bis dahin nur ein nebelhaftes Gebilde, begann konkretere Formen anzunehmen. Sie wurde jetzt im wirklichen Sinn des Wortes die politische Waffe, mit der die USA. den Kampf um die Beherrschung der amerikanischen Staatenwelt zu führen gedachten. Die reine Dollardiplomatie mit ihren plumpen Methoden, mit ihren Flottendemonstrationen an mittelamerikanischen Küsten, mit ihren kleinen Staaten aufgezwungenen Verträgen und mit ihren ständigen Eingriffen in die inneren Verhältnisse benachbarter Länder war am Ende ihres Lateins. Sie hatte keine Freunde werben können und die Empfindlichkeiten selbstbewußter Völker wie der Chilenen, Brasilianer oder Argentinier geweckt. Man suchte deshalb neue Wege, die mit Eifer beschritten wurden. Schon Coolidge reiste 1928 nach Havanna, nur um die panamerikanische Konferenz mit einer persönlichen Adresse zu eröffnen. Sein Nachfolger, Herbert Hoover, ehrte gar die südamerikanischen Staaten mit einer »good will tour«, auf der er seine neue Politik der guten Nachbarschaft verkündete, die dann von Franklin Roosevelt übernommen und ausgebaut wurde.

In den geschickten Händen dieses Präsidenten wurde der Panamerikanismus vollends Instrument der Propaganda für das große Ziel, das nicht erst seinem Kopf entsprungen ist: den Zusammenschluß des gesamtamerikanischen Kontinentes unter der politischen, militärischen, wirtschaftlichen und geistigen Führung der Vereinigten Staaten. Er hatte aus den Fehlern seiner meisten Amtsvorgänger, nicht zuletzt auch seines Namensvetters Theodore, gelernt. Er gab dem Adler der Vereinigten Staaten, dem Blue Eagle, einen Ölzweig

in die Klaue und versuchte eifrig, die Scherben wegzuräumen, die der unverfälschte Dollarimperialismus hinterlassen hatte. Keine amerikanische Regierung, so erklärte er bei seinem Amtsantritt am 4. März 1933, werde irgendeine Intervention der Vereinigten Staaten von ihm zu befürchten haben. Und was mehr war: Er bekräftigte mit Taten, was er sagte. Er verzichtete durch einen Staatsvertrag mit Kuba vom Mai 1934 auf den Zusatz in der kubanischen Verfassung, der die Landung nordamerikanischer Streitkräfte auf dem Boden der reichen Insel gestattete. Er zog seine Instruktionsoffiziere und Marinetruppen aus Haiti zurück und stellte durch Vertrag mit Panama vom März 1936 die Souveränität und Unabhängigkeit der Republik bei Wahrung der nordamerikanischen Interessen wieder her. Das alles wandelte die Atmosphäre, und der Boden für die amerikanische Großraumpolitik des Präsidenten Roosevelt war jetzt bereitet.

Im Grunde aber blieb der Präsident der Linie treu, mit der die USA. von je ihr Ziel der Herrschaft über beide Kontinente der westlichen Hemisphäre verfolgt hatten. Die Monroedoktrin und der gesunde Menschenverstand: Die »kristallklare Einfachheit« der Methode brauchte nicht geändert zu werden, sie war nur auf veränderte Verhältnisse anzuwenden. Europa war schon 1823 für den Präsidenten Monroe der Gegner einer neuen Welt, die in den beiden Amerikas gedeihen sollte — vielleicht ein Gegner, den er brauchte, um die nordamerikanische Beschützerrolle begründen zu können. Damals waren Spanien und Rußland gemeint. Als Napoleon III. sich in Mexiko einmischte, da war es Frankreich, das man abzuwehren hatte, und später, gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, wurden wechselweise Deutschland oder England vorgeschoben.

Um 1935 gab es niemand in ganz Europa, der an Eroberung in Mittel- oder Südamerika zu denken wagte. Was Deutschland hier an wirtschaftlicher Leistung für sich buchen konnte, war legitim erworben und beruhte auf dem dringenden Bedarf der südamerikanischen

Länder nach Absatzmärkten, die allein Europa darzubieten hatte. So ergab sich für den Präsidenten wieder nur das nicht mehr neue, aber ewig junge Mittel, die ideologische Spannung zwischen manchen Teilen des europäischen Festlandes und großen Teilen der amerikanischen Staatenwelt auszunutzen und vor allem aus den Krisen, die Europa damals schon in ihren Bann zogen, eine angebliche Bedrohung der westlichen Hemisphäre abzuleiten.

Die Zerrissenheit Europas wurde so das Sprungbrett für den neuen Panamerikanismus der Ära Roosevelt. Schon im Jahre 1936 vermochte es der Präsident, außerhalb der Reihe eine Außerordentliche Panamerikanische Konferenz nach Buenos Aires zusammenzuberufen, die zweifellos Geschichte gemacht hat. Er scheute nicht die Mühen einer langen Seefahrt, nur um nach der Eröffnungsfeier, nach nur eintägigem Aufenthalt in der argentinischen Hauptstadt, wieder nach Washington zurückzureisen. Das zerspaltene, hochgerüstete und friedlose Europa wurde für die Botschaft Roosevelts der düstere Hintergrund, auf dem er das lichtvolle Zukunftsbild eines freien, glücklichen und nur der Wohlfahrt seiner Menschen dienstbaren Panamerika erstehen ließ.

Diese Antithese der europäischen und amerikanischen Staatenwelt war fortan für den Präsidenten das Netz, mit dem er Südamerika für seinen panamerikanischen Gedanken einzufangen hoffte. Man kann sogar der Ansicht sein, daß jede Verschärfung der internationalen Lage Roosevelt dazu ermunterte, die Führung seines Landes in den beiden Kontinenten der westlichen Hemisphäre zu befestigen. Je dunkler sich die Wolken über Europa ballten, um so viel lauter wurde der Gefahrenzustand für alle Länder von Neufundland bis zur Magellanstraße ausgerufen. Nicht mehr alle fünf Jahre wie ehedem, sondern alle drei und zwei Jahre und schließlich in noch schnellerem Turnus wurde auf den Wunsch von Washington zu panamerikanischen Konferenzen eingeladen, und bei jedem einzelnen Anlaß wurden

neue Quader in das Rohgerüst des gesamtamerikanischen Planes eingefügt. Die verschiedenen Abschnitte dieser Entwicklung sind ungemein bezeichnend für die machtpolitischen Ziele, die von Roosevelt bei kluger Ausnutzung der europäischen, später der ostasiatischen Krise und unter möglichst geringfügigem Kostenaufwand zäh und zweckbewußt verfolgt wurden:

1. Das Hauptergebnis der Konferenz von 1936 in Buenos Aires ist die »Entschließung über die kontinentalamerikanische Solidarität«. Danach ist der Panamerikanismus ein »Grundsatz amerikanischen Völkerrechts«, der durch den »Grundsatz amerikanischer Solidarität in allen außerkontinentalen Streitfällen« ergänzt wird. Noch mehr als das: »Jede Handlung, die geeignet ist, den Frieden Amerikas zu stören, berührt alle und jede der amerikanischen Republiken.« Dafür werden alle Unterzeichnerstaaten — also schwerlich wohl Honduras, aber die Vereinigten Staaten — auf das Prinzip der gegenseitigen Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten vereidigt.

2. Auf der Konferenz von 1938 in Lima sind die USA. bereits bestrebt, die Solidarität von 1936 militärisch auszudeuten, die Monroedoktrin zu panzern. Sie fordern Aufrüstung der südamerikanischen Länder, damit die Solidarität auch wirklich verteidigt werden kann, und sprechen jetzt zum ersten Male nicht mehr von einer europäischen, sondern von einer »deutschen« Gefahr. Der Erfolg ist negativ, doch wird das Ziel nun deutlicher: Die Errichtung eines nordamerikanischen Protektorates über den gesamtamerikanischen Kontinent.

3. Der Ausbruch des europäischen Konfliktes läßt die USA. noch kühner ausgreifen. Auf der Konferenz von 1939 in Panama wird die Errichtung einer panamerikanischen Sicherheitszone beschlossen. Den Parteien des europäischen Krieges wird in einem Abstand von dreihundert Seemeilen von den gesamtamerikanischen Küsten jede

Kriegshandlung untersagt. Diese Zone wurde schon im Juli 1941 durch die Besetzung Islands von den Vereinigten Staaten selber — ohne Befragung der übrigen amerikanischen Staaten — aufgegeben. Sie wurde auch von England niemals anerkannt, und Washington dachte nicht daran, die britische Zustimmung zu erzwingen. Mit anderen Worten: Die panamerikanischen Gewässer wurden in ein Reservat der nordamerikanischen und britischen Flotte umgewandelt. Die südamerikanischen Nationen wurden der Seekontrolle der englischsprechenden Nationen unterworfen.

4. Auf der Konferenz von 1940 in Havanna wurde schließlich jene berühmte »Deklaration« angenommen, die das Trachten der Vereinigten Staaten nach dem europäischen Besitztum in der westlichen Hemisphäre panamerikanisch verhüllen sollte. Die Deklaration besagte, daß die panamerikanischen Staaten — im Notfall auch jeder einzelne von ihnen — eingreifen könnten, wenn die Besitzungen nichtamerikanischer Mächte innerhalb von Nord-, Mittel- und Südamerika zum Gegenstand eines Gebietsaustausches oder Souveränitätswechsels werden sollten. Als Grund für diesen weitgehenden Beschluß wurde das dringende Erfordernis der kontinentalen Sicherheit der beiden Amerikas angeführt. Neben dem britischen Machtbereich auf der westlichen Halbkugel, der ohnehin durch das bedeutsame Stützpunktgeschäft mit den amerikanischen Interessen weitgehend verschmolzen wurde, war es vornehmlich der niederländische und französische Besitz, an den man dachte: Holländisch-Guayana und die holländischen Inseln Curaçao und Aruba sowie die französischen Inseln Guadeloupe und Martinique und endlich Französisch-Guayana. Die Kriegskonjunktur ließ es als ratsam erscheinen, die Enteignung europäischer Mächte im amerikanischen Bereich juristisch vorzubereiten.

5. Die Konferenz von 1942 in Rio sah die USA. dann endlich entschlossen, die Früchte ihrer panamerikanischen Politik zu ernten.

Die Yankees waren jetzt im Kriege mit Ostasien und Europa. In ihren Händen schwangen sie den Schein des Jahres 1936, der ihnen die Solidarität der sogenannten südamerikanischen Schwesterrepubliken zugesichert hatte. Ähnlich wie das Volk der Nordamerikaner auf dem Umweg über den allmählichen Abbau der Neutralitätsgesetze immer näher an den Krieg herangeführt worden war, so hatte sich die fortschreitend radikalere Ausdeutung der panamerikanischen Solidarität als das bequeme Werkzeug erwiesen, mit dem die südamerikanischen Staaten stetig fester an das Kriegsgefährt des Weißen Hauses gekoppelt werden konnten. Die Konferenz von Rio brachte den Höhepunkt der zähen Auseinandersetzung zwischen dem brutalen Expansionsdrang des Kolosses im Norden und dem Ringen selbstbewußter Republiken wie Argentinien und Chile um die Restbestände ihrer Handlungsfreiheit. Die Schlußerklärung aller Teilnehmer gab dem panamerikanischen Gedanken eine Deutung, die den südamerikanischen Staaten nur mehr die Rolle von erpreßten, gekauften oder unfreiwilligen Handlangern der nordamerikanischen Kriegspolitik zuwies. Die einseitigen nordamerikanischen Thesen über die Schuld am Ausbruch des pazifischen und europäischen Krieges wurden gutgeheißen. Die panamerikanische Solidarität erhielt jetzt ihren klaren militärischen Sinn als die »Entschlossenheit« der Unterzeichner, »zu ihrem gegenseitigen Schutz zusammenzuarbeiten«. Allen Republiken der westlichen Erdhälfte wurde der diplomatische Bruch mit Japan, Deutschland und Italien anempfohlen. Eine Fülle weiterer Beschlüsse war dazu geeignet, den planmäßigen Einbau des anderen Amerika in das politische, militärische und wirtschaftliche Machtsystem der USA. zu fördern.

Alles in allem: Seit 1936 war der politische Panamerikanismus, den Franklin Roosevelt für die Praxis wirksam gemacht hatte, zum Teilausschnitt der Hemisphärenpolitik geworden, die der behaupteten Gefahr von beiden Ozeanen, vom Fernen Osten und Europa her

die militärische Sicherung der westlichen Hemisphäre entgegenstellen zu müssen glaubte. Die Außenposten, die nach beiden Seiten bis in die Lebenszonen fremder Kontinente vorgetragen wurden, reichten, wie in Washington gesagt wurde, noch keineswegs für die Verteidigung der Hemisphäre aus. Der gesamtamerikanische Kontinent als solcher wurde durch die mehr oder weniger vereinigten Flotten Englands und der USA. dem angelsächsischen Diktat unterstellt. Er wurde durch die Schwarzen Listen beider Mächte, durch die Ächtung solcher südamerikanischer Firmen, die mit Deutschland, Japan und Italien im Geschäftsverkehr gestanden hatten, dem totalen Handelskrieg der englischsprechenden Nationen gegen die besten Abnehmer Südamerikas eingereiht. Und endlich wurde auf dem unabhängigen Boden Südamerikas die Einrichtung von nordamerikanischen Luftbasen und Flottenstützpunkten — ganz besonders auch an der La-Plata-Mündung — als unumgänglich bezeichnet oder in Angriff genommen. Das war schon gleichbedeutend mit dem Wunsche nach Errichtung einer Art von nordamerikanischer Polizeihoheit über Panamerika.

### *Die iberoamerikanische Wirklichkeit*

Inwieweit ist der Panamerikanismus ein lebendiger Glaube, eine Kraft, die den amerikanischen Völkern im Blut liegt, eine Fahne, der sich Nord und Süd verschworen fühlen?

Wir wollen diese wesentliche Frage nicht für uns beantworten. Wir lassen einen Nordamerikaner von Bedeutung sprechen, den Geschichtsprofessor an der Universität Los Angeles Joseph B. Lockey (American Journal of International Law, April 1938): »Panamerikanismus! Der eine Autor nennt es die Verteidigung gemeinsamer Inter-

essen, ein anderer spricht von einer Idee, der dritte von einem Gefühl, andere wieder erklären ihn für eine Sehnsucht, eine Tendenz oder eine Doktrin. Es ist offensichtlich, daß der Panamerikanismus in keine dieser Auslegungen vollkommen eingereiht werden kann. Wenn es sich aber eher um ein Gefühl handelt, ist es weniger eine Doktrin, wenn es sich um eine Doktrin handelt, ist es mehr als eine Tendenz, und es eine Tendenz zu nennen, ist nicht dasselbe wie zu sagen, es sei eine Sehnsucht oder eine Idee. Wenn man jede dieser Auslegungen näher prüft, gelangt man zu der Schlußfolgerung, daß keine eine Klärung herbeiführt.«

Diese spitzfindige Umschreibung eines Begriffes, mit dem in großem Stile Politik gestaltet wird, ist nicht sehr überzeugungskräftig. Überaus bezeichnend aber ist sie für den Legalismus, den die USA. von jeher in der Behandlung aller gesamtamerikanischen Angelegenheiten zur Anwendung brachten. Das eigentliche Leben, die bunte Wirklichkeit der Völker und Interessen, die den Kontinent im Süden so deutlich vom Koloß im Norden absondern — es spottet aller Abstraktionen, die den panamerikanischen Gedanken umschreiben. Die Verschiedenheiten der Sprache und der Konfessionen, der Rasse und des Brauchtums, der Geschichte und der Lebensweise sind zu groß, als daß sich mit dem Feuer der Begeisterung zusammenfände, was die Natur mit einem eigenen Charakter ausgestattet hat. Zwar darf der große Einfluß der amerikanischen Zivilisation auf die iberoamerikanischen Massen nicht verkannt werden. Gerade weil diese noch immer gefühlsmäßig den europäischen Sitten zuneigen, wirken die technischen Errungenschaften Nordamerikas und der »American way of life«, der den Erfolg für sich zu buchen hat, mächtig auf die Südamerikaner vom Kap Horn bis nach Westindien ein. Die Nachricht, die von den Neuyorker Agenturen redigiert wird, beherrscht die öffentliche Meinungsbildung in Buenos Aires und in Lima. Das

Menschenideal, das Hollywood verfilmt, ist tonangebend in Brasilien und Chile.

Immer wach ist aber das politische Mißtrauen gegen eine ungleich stärkere Macht, die sich als Freund und Führer anbietet. Seit dem spanisch-amerikanischen Kriege war die Vorherrschaft der USA. in den karibischen Bereichen so ziemlich unbestritten, zumal ja Nordamerika von Florida bis Texas den Golf von Mexiko zum großen Teil begrenzte. Die tropische Erzeugung dieser Zonen ergänzte auch, was auf dem Boden der Vereinigten Staaten gedieh. Anders steht es um das eigentliche Südamerika. Hier sind mit Argentinien, Brasilien und Chile große Staatsgebilde emporgewachsen, die teilweise näher an Europa als an Neuyork liegen, und die ihr unabhängiges Dasein eifersüchtig behüten. Der brasilianische Staatspräsident Vargas betonte wiederholt in aller Öffentlichkeit, daß die panamerikanische Solidarität auch die »Solidarität der Gefühle« und die »Einmütigkeit der Aktion der amerikanischen Völker« voraussetze. Argentinien bewährte sich auf mancher panamerikanischen Konferenz als Anwalt der iberoamerikanischen Eigenrechte. Es wurde ganz besonders hellhörig, als Washington dem Nachbarstaate Argentiniens an der Mündung des La Plata, Uruguay, verlockende finanzielle Angebote gegen die Überlassung eines Flottenstützpunktes in der Nähe von Montevideo machte, und drohte mit dem Einmarsch argentinischer Streitkräfte auf das Staatsgebiet von Uruguay.

Es gibt auch diese Frage: Wieweit entspricht der panamerikanische Gedanke den wirtschaftlichen Interessen der iberoamerikanischen Staaten? — Bilden die Vereinigten Staaten den natürlichen Partner des südlichen Kontinentes in einer gesamtamerikanischen Planung? — Im letzten Vorkriegsjahre 1938 verteilte sich die Ausfuhr der iberoamerikanischen Länder nach Prozenten in der folgenden Weise auf Europa, die Vereinigten Staaten und dritte Länder:

Ausfuhrmärkte Südamerikas im Jahre 1938

| Land | Europa in % | USA. in % | andere Länder in % |
|---|---|---|---|
| Argentinien | 72,6 | 8,1 | 19,3 |
| Brasilien | 50,9 | 34,3 | 14,8 |
| Chile | 53,3 | 15,7 | 31,0 |
| Uruguay | 76,2 | 4,0 | 19,8 |
| Paraguay | 36,0 | 12,3 | 51,7 |
| Bolivien | 90,3 | 4,0 | 5,7 |
| Peru | 43,6 | 26,8 | 29,6 |
| Ekuador | 36,2 | 37,7 | 26,1 |
| Kolumbien | 21,3 | 59,1 | 19,6 |
| Venezuela | 10,0 | 13,6 | 76,4 |

Durch die englische Blockade des europäischen Marktes, an der die USA. sich immer mehr beteiligten, mußte sich das Bild nach Kriegsausbruch gewaltig wandeln. Selbstverständlich wurden die Vereinigten Staaten die größten Abnehmer. Mengenmäßig aber konnten sie nicht im entfernten kaufen, was Europa ohne Mühe aus Iberoamerika eingeführt hatte. Länder wie der Süden Brasiliens, Uruguay, Chile und Argentinien liegen gleich den USA. in den gemäßigten Zonen und konkurrieren deshalb mit der nordamerikanischen Landwirtschaft. Es ist unmöglich für die Vereinigten Staaten, das Fleisch, den Weizen, die Wolle, den Mais, die Häute und die Baumwolle der La-Plata-Länder aufzunehmen, ohne ihren eigenen Farmern das Leben schwer zu machen. Was immer aber Südamerika hervorbringt, ist für Europa lebenswichtige Ware, und dies kann seinerseits mit seinen Industrieprodukten zahlen. Als dies organische Verhältnis zweier Kontinente abriß, da mußte sich das wenig erbauliche Schauspiel des Weltkrieges wiederholen: Die argentinischen Lokomotiven wurden mit überschüssigem Mais gefeuert, und die gewaltigen Ernten mußten eingelagert oder vernichtet werden, weil die

angloamerikanische Blockade die natürlichen Kanäle des iberoamerikanischen Handels verstopft hatte.

Der panamerikanische Wirtschaftsraum, nach einheitlichem Plan gelenkt und in den Spitzen seiner Erzeugung den gesunden Austausch mit den großen Wirtschaftsräumen der östlichen Erdhälfte suchend — so entworfen, würde das Programm dem Ziel entsprochen haben, dem die Weltentwicklung außerhalb Amerikas seit vielen Jahren zustrebte. Die iberoamerikanischen Staaten produzieren weitgehend dieselben Rohstoffe wie der Ferne Osten und Australien. Wäre es den Lenkern der Vereinigten Staaten lediglich um den vernünftigen Ausbau einer panamerikanischen Wirtschaftseinheit zu tun gewesen, dann hätte der Entschluß, ihr Zinn in Zukunft aus Bolivien, ihren Kautschuk aus Brasilien und ihre Wolle aus Argentinien zu beziehen, vorangehen müssen. Nordamerikaner, die wie Henry Ford ihr ganzes Leben lang die glänzende Isolierung der beiden amerikanischen Kontinente vertreten haben, zogen daraus auch die wirtschaftliche Folgerung und setzten sich mit ihrem Einfluß für die Steigerung der brasilianischen Kautschukerzeugung und für die Verschmelzung des bolivianischen Zinns auf nordamerikanischem Boden ein.

Sie hatten keinen Erfolg damit. Die bolivianischen Zinngruben wurden, weil die europäischen Absatzmärkte seit September 1939 fehlten, einstweilen so gut wie völlig stillgelegt. Statt dessen bezog die nordamerikanische Konservenindustrie als größte Zinnverbraucherin der Welt ihr Zinn noch immer aus den Malaienstaaten und aus Niederländisch-Indien. Mit dem Gummi war es wenig anders. Die Wall Street und die Londoner City waren an der Erhaltung der alten Rohstoffmonopole interessiert. Den Leser dieses fünften Abschnitts kann das alles wenig überraschen. Wie sich schon gezeigt hat, mußte die Hemisphärenpolitik der Ära Roosevelt, schon weil sie nicht im Kontinent verharrte und auf beide Weltmeere übergriff, mit dem britischen System der Seebeherrschung und der Rohstoffmonopole zusammenwachsen. Einer solchen Planung kam es schwerlich auf den panamerikanischen Gedanken an.

# PAX AMERICANA?

## *Das auserwählte Volk*

Vor dem Weltkrieg hat es den Amerikanismus als eine weltweit wirkende Idee, als politische Heilsbotschaft oder technisch-wirtschaftlichen Utopismus allenfalls in abenteuerlichen Schilderungen des Kontinents gegeben, den man das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nannte. Von einem Führungsanspruch der Vereinigten Staaten konnte, auch wenn er drüben schon in jenen Tagen gern vertreten wurde, im Ernste nicht die Rede sein. Die europäische Kultur war viel zu fest verwurzelt, ihr Einfluß auf dem Erdball viel zu unumstritten und ihr Reichtum viel zu wohlgegründet, als daß Amerikas Gesittung nicht überall als eine Abart — und womöglich eine fragwürdige und unreife Abart — des europäischen Geistes empfunden worden wäre. Erst als Europa sich im Kampf zerfleischte und England, um die Niederlage abzuwenden, die Hilfe einer außereuropäischen Macht in Anspruch nahm, geschah es, daß der Amerikanismus sich dem aufgestörten Erdball als eine neue Form der allgemeinen Weltbeglückung präsentieren konnte.

Damals ist Amerika fast ahnungslos in seinen neuen Wirkungskreis hineingeglitten. Wie immer seine englisch eingestellten Führer-

schichten denken mochten, das Land als Ganzes und auch seine Regierung hatten keinen Anteil an der Entstehung des Weltkrieges. Sie wären, wie die Dinge noch im Jahre 1914 lagen, von den Männern, die in London das Orchester dirigierten, auch gar nicht zu Rate gezogen worden. Anders sah es 1939 aus. Wir haben hier von einer Kriegspartei in den Vereinigten Staaten gesprochen, die schon seit 1937 und vollends seit dem Tage von München weltpolitisch Front bezogen hatte. Sie fühlte sich aufs engste mit der Kriegspartei in London verbunden. Sie war auch für Verlängerung des Krieges, nachdem er ausgebrochen war. Der Präsident persönlich sagte wiederholt, es dürfe keinen Frieden mit dem Reiche geben. Männer, die als seine intimen Berater galten, nannten den Konflikt, noch als die USA. sich rein juristisch abseits hielten, einen amerikanischen Krieg, in dem es die Interessen, die Weltanschauung und die Lebensformen der Vereinigten Staaten zu verteidigen gelte.

Solche Thesen waren nicht nur Selbstberauschung. Sie wollten nicht nur sagen, daß es eine amerikanische Weltanschauung gebe, die deutschem Denken weitaus überlegen sei. Sie brachten auch die alten messianischen Wesenszüge im Menschen der Vereinigten Staaten zum Ausdruck — ein Gefühl der Auserwähltheit, das beileibe nicht dem Briten, aber sicherlich dem Festlandeuropäer fremd ist. Vernunft und Weisheit, damit auch die Selbstzufriedenheit des aufgeklärten Menschen, standen Pate, als die junge Republik das Licht der Welt erblickte, und Thomas Paine schrieb 1776 in »The Rights of Man«: »Was Athen im kleinen war, das wird Amerika im großen sein. Das eine war das Wunder der antiken Welt, das andere wird für die Welt von heute das bewunderte Vorbild werden.«

Der Glaube an das »manifest destiny«, an die offenkundige Bestimmung der Vereinigten Staaten, an das Beispielhafte ihrer Staatsform, an ihr Recht, sich räumlich auszudehnen und die Fackel ihres irdischen Glanzes in die Welt zu tragen — dies Bewußtsein, das der

Nordamerikaner selbst nicht dünkelhaft empfand, weil es ihm angeboren war: es hat den Lebensweg des Landes immerfort begleitet. Es hat die Yankees kämpferisch gemacht wie alle Menschen, die sich als Bekehrer und Propheten fühlen. Es hat sie auch mit ruhigem Gewissen, wo immer sich die Chance bot, Gebiet erobern und, wie sie es nannten, zivilisieren lassen. Präsident McKinley erklärte 1899, daß die Philippinen »unseren Händen durch die Vorsehung Gottes anvertraut« seien, und Senator Beveridge sprach ein Jahr später im Kongreß die Sätze aus: »Die Philippinen gehören uns auf immer, und hinter ihnen dehnen sich die unbegrenzten Märkte Chinas. Wir werden uns von beiden nicht zurückziehen. Wir werden uns nicht um unsere Pflichten drücken und unsere große Gelegenheit im Fernen Osten nicht preisgeben. Wir werden als Treuhänder Gottes für die Zivilisation der Welt auf unseren Anteil an der Mission unserer Rasse nicht verzichten.«

Das war gewiß der Ton der Zeit, in der die Mächte sich in wildem Wettbewerb die restlichen Gebiete des Erdballs abjagten. Es war bestimmt nicht nur amerikanisch, und die Anspielung auf die »Mission unserer Rasse« deutet klar darauf, wie sehr auch damals angelsächsisch-puritanische Instinkte das Denken der amerikanischen Führerschichten beherrschten. Dies indessen darf als ein besonderes Merkmal gelten, daß die USA. in bar bezahlten, was sie friedlich oder mit Gewalt eroberten. In dem Friedensvertrag mit Spanien vom Februar 1899 verpflichteten sich die Vereinigten Staaten zu einer Entschädigung von zwanzig Millionen Dollars, nachdem sie sich zuvor der spanischen Besitzungen bemächtigt hatten. Ähnlich waren sie im Anschluß an den mexikanischen Krieg verfahren. Auch das gewaltige Gebiet von Louisiana und Alaska wurde käuflich erworben.

In jedem Fall hat der Amerikanismus immer in die Weite drängen müssen, weil Bekehrung und Beglückung das Gesetz war, unter dem er antrat. Solange er den Kontinent erschloß, Indianerstämme vor

sich her trieb und schwache Nachbarstaaten sich gefügig machte, solange er in seinem Raum verweilte, blieb er eine Kraft, die nicht nach außen wirkte und deshalb keine Reibungsflächen bot mit einer Welt, die älter, vielgestaltiger und gereifter war. Dann aber kam der Weltkrieg und die große Chance für die Botschaft aus der »neuen« Welt. Der Mann, der sie nach außen hin verkündete, war Woodrow Wilson, und auch in ihm war dies Bewußtsein eines göttlichen Auftrags lebendig, als er den Senat am 10. Juli 1919 mit den Sätzen adressierte: »So sieht sich diese große Nation vor eine neue Verantwortung gestellt. Das Schicksal hat sich enthüllt, die Bühne ist gerichtet. Nicht ein Plan, den wir gefaßt hatten, sondern die Hand Gottes hat uns in diesen Krieg geführt. Wir können uns nicht zurückwenden. Wir können nur vorwärtsschreiten und der Vision in neuem und gehobenem Geiste folgen.«

In unseren Tagen hat der Messianismus Wilsons sich nicht lediglich in schönen Worten kundgegeben. Er ist zielbewußter, radikaler und politisch sehr viel anspruchsvoller geworden. Früher träumte man von einer fernen amerikanischen Zukunft der Welt, heute reklamiert man das Jahrhundert als amerikanisch. Die namhafte Publizistin Dorothy Thompson richtete in Gegenwart der Gattin des Präsidenten Roosevelt im Februar 1941 die folgenden Worte an eine öffentliche Versammlung: »Dies Jahrhundert muß das Jahrhundert Amerikas sein. England spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Amerika hängt nicht am Schwanz des britischen Löwen, sondern es ist umgekehrt Amerika, das die Welt führen wird. Nicht England, sondern Amerika wird die Kriegsziele sowie die Friedensaufgaben festsetzen.«

Eine ausgreifende weltpolitische Betrachtung »Amerikas Bestimmung« aus der Feder von Basil C. Walker in der sehr bekannten und einflußreichen Zeitschrift »Current History and Forum« (Juni 1941) sagte ähnlich: »Wenn es den Briten gelingt, ihre nationale

Existenz als freies Volk aufrechtzuerhalten, dann werden sie alles geleistet haben, was von ihnen erwartet werden darf... Daraus folgert, daß der neue Führer von außerhalb Europas oder Großbritanniens kommen muß... Unsere Aufgabe ist es, den Gang der Ereignisse mit kühnem Entschluß auf diejenigen Wege zu zwingen, die zu der Welt nach unserm Wunsche führen. Der einzige Friede, an dem wir interessiert sind, ist eine Pax Americana in genau dem gleichen Sinne, wie es einmal eine Pax Romana und eine Pax Britannica gegeben hat.«

Man darf gewiß der Ansicht sein, daß die englisch eingestellten Führerschichten der Vereinigten Staaten, die sich von jeher von Kultur und Größe Englands angesprochen fühlten, es immer wirklich ernst mit ihrer Forderung nach unentwegt gesteigerter Englandhilfe und nach einem ehrlichen Waffenbund mit England meinten. Daneben aber gibt es jene alte Überlieferung des »Manifest Destiny«, der offenkundigen Bestimmung, von Gottes eigenem Land, das berufen sei, die Menschheit aus der Knechtschaft zu erlösen und nach seinem Bild zu meißeln. Für dieses Denken hat nicht erst Deutschland damit angefangen, fremde Völker zu unterjochen. Ihm war schon Georg III. von Großbritannien ein Tyrann und später Spanien, als die Filippinos und Kubaner interessante Themen für die Politik in Washington wurden. Diese Denkungsweise, die sich aus den Menschenrechten herleitet, ist befangen in dem Wahn, daß erst dort die Freiheit beginnt, wo an der Hafeneinfahrt von Neuyork die Statue of Liberty ihre Fackel weithin bis zu Manhattans Wolkenkratzerschluchten leuchten läßt. Sie ist es, die vom Sieg der nordamerikanischen Zivilisation in einer Welt von morgen träumt.

Dieser Amerikanismus, dem sein Kontinent zu eng geworden ist, war immer wach, wenn aus Europa Kriegslärm herübertönte. Europas Zwietracht war für ihn Geschenk des Himmels. Sie war der Hintergrund für seine Selbstbewunderung. Für ihn ist heute dieses zwan-

zigste Jahrhundert das amerikanische Jahrhundert. Wie wir darzulegen glaubten, sind ihm längst nicht alle Nordamerikaner verschworen. Aber die auf seinen Spuren wandeln, wähnen, daß in dieser neuen Zeit die reine Menge alle geistigen Werte überlagern, die kompakte Masse an die Stelle des Volkes treten und eine technische Patentzivilisation des gleichen Musters jeden, der nur Menschenantlitz trägt, beglücken — kurz, das Gold und die Erzeugung der Vereinigten Staaten einen ganzen Erdball nach ihrem Wunsch und ihrem Machtbedürfnis lenken werden.

Die Pax Americana dieser überwiegend intellektuellen Kreise ist die »automobile-radio-jazz-band-five-and-ten-cent-store-civilisation«, von der vor vielen Jahren schon ein namhafter amerikanischer Schriftsteller, Oswald Garrison Villard, mit bitteren Worten geschrieben hat.

## *Eurasien und Amerika*

Es gibt — wer wollte wohl darüber rechten? — allen Grund für die Amerikaner, sich der gewaltigen Machtentwicklung ihres Landes zu freuen und zu genießen, was die Natur und auch die Gunst der Lage ihnen schenkte. Viele echte Idealisten leben unter ihnen, für die der Friede ein Bekenntnis ist. Nicht jeder, der die Welt verbessern möchte, ist deshalb schon ein Wolf im Schafspelz — ein Imperialist, der seinen Taten ethische Motive unterschieben muß. Der neue Amerikanismus aber ist von dem leidenschaftlichen Drang erfüllt, aus seinem Raum herauszutreten. Er will die Grenzen überschreiten, innerhalb deren sein Wirken nützlich ist und den natürlichen Verhältnissen angepaßt erscheint.

Das bringt, wie hier gezeigt wurde, die westliche Hemisphäre immer wieder in gefährliche Berührung mit der östlichen, der eurasisch-afrikanischen Erdhälfte. Es wirft die Frage nach dem Wesen

und der inneren Herkunft der Pax Americana auf. Diese ist im wesentlichen eine Nachahmung englischer Vorbilder, die genau so lange unumstritten waren, wie die Weltmacht und der Einflüß Englands nicht in Frage standen. Demokratismus, wirtschaftlicher Aufbau der Welt unter Führung der Wall Street und eine zwischenstaatliche Rechtsordnung nach amerikanischem Geschmack — mit solchen Programmpunkten, die immerfort in Washington entwickelt wurden, verrät man nichts, was nicht bereits versucht und vor dem Urteil der Geschichte zu leicht befunden worden wäre.

Man braucht nur an zwei gewichtige Beispiele zu denken. In all den Jahren, als die Ära Roosevelt nach innen autoritäre Formen der Wirtschaftslenkung anbahnte, hat ihr Staatssekretär Cordell Hull nach außen unentwegt die Flagge des Freihandels geschwenkt. Gerade die Vereinigten Staaten sind es aber gewesen, die in der ganzen Periode nach dem Weltkrieg am schärfsten gegen die Spielregeln der klassischen Wirtschaftslehre verstoßen haben. Sie schienen allen Ernstes die Quadratur des Zirkels lösen zu wollen. Sie waren Gläubiger der ganzen Welt geworden, sie waren übergoldet und wollten neben ihren Zinseinnahmen aus dem Ausland dies auch noch mit ihren Industrieprodukten überschwemmen. Sie wollten Gläubiger und Lieferanten, Bankiers und Exporteure in einem sein, und eben daran, nicht am bösen Willen irgendeines Landes, brach der internationale Wirtschaftsmechanismus 1929 zusammen.

Gerade die Vereinigten Staaten haben in den letzten zwei Jahrzehnten stetig autarkistischer gedacht. Die Zollmauern ihrer Handelspolitik wurden 1924 bevölkerungspolitisch durch das Einwanderergesetz ergänzt. Wir wollen nicht die Richtigkeit der Maßnahme vom Standpunkt der amerikanischen Rasse bestreiten. Es verdient indessen festgehalten zu werden, daß die USA. die ersten unter allen führenden Mächten waren, die der zwischenstaatlichen Bevölkerungsbewegung einen Damm entgegensetzten. Das war das Gegenteil

von Freiheit im herkömmlichen Sinne. Es war auch nicht die Freiheit, von der die Statue of Liberty kündet: Amerika als das Asyl für Menschen aller Zonen. Und schließlich wurde durch den Riegel, den Amerika vor seine Pforten schob, die Not in übervölkerten Ländern gesteigert und der wirtschaftliche Druck vermehrt, der eines Tages nach Entladung drängte.

Die »Declaration of Principles«, mit der Präsident Roosevelt und Premierminister Churchill die Welt nach ihrer geheimnisvollen Begegnung auf dem Atlantik am 14. August 1941 zu überraschen glaubten, diese dünne Neuauflage der redseligen Programme, mit denen England und die Vereinigten Staaten schon im Weltkrieg ihren ausgeprägten Weltbeherrschungsdrang verschleiern wollten — das alles machte mithin gerade als Programm der Pax Americana stutzig. Jedes einzelne dieser Kriegsziele ließ den Wilsonismus in verwässerten Formen wieder auferstehen. Auch Wilson hatte ja zu seiner Zeit den »War to end wars«, den Krieg zur Beendigung aller Kriege proklamiert. Im Januar 1918 besaßen seine Ideale, verkörpert in den Vierzehn Punkten, immerhin den Reiz der Neuheit. Im Munde Roosevelts und Churchills verrieten sie nichts anderes als eine sträfliche Verkennung der menschlichen Vertrauensseligkeit:

»Die Vereinigten Staaten und Großbritannien streben keinerlei territoriale oder anderweitige Ausdehnung ihrer Macht an.« — Die amerikanischen Stützpunkte, die Roosevelt im Jahre 1940 auf den westindischen Inseln, auf den Bahamas und in Neufundland von England nach der Niederlage Frankreichs erpreßte, bezeugten aller Welt das glatte Gegenteil.

»Sie wünschen keine territorialen Veränderungen, die nicht den frei zum Ausdruck gebrachten Wünschen der betroffenen Völker entsprechen.« — Das war die Verneinung jeder vernünftigen Revision in der Welt, die Heiligsprechung aller widerrechtlich erzwungenen Gebietsregelungen im Versailler Diktatfrieden. Das war der Status quo.

»Sie achten das Recht aller Völker, die Regierungsform zu wählen, unter der diese zu leben wünschen.« Warum dann aber der »demokratische« Kreuzzug gegen die »autoritären« Regierungsformen in Deutschland, Italien, Japan und anderswo?

»Die Vereinigten Staaten und Großbritannien wünschen ferner, daß den Völkern ihre Souveränitätsrechte und ihre eigenen Regierungen wiedergegeben werden, deren sie mit Gewalt beraubt worden sind.« — Roosevelt und Churchill hätten dabei an die Vergewaltigung Finnlands, der Baltenstaaten und Rumäniens durch die Sowjetunion denken können.

»Die Vereinigten Staaten und Großbritannien werden sich unter gebührender Berücksichtigung ihrer bestehenden Verpflichtungen bemühen, die Anteilnahme aller Staaten, großer oder kleiner Nationen, Sieger oder Besiegter am Handel und den Rohstoffvorkommen der Welt, die für ihr wirtschaftliches Wohlergehen notwendig sind, unter gleichen Bedingungen für alle zu fordern.« — Das wurde also lediglich »unter gebührender Berücksichtigung ihrer bestehenden Verpflichtungen« versprochen. Diese bestehenden Verpflichtungen waren die Umschreibung für die Kontrolle fast aller wichtigen Rohstoffe durch die angloamerikanischen Mächte, für den nordamerikanischen Besitz von achtzig Prozent des gesamten Weltgoldes und für die nordamerikanischen Schutzzölle, die es in letzter Analyse verschuldet hatten, daß die Weltwirtschaft im Jahre 1929 zusammenbrach.

»Die USA. und Großbritannien wünschen die Schaffung vollster Zusammenarbeit aller Nationen zur Besserung der Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung, zum wirtschaftlichen Fortschritt und zur sozialen Sicherheit.« — Das war freilich in Amerika und England äußerst zeitgemäß.

»Die Vereinigten Staaten und Großbritannien hoffen« nach der endgültigen Vernichtung der totalitären Mächte »auf die Herstellung eines Friedens, der allen Nationen die Möglichkeit gibt, in Sicherheit

zu wohnen, und der allen Menschen in allen Ländern gewährleistet, daß sie ihr Leben ohne Furcht und Not verbringen können.« — Für dieses Leben ohne Furcht und Not war ohne Zweifel Sowjetrußland als der Bundesgenosse Englands und der Vereinigten Staaten am ehesten geeignet, das bewährte Vorbild zu liefern.

»Ein solcher Friede sollte alle Menschen in die Lage versetzen, die Meere unbehindert zu befahren.« — Die freien Meere aber setzten wohl die Schleifung ungezählter angloamerikanischer Stützpunkte wie Gibraltars, Adens, Singapores, Hawais, Guams, Freetowns und der Eingänge zum Panamakanal, die Aufgabe des nordamerikanischen Zwei-Ozean-Standards und die Schaffung eines internationalen Seerechtes voraus, das jede Blockierung neutraler Völker und die Aushungerung ganzer Kontinente für alle Zukunft untersagen würde.

»Die Vereinigten Staaten und Großbritannien glauben, daß alle Nationen aus realistischen und geistigen Gründen zu einem Verzicht auf Gewaltanwendung kommen müssen ... Sie glauben, daß die Entwaffnung der Angreiferstaaten bis zur Schaffung eines dauernden Systems der allgemeinen Sicherheit erforderlich ist. Sie werden alle praktischen Maßnahmen unterstützen und fördern, die geeignet sind, den friedliebenden Völkern die erdrückenden Rüstungslasten zu erleichtern.« — Hier war der machtpolitische Kern der ganzen Erklärung, der eigentliche Anklang an Versailles, die absolute Polizeigewalt der englischsprechenden Nationen als Postulat für eine Welt von morgen. —

Wir haben das Programm mit Vorbedacht in seinem wesentlichen Wortlaut wiedergegeben. Es wurde mit den Unterschriften beider englischsprechenden Mächte versehen. Und dennoch war es sehr amerikanisch in seinem Zuschnitt und in seiner Diktion. Es trat darin ein Weltbeherrschungswille hervor, der einstweilen weit davon entfernt ist, die politischen und geistigen Voraussetzungen für seinen großen Ehrgeiz aus sich selbst heraus erzeugt zu haben. Eine welt-

politische Konjunktur, erwachsen aus dem Spiele Englands mit Europa, bedingte für ihren nordamerikanischen Nutznießer noch keine weltpolitische Mission. Einen Führungsanspruch der Vereinigten Staaten als natürliche Folge ihrer Geschichte, einen amerikanischen Universalismus als das Kind amerikanischen Geistes gibt es nicht. Insbesondere vor und nach dem Schicksalsjahre 1939 hat die Leistung der nordamerikanischen Politik in einem wesentlichen Beitrag zur Entstehung des europäischen Krieges, in der Beihilfe bei der Verlängerung dieses Krieges, in der Ausbeutung der englischen Verlegenheiten und in der unermüdlichen Bekämpfung einer zeitgemäßen Neuordnung der weltpolitischen Verhältnisse bestanden. Das ist nicht unbedingt ein Ruhmestitel, bestimmt kein Rechtstitel für nordamerikanische Forderungen und Ansprüche in außeramerikanischen Räumen.

Es gibt auch jenes andere, in keinem Sinne ozeanische Amerika, das wir im vierten Abschnitt unter »Das Gewissen Nordamerikas« geschildert haben. Die Massen des amerikanischen Volkes hatten mindestens seit Theodore Roosevelt begriffen, daß die Küsten der Vereinigten Staaten Schutz erheischten, nachdem das weite Land, das sie umfaßten, durchdrungen worden war. Dafür war eine starke Flotte selbstverständliches Erfordernis. Aber der natürliche Instinkt, der die Millionen innerhalb des reichen Kontinentes lenkte, erfüllte sie mit einem tiefen binnenländischen Mißtrauen gegen alle Parolen, die den Schutz der Küsten nur als Vorwand für abenteuerliche Ausflüge in ozeanische Weiten zu benutzen wünschten. Es ist aus diesem Grunde keineswegs entschieden, ob die Ära Franklin Roosevelt, wenngleich sie immerfort an Boden gewinnen konnte, gerade den amerikanischen Charakterzügen der Nation gerecht geworden ist.

Und deshalb meinen wir, daß jener weltpolitische Führungsanspruch der Vereinigten Staaten nur in solchen Schichten innerlich vertreten wird, die sich dem Geist, der Bildung und dem Wesen Eng-

lands stark verhaftet fühlen. Das sind nun freilich auch die maßgebenden Schichten. Sie haben Geld, vor allem aber den politischen und gesellschaftlichen Einfluß. Sie empfinden sich als Angelsachsen. Und in der Tat: Altenglands Eigenart speist den verbissenen Eifer der amerikanischen Staatslenker unserer Tage, die zweifellos des Glaubens sind, daß ihre Urteilssprüche den Maßstab allen Weltgeschehens abzugeben haben. Dieselbe Methode, eine handfeste Politik moralisch aufzuputzen, bestimmt den Inhalt nordamerikanischer Präsidentenbotschaften sehr viel mehr noch als das realistischer gehaltene Gefüge englischer Ministerreden. Und ganz gewiß, der Schüler hat begriffen.

Aber dennoch ist er nur Adept. Besonders bleibt er in den Denkformen und Erkenntnissen einer ganz bestimmten Periode der englischen Geistesgeschichte befangen, jener politischen Aufklärung nämlich, die den Begriff des demokratischen Vernunftstaates entdeckt hat. Was aber für den Briten eine zeitbedingte Station seines langen Lebenswegs bedeutet, was er in seinem eigenen Lande durch ein organisches System der Auslese zugunsten einer kleinen Führerkaste zurechtbog, und was ihm für die stimmungsmäßige Beeinflussung des Auslandes willkommen war, um fremde Völker aufzuspalten und überall, besonders in den USA., sich eine Art von »englischer Partei« zu sichern — dieser Glaube an einen Idealstaat mit echter, von Natur gegebener Gleichheit aller seiner Bürger hat für die Nordamerikaner eine religiöse Überzeugung werden müssen. Den Eingewanderten aller Zonen war und ist der Demokratismus ein Bekenntnis.

Wenn aber diese Pax Americana sich nach außen wendet und ihre Ordnung fremden Völkern anpreist, dann wird sie durch ihr Unverständnis für den Reichtum der Geschichte eben dieser Völker zur Wesenlosigkeit verurteilt. Amerika ist wirklich eine eigene Welt. Was ihr entspricht, entspricht darum noch nicht dem europäischen oder asiatischen Lebensrhythmus. Tausendjährigen Völkern ist das

Problem des »Melting Pot« in seinen Schwierigkeiten nie bekannt geworden. Sie haben dafür andere Sorgen gehabt und allerdings auch andere Daseinsformen entwickelt.

Gerade dieses Anderssein der europäischen Kulturgemeinschaft und des nordamerikanischen Kontinentes bot von jeher alle Vorbedingungen für ein Verhältnis wechselseitiger Ergänzung und wird sie — ob in naher oder ferner Zukunft, kann nur die Geschichte entscheiden — immer wieder bieten. Dann aber müssen beide Welten auch in ihrem Raum verharren, nicht der Versuchung unterliegen, ihr politisches Gesetz der anderen aufzwingen zu wollen. Dann ist für eine Einflußnahme auf Europa, für Wirtschaftskriege und für Gouvernantenlaunen nicht der Platz. Die Pax Americana aber ist nichts anderes als eine verlängerte Pax Britannica. Das zeigte sich im Frühjahr 1941 nach Erlaß des Pacht- und Leihgesetzes, als die »United States News« in Washington die Hemisphärenpolitik des Präsidenten Roosevelt so englisch wie nur denkbar, nämlich universalistisch deuteten: »Bisher war die Welt eine britisch-amerikanische Welt, die insgesamt nach den von diesen Großmächten niedergelegten Regeln lebte. Das war möglich, weil England und Amerika den Atlantik, den Pazifik und das Mittelmeer beherrschten... Die Vereinigten Staaten betrachten den Krieg in erster Hinsicht als einen Kampf um die Beherrschung der Weltmeere, denn wer sie beherrscht, der kann die Regeln bestimmen, nach denen die Welt sich einzurichten hat.«

So hat auch Roosevelt von Anfang an sein Wortspiel mit der westlichen Hemisphäre verstanden. Der Kontinent Amerikas ist nie bedroht gewesen, aber die Verteidigung der westlichen Hemisphäre, die längst zum großen Modewort in den Vereinigten Staaten wurde, bedeutet eben nicht Verteidigung des Kontinentes, sondern den Versuch, die beiden Weltmeere zusammen mit der alten Lebenslinie Englands zwischen Hongkong und Gibraltar auch weiterhin als Dominat

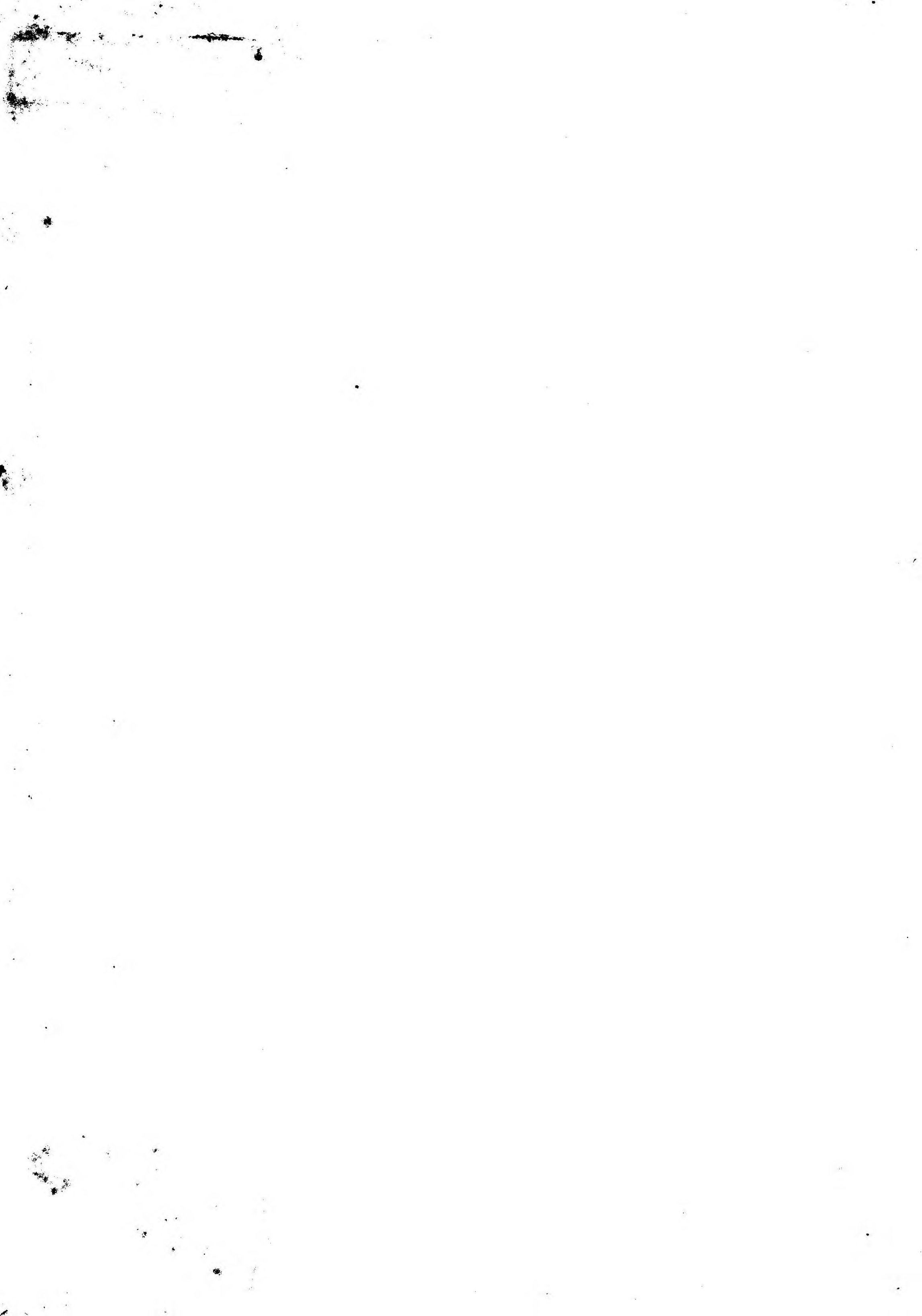
der englischsprechenden Nationen zu erhalten. Und damit rückte Nordamerika, obwohl durch keine Not dazu gezwungen, gefährlich an den Raum Eurasiens und Afrikas heran.

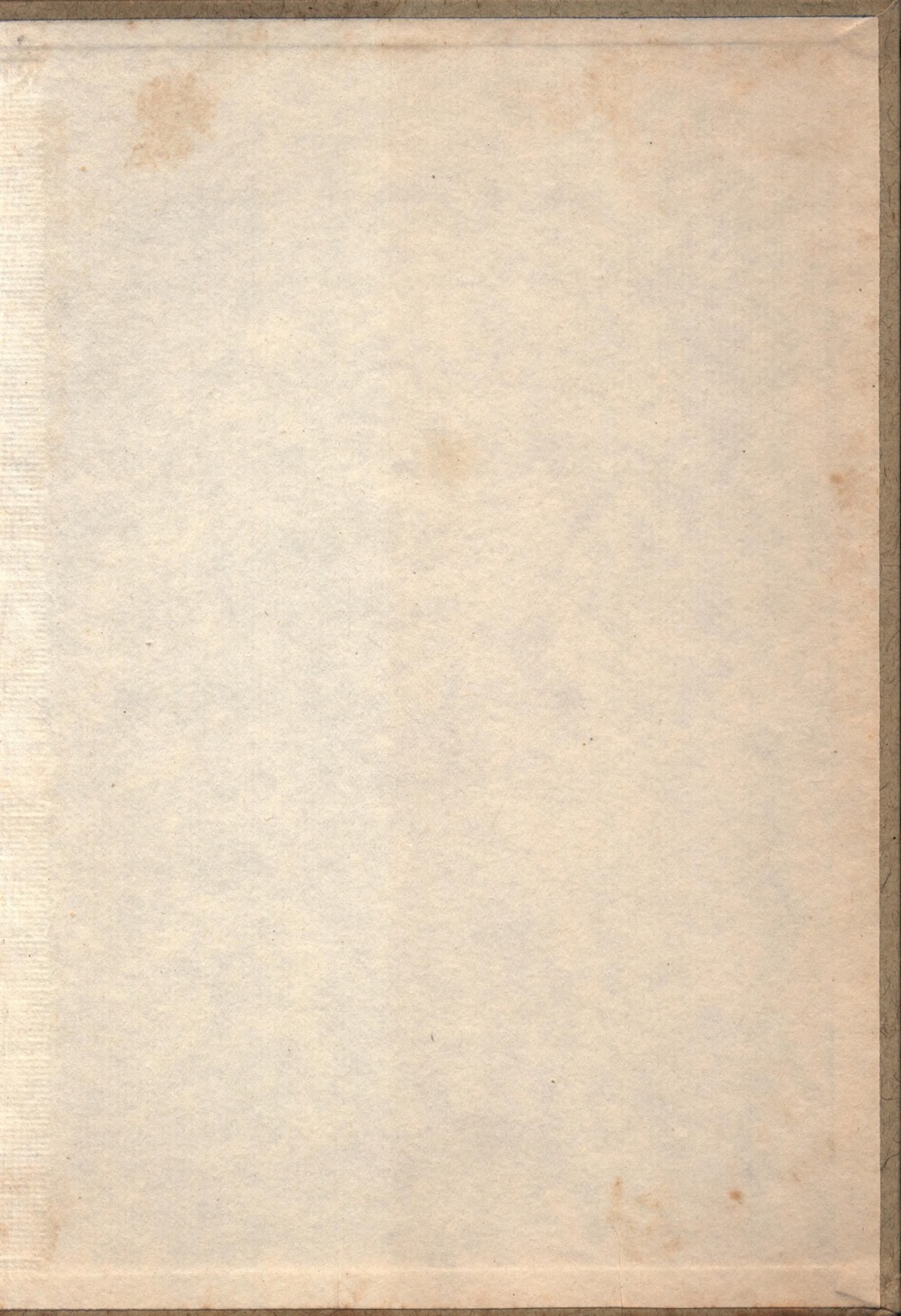
Pax Britannica und Pax Americana — es sind Begriffe, die im Grunde dasselbe meinen: Ein Weltsystem der Seebeherrschung. Die sogenannte Charter des Atlantik, deren Einzelheiten hier behandelt wurden, enthielt ja in der Tat die bindende Verpflichtung der Vereinigten Staaten, ihr ganzes Potential der Rettung Englands und des Britischen Reiches zur Verfügung zu stellen. Umgekehrt ließ der pazifische Krieg auch Nordamerikas Interessen hilfsbedürftig werden. Es war der Ära Roosevelt zu guter Letzt gelungen, die Wohlfahrt ihres großen Kontinentes mit dem ungewissen Schicksal einer Seetyrannis zu verbinden, die an allen Punkten ihrer erdumspannenden Lebenslinie um die Gesamtheit ihrer Existenz zu ringen hatte. So war es nur mehr zeitgemäß, wenn man in England allen Kündern einer Pax Americana als das große Ziel der angelsächsischen Front, mit der die USA. sich rettungslos verbunden hatten, die Pax Oceanica der englischsprechenden Staatenfamilie entgegenstellte. Es wurde damit indirekt ein jeder Führungsanspruch der Vereinigten Staaten zurückgewiesen. Gerade auch in diesem Licht gesehen, ist die Pax Americana, da sie nur das überkommene System der Briten mit einem neuen Wort umschreibt, beträchtlich weniger amerikanisch als der Monroeismus, der die Kraft und Größe der Vereinigten Staaten, vor allem aber auch das Wachstum ihres Volkscharakters, auf dem festumgrenzten Fundamente ihres Kontinentes sicherstellen wollte. Lediglich die staunenswerte Irreführung der amerikanischen Massen hat es immer wieder verhindern können, daß die innere Verwandtschaft zwischen dem Kampf um eine europäische Gemeinschaft und der Tradition der nordamerikanischen Unabhängigkeit erkannt wurde.

Das Ende aller Bürgerkriege zwischen den europäischen Nationen ist ein edles, ein historisches Ziel. Mit ihm wird schließlich nur der

Weg beschritten, den die Vereinigten Staaten in der Stunde ihrer Entstehung gegangen sind. Sie sind es ja gewesen, die das Recht der Kontinente auf ihr Eigenleben und die friedliche Entwicklung ihrer Glieder zuerst verkündet haben. Wenn die Neue Welt genau wie England häufig von dem inneren Hader profitieren konnte, der durch Englands Politik Europas Schicksal wurde, wenn es längst amerikanische Gewohnheit geworden war, geringschätzig über die ewigen Zänkereien des europäischen Festlandes zu denken, so war und ist das der gewichtigste Beweis für die Notwendigkeit der europäischen Idee.







Adolf Halfeld USA GREIFT IN DIE WELT